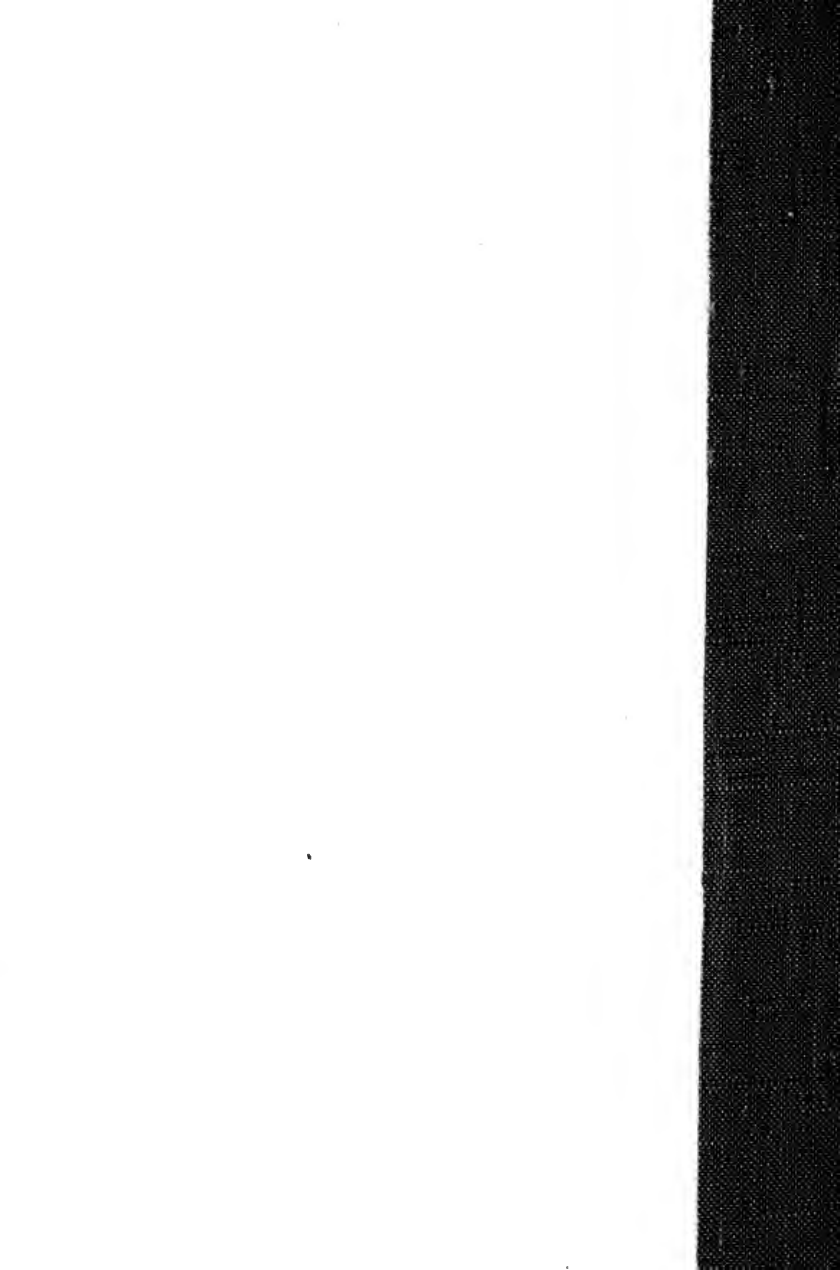

UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY











Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Fünfter Band

Schneeballen

Zweite Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.



Schneeballen

Zweite Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

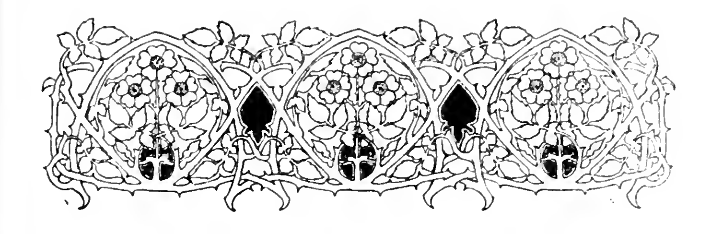
Inhaltsverzeichnis.

Seite

Der Vogt auf Mühlstein 7

Der Jakóbele in der Grub 130

Der Eselsbeck von Hasle 185



Der Vogt auf Mühlstein.

1.

Wer im Kinzigtale die steile Bergwand hinaufsteigt, welche sich unmittelbar über der Karfunkelstadt, von der ich schon erzählt habe, erhebt, dem wird, auf dem Kamm angekommen, eine herrliche Fernsicht zuteil. Er sieht das Bergland von dem langgestreckten Höhenzug des Kniebis bis hinab zur Hornisgrinde, die den Mummelsee trägt, und von der Geroldseck und vom Hünersedel bis zum Belchen.

Unter sich hat der Beschauer das Harmersbacher Tal mit seinen waldigen Höhen und seinen üppigen Berggehängen, an denen malerisch zerstreut die zahlreichen Gehöfte wohlhabender Bauern sich zeigen.

Sich gegenüber, unmittelbar unter dem höchsten Gipfel der westlichen Bergkette des genannten Tales, erblickt er, weithin schimmernd und durch seine luftige Lage alle anderen Höfe überragend, einen einzelnen Hof. Es ist das große Bauerngut „auf Mühlstein".

Mühlen gibt's dort oben keine, kaum so viel Rieselwasser von der nahen Bergspitze herab, daß Menschen und Vieh sich tränken können, auch keine Steine, die zu Mühlsteinen sich eignen. Wohl aber stand dort oben einst, wie das Volk

heute noch erzählt, ein „Schloß". Und in dem saß vor alten Zeiten ein alemannischer freier Mann, dem die leibeigen gewordenen Keltenbauern drunten im kleinen Seitentale dienstbar waren, und denen er wie seinen Stammesgenossen an der Malstätte, die ein großer Stein bezeichnete, Recht sprach. Aus dem Malstein haben die Bauern späterer Jahrhunderte den ihnen mundgerechteren Mühlstein gemacht.

Im 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung waren die Alemannen den Rhein heraufgedrungen, hatten die Römer verjagt und die ureingeborenen Kelten zu Knechten gemacht oder in die tiefsten Täler der Gebirge zurückgetrieben.

Soweit es schön war und fruchtbar, setzten sich die Eroberer selbst nieder. Und schön ist's im Kinzigtal und in seinem großen Seitentale, dem Harmersbacher, erst recht schön aber oben auf dem Mühlstein.

Nicht gar lange saßen die Alemannen als Herren im Kinzigtal, als ein Stärkerer über sie kam in Gestalt fränkischer Herzoge und sie zum großen Teil weiter gen Osten trieb.

Der Frankenherzog Arnulf (ein Enkel Pipins von Heristal) brachte 712 diesen Teil Alemanniens unter seine Herrschaft, und es mag von da ab ein fränkischer Edelmann auf jener Höhe gesessen sein und auf Mühlstein Recht gesprochen haben.

„Zuletzt," so erzählt heute noch der kundige Bauer, „sei ein Edelfräulein allein auf dem Schloß gewesen. Es habe eines Tages mit einem ‚Spektive'[1] ins Tal hinabgeschaut und drunten drei Bauernknechte auf einer grünen, grünen Wiese mähen sehen. Der mittlere von ihnen sei ein so schöner Bursche gewesen, daß sie ihn aufs Schloß kommen ließ und ihm ihre Güter, in sechs Bauernhöfen bestehend, schenkte."

Deutsch wird das wohl heißen sollen: die Erbtochter des letzten fränkischen Herrn fand Gefallen an einem schönen, jungen Knecht und schenkte ihm ihr Herz, indem sie ihn zu ihrem Mann und zum Burgherrn erkor und ihm bei ihrem Abscheiden ihre Habe hinterließ.

---

[1] Perspektiv.

„Der habe," so sagt das Volk weiter, „bei seinem kinderlosen Ableben sein Besitztum dem Kloster Gengenbach hinterlassen, wo er Christ geworden sei."

Wir wissen, daß der Sohn des Franken Arnulf, Herzog Ruthard, durch irische Glaubensboten, d. i. durch aus Schottland und Irland gekommene Benediktinermönche, die deshalb vielfach nur Schotten hießen — das Heidentum unter den zurückgebliebenen Alemannen und Kelten der Mortenau, wie damals noch der Gau hieß, auszurotten suchte.

Er gründete das Kloster Gengenbach für die genannten Mönche, und diese bekehrten auch, wie wir eben gehört, den Herrn auf Mühlstein.

Die sechs Höfe, die dieser ihnen vergabte, existieren heute noch und tragen heute noch den Namen „Schottenhöfe".

Über dem Berg, auf dem die Burg stand, drunten in südwestlicher Richtung, lagen im Nordracher Tal, in Lindach und am Bäumlisberg, noch fünf weitere Klosterhöfe. Diese elf Höfe zusammen bildeten nun das ganze spätere Mittelalter hindurch bis zur Klosteraufhebung im vorigen Jahrhundert — das einzige Mönchsgut in diesem Teile des Kinzigtales. Ringsum waren unmittelbar oder mittelbar reichsfreie Bauern.

Die alemannisch-fränkische Burg ist längst vom Erdboden verschwunden. Nur die Namen „Schloßacker" und „Schloßbrunnen" erinnern heute noch an sie. Wo aber der Malstein einst gestanden, da ließen die Klosterherren von Gengenbach auch den Sitz ihrer Gerichtsbarkeit. Sie vereinigten ihre Klosterhöfe in eine Vogtei und machten den Bauer, der beim alten Schlosse saß, zum geborenen Vogt, und der Vogt auf Mühlstein war unter den reichsunmittelbaren Bauern des Nordrach- und Harmersbachtales der einzige Klosterbeamte.

Unter dem Krummstab wohnten die elf Bauern weit besser, als die stolzen Reichsfreien rings um sie herum. Sie ließen den Zehnten auf dem Felde liegen, wo das Kloster ihn holte, lieferten von jedem Hof jährlich einige Hühner ins

Kloster und liehen dem Abte vierzehn Tage im Jahr ihre Pferde hinunter nach Gengenbach, damit er die dortigen Klostergüter bebauen lassen konnte. Und der „gnädige Herr" sandte ihnen jeweils ihre Gäule wohlgenährt, mit neuen Hufeisen und neuem Geschirr zurück.

Und was sie an barem Gelde dem Gotteshaus zu geben hatten, das zahlte ihnen, wie es sprichwörtlich war, „der Verkauf eines alten Geißbocks an den Klostermetzger", so wenig war es. Und für all das waren sie Herren auf ihren Höfen; in Feld und Wald gehörte aller Ertrag schuldenfrei ihnen. Und der Klostermetzger kaufte ihnen zudem alles feile Vieh fürs Kloster ab. Er nahm es, so erzählten die alten Bauern noch vor wenig Jahren, wenn es nur noch laufen konnte. Den Preis machten Metzger und Bauern bei Speck und Kirschenwasser ab, und das Kloster bezahlte ihn.

Kam ein Klosterbauer hinab ins Stift, so war er Gast an der Tafel und brauchte im Städtle Gengenbach keinen Schoppen zu trinken, wenn er nicht wollte.

Das war die gute alte Zeit, von der sie in den Schottenhöfen heute noch reden und Vergleiche ziehen mit der Jetztzeit und ihren Domänenverwaltungen und Steuereinnehmereien, Vergleiche, deren Details ich weglasse, um die Poesie des Alten nicht zu stören und noch weniger die Poesie dessen, was ich jetzt erzählen will.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts saß auf Mühlstein ein Vogt namens Anton Muser, ein Mann nach alter deutscher Art, groß und stark und rauh am Leibe und stark und rauh im Herzen; treu ergeben seinem Abte, ein Freund und Ratgeber seiner Mitbauern und ein besorgter, aber strenger Vater. Hart gegen sich selbst, mutete er auch anderen etwas zu. Unermüdlich in der Arbeit, war er ein Vorbild den Seinigen und den übrigen Klosterbauern.

Wenn er nach Gengenbach geritten kam in seinen kurzen, schwarzen Lederhosen und seinen hohen Kalblederstiefeln, seinem langen, schwarzgefärbten und rotgefütterten Flachsrock,

da speiste er mit dem Prälaten, und der Vogt von Mühlstein war bei den zwei letzten Äbten Jakob Trautwein und Bernhard Schwörer ein gern gesehener Mann.

Als ihm 1774 der Sturm in einer Herbstnacht sein Haus demolierte, baute er es auf eigene Kosten so groß und massiv wieder auf, daß die anderen Schottenhöfer glaubten, was er gesagt, er baue ein Schloß. Darum sieht man heute noch seinen Hof so weithin leuchten, nicht bloß ob seiner Lage, sondern auch seiner Stattlichkeit halber. Die Planzeichnungen für die Zimmerleute hatte er selber so flott entworfen, daß, wenn fortan ein Bauer seiner Vogtei etwas zu bauen hatte, er den Vogt um einen Plan bat. Er arbeitete im Felde für zwei Knechte, und die Leute sagten von ihm, er „zwinge“ in einem Tage einen halben Morgen Feld allein.

Der Vogt hatte auf diese Art bald das schönste Haus, den bestbestellten Hof, das schönste Vieh und das meiste Geld in diesem kleinen Klosterstaat. Aber der „Vogts-Toni“, wie die Bauern ihn nannten, hatte noch etwas, und das war das Allerschönste — seine einzige Tochter, die neben vier Söhnen seinen besonderen Stolz bildete. Des Vogts Magdalene war das schönste Mädchen im ganzen Kloster- und Reichsgebiet ringsum.

Schöne Vögel singen in der Regel schlecht oder gar nicht, und bei den Menschenkindern findet man vielfach etwas Ähnliches. Die Mädchen, so am schönsten singen, sind nicht selten körperlich häßlich, und die schönen können in der Regel nur krähen.

Des Vogts Magdalene war eine Ausnahme. Sie war bildschön und sang wunderschön. In jener guten, alten Zeit wurde unter unserm Landvolk daheim noch viel mehr gesungen als heutigestags. Es ist daran viel „die Kultur“ schuld, die allerlei Lumperei ins Volk gebracht, wie das viele, viele Wirtshaussitzen bei den „Mannsvölkern“, und die „Maschine“, welche die Spinnräder abgeschafft und die Spinn- und Singstuben der „Wibervölker“ aus unseren Schwarzwaldhöfen vertrieben hat.

Auch aus anderen Gründen ist unserm Landvolk das Singen vergangen. Der Bauersmann kämpft heute mit allerlei früher nicht gekannten Lasten, mit Schulden und bureaukratischen Plackereien, und wenn's dem Vater und der Mutter nicht „singerig" zumute ist, so mag die Jugend auch nicht singen.

Unsere Zeit hat zudem kein einziges anständiges Lied aus dem Leben des Volkes hervorgebracht, während aus den vergangenen Jahrhunderten zahllose auf uns gekommen sind. Das Volk wird eben aus dem Naturkind immer mehr zum Kulturmenschen gemacht, und Natur, Poesie und Gesang schwinden.

Früher war das anders, besonders bei den Schottenhöfer Bauern und ihren reichsunmittelbaren Nachbarn im Nordracher und im Harmersbacher Tal. Denen war's ums Singen. Keine Schulden und wenig oder gar keine Abgaben. Da lebte der Bauer noch „wie der Vogel im Hanfsamen", hatte dazu, wie ein Vogel, wenig Bedürfnisse, und die konnte er nach Herzenslust stillen.

Wenn jene Bauern drunten in der kleinen Reichsstadt Zell im Hirschen oder im Löwen oder in ihren Walddörfern Nordrach und Harmersbach „in der Stube" eine Hochzeit hielten, da wurde nicht nur getrunken und gegessen und getanzt, sondern auch gesungen, besonders von den „Ledigen". Und wenn des Vogts Magdalene dabei war, da scharte sich alles um sie, denn sie sang wie eine Nachtigall, und jung und alt hörte ihr bewunderungsvoll zu.

Zum schönen Singen, sagt der Bauer, müssen es aber zwei sein. Da lag drüben über dem Berg, auf dessen Morgenseite der Hof auf Mühlstein sich erhebt, im Nordracher Tal, tief unten, eine stille Strohhütte oberhalb des Dorfes und der Kirche von Nordrach.

Ihr Besitzer hieß damals Jakob Öler, im Volksmund Ölerjok. Der hatte drei Söhne, alle drei gute Sänger, der beste aber war der „Hans", auch sonst ein „netter Kerl" und

ein braver, frischer Bursche. Wenn des Ölerjoken Hans mit des Vogts Magdalene „in der Stube" zu Nordrach ein Duett sang, da wurde auch des rauhesten Bauern Herz bewegt. Und oftmals weinten die Leute vor Rührung über den schönen Zwiegesang.

Aber die zwei sangen nicht bloß andern Leuten, sondern auch sich selbst ins Herz hinein. Und zwischen dem Hans und der Magdalene schloß sich gar bald ein Herzensbund, der dem Gesang entsprossen war, und den die Lieder immer wieder neu befestigten.

Der Mühlstein gehörte, wie alle Schottenhöfe, in die Pfarrei Zell. Seine Bewohner hatten aber näher nach Nordrach, darum gingen sie regelmäßig dort hinab in Kirche und Wirtshaus. So sahen sich der Hans und die Magdalene nicht nur an Hochzeits-, sondern auch an allen Sonn- und Festtagen. Und wenn der alte Vogt nicht um den Weg war, begleitete der Hans manchmal die Magdalene bergauf gen Mühlstein.

Und lustig singend und jodelnd, sandte er ihr noch weithin seine Grüße nach, wenn beide sich am „Stollengrund" verabschiedet hatten, und die Magdalene schaute mehr denn einmal, sich umwendend, dem lieben Burschen nach und winkte ihre Abschiedsgrüße ihm zu.

Die Mägde von Mühlstein, welche mit der Tochter in die Kirche gingen, hatten es der Vögtin längst verraten, warum die Magdalene immer etwas später und allein heimkehre.

Die Mutter hatte aber dem Vogt weiter nichts gesagt, weil Bauer und Bäuerin in jenen Tälern nicht viel einzuwenden haben, wenn die Tochter den oder jenen Burschen gerne sieht und bisweilen mit ihm tanzt und geht. Wenn's einmal Ernst gilt, das Mädchen zu verheiraten, so machen die Eltern den Hof aus, wo die Tochter hin soll, und die folgt in der Regel ohne jedes Herzweh, und der verabschiedete Liebhaber und der auserwählte Bräutigam duellieren sich deswegen nicht.

Das Landvolk auf dem Schwarzwald, das in der Regel beim Heiraten nicht dem Herzen, sondern dem Verstand der Eltern folgt, ist in diesen Dingen, wie wir in den „wilden Kirschen" schon erzählt, viel vernünftiger als das gebildete Publikum in den Städten mit seinem sogenannten Ehrgefühl und seinem sentimentalen Liebeskummer.

Flammt's aber ausnahmsweise einmal in einem Naturherzen auf, so ist es kein Strohfeuer, wie bei den blasierten Kulturmenschen, sondern ein verzehrendes Feuer, das tötet — aber nie und nimmermehr durch Selbstmord, wie es bei den sogenannten „besseren und gebildeteren" Ständen so oft der Fall ist.

So ging es dem Hans und der Magdalene, vorab aber der letzteren. Sie beide gehörten zu den Ausnahmen im Liebes- und Herzensleben des Landvolkes. Darum sollte ihre Liebe auch tragisch enden.

2.

Manches Jahr war ins Tal gegangen, seitdem des Ölerjoken Hans und des Vogts Magdalene als die besten Sänger galten und seitdem der Hans das Mädchen an Sonntagen nach dem Kirchgang begleitete, am Grafenberg hinauf gen Mühlstein.

Wenn sie auch bisweilen vom Immer-Beisammensein und vom Heiraten redeten, so wurde es ihnen doch angst und bange bei diesem Thema, denn wohin wollten sie heiraten? Der alte Ölerjok hatte drei Buben, und der Hans war der „mittlere", also ohne Aussichten, den kleinen Hof zu bekommen, und auf Mühlstein waren Buben genug, da kam die Dynastie an kein „Maidle". Und als Knecht und Magd zu heiraten, das ging nicht. Es war damals noch nicht Mode, daß Leute heirateten, die kein eigenes Heim hatten.

Alle Höfe und Taglöhnergütchen ringsum waren in festen Händen und hatten sichere Erben. Zu kaufen gab es also auch nichts.

Oft sprachen sie im Walde, den der Heimweg der Magdalene durchzog, von der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe, die gerade wegen dieser Hoffnungslosigkeit immer stärker wurde, denn die Liebe wächst mit den Hindernissen, die ihr im Wege stehen. Und wenn der Hans bisweilen meinte, sie, die Magdalene, werde als Tochter des Vogts und als das schönste Mädchen im Kirchspiel schon „Hochziter“ genug finden, und es werde Tag und Stunde kommen, wo sie ihn verlassen müsse, ihn, den Sohn des Kleinbauern am Talbach, er würde aber dann nicht „vor ihr Glück stehen“ und gerne zurücktreten, — so wollte der guten Magdalene das Herz brechen vor Weh.

So kam der Sommer des Jahres 1784 und mit ihm, wie alljährlich, die Zeit der Kirchweihen.

Bis zur Stunde haben die ehemaligen freien Reichsbauern im Harmersbacher, im Nordracher und im Entersbacher Tal und mit ihnen die Klosterbauern in den Schottenhöfen, in Lindach und Bäumlisberg ihre eigenen Kirchweihen und damit eine Reihe von festlichen Tagen.

Am zweiten Sonntag im August findet die Kirchweih in Entersbach statt, am letzten die in Nordrach, am ersten Sonntag im September in Oberharmersbach und am zweiten die in Unterharmersbach.

Da kommen die verwandten und bekannten Bauern aus all den Bergen und Tälern sich gegenseitig zu Gast auf die Höfe, wo herrliches Essen und Trinken, alles in Hülle und Fülle, aufgetragen wird; eine Reihe von Gängen, von der Nudelsupp' bis zum Kalbsbraten und vom Apfelmost bis zum Zeller Roten.

Weil gegenseitig eingeladen wird, so haben die meisten Bauern auf diese Art viermal im Jahr Kirchweih.

Und während die älteren Leute auf den einzelnen Höfen tafeln und gegen Abend erst hinab ins Dorf und ins Wirtshaus kommen, beginnt bei der Jugend der Tanz schon am hellen Nachmittag.

So war auch 1784 am letzten Sonntag im August die Kirchweih zu Ehren des hl. Udalrich in Nordrach.

Man konnte da wohl fragen: wer zählte die Völker alle, die hier zusammenkamen? Wie wir aus den „wilden Kirschen" wissen, nennt der Kinzigtäler Bauer seine Dienstboten „seine Völker". Und zahlreiche Völker wohnten im Nordracher Tal auf Kühlmorgen, auf dem Schrofen, auf dem Hasen- und Grafenberg, auf Schnaitberg, Rabenfels, Mühlstein, Helgenbühl, im Wolfs-, Lichter- und Stollengrund, im Bärhag und in der Rautsch. Sie zogen, diese Völker und mit ihnen die Söhne und Töchter der Bauern, an jenen Tagen aus all diesen Bergen, Weilern und Höfen nach Nordrach in die „Stube"[1] zum Tanz. Später rückten die reichsfreien Bauern nach.

Da die Nachbarn aus anderen Kirchspielen, wie schon gesagt, auch erschienen, so kamen zur Udalrichs-Kirchweih nach Nordrach namentlich auch die Bauern, welche an der unteren Nordrach wohnten und nach Zell ins Kirchspiel gehörten, so die von Lindach, Bäumlisberg, Neuhausen und „unter den Eichen".

Von diesen war der angesehenste der „Hermesbur"[2] von Lindach, Ulrich Faißt. Sein Hof, ein Klosterlehen, lag auf einem Hügel unweit der Talstraße in Lindach und zeigte schon äußerlich durch Lage und Bauart, daß da der reichste Bauer des unteren Tales wohne. Seine Waldungen erstreckten sich hinauf bis zum Mühlstein, und drunten an der Nordrach verarbeitete eine stattliche Säge die Hölzer für den Handel des

---

[1] Die „Stube" wurde das Wirtshaus genannt, weil in demselben der Vogt und die Zwölfer des Tales ihre Ratsstube hatten.

[2] Hermesbauern, Hermeshöfe und Hermeswälder gibt es im Kinzigtal eine größere Anzahl in verschiedenen Gebirgstälern. Das Wort hängt wohl mit Harm in Harmersbach zusammen, und waren diese Güter einst im Besitz eines Hademar oder Heriman.

Buren nach Straßburg, und eine lustige Mühle mahlte das Mehl für den Bauer und seine „Völker".

Wenn der Hermesbur nach Gengenbach oder Offenburg geritten kam, so fand er bei allen Wirten eine höflichere Aufnahme als viele seiner Standesgenossen, eben weil er der reiche Hermesbur von Lindach war.

Zur Zeit, da er nach Nordrach hinaufritt zur Kirchweih, war er Witwer, aber ein rüstiger, schöner Mann trotz seiner dreiundfünfzig Jahre. Sein Weib hatte im vergangenen Frühjahr das Zeitliche gesegnet, und im Tal sprach man bereits wieder vom Hochzeitmachen auf dem Hermesberg, und bald die, bald jene Tochter des Landes ward als Braut genannt, und die guten Freunde des Hermesburen fragten ihn bei jedem Schoppen, den er auswärts trank, „ob er noch keine habe."

So saß am Kirchweihtag zu Nordrach der Ulrich vom Hermeshof in der „Stube" und neben ihm seine zwei Gutsnachbarn, die Bauern vom Bäumlisberg und Grafenberg, der letztere ein Nordracher Reichsbauer. Droben im zweiten Stockwerk war der Tanzsaal und die Trinkstube der jungen „Völker".

Zu allen Fenstern drang ihr Jubel herab und herein zu den Bauern. Da auf einmal ward es oben stille, und aus der Stille klang ein Duett. „Der Ölerhans singt wieder mit des Vogts Magdalene," meinte der Bäumlisberger. Und alles lauschte, die oben im Tanzsaal und die unten in der Stube.

Als der Gesang geendet hatte und das Lärmen und Sprechen wieder weiter ging, stieß der Bauer vom Grafenberg mit dem Hermesbur an und sprach: „Ulrich, wenn ich Dich wär' und eine Hochzeiterin suchte, müßte mir des Vogts Magdalene bald singen auf dem Hermeshof."

„Das mein' ich auch," fiel der vom Bäumlisberg ein, „auf den schönsten Hof in der Klostervogtei Mühlstein gehört auch das schönste Maidle."

Der Hermesbur schmunzelte vor sich hin und sprach: „Des wär' der dümmst' Streich noch lang nit, wenn der Hermesbur

beim Vogt um seine Tochter anhalten tät. 's ist gerade acht Tag', da hab' ich's selber denkt."

„Der Klostermetzger von Gengenbach war bei mir auf dem Hof. Er hat ein fettes Stück gesucht. Sie haben nächstens des Prälaten Wahltag[1] im Kloster. Von mir ist der Metzger durch meinen Wald hinauf zum Vogt, um ihm vom Klosterschaffner etwas auszurichten. Weil es gerade Sonntagnachmittag war, hab' ich ihn begleitet auf Mühlstein."

„Auf der Höhe unter den Tannenbäumen saß des Vogts Tochter mit den Mägden, und die Maidle sangen wie die Engel im Himmel. Da ist mir auch der Gedanke gekommen, des Vogts Lene gäb' eine für dich."

„Der Klostermetzger sprach auch davon und wollte gleich mit dem Vogt ‚anbinden'. Ich hab's ihm aber noch verwiesen. Ihr zwei seid also nicht die ersten mit dem Heiratsplan."

„Aber," rief vom Tisch nebenan der Bauer von der untern Rautsch, welcher die Sache mit angehört, „des Vogts Lene geht und singt ja schon Jahr und Tag mit des Ölerjoken Hans, und die zwei sollt' man beisammen lassen!"

„Zwischen des Ölerjoken Hans und dem Hermesbur," entgegnete der Grafenberger, „ist ein Unterschied wie zwischen dem Kaiser in Wien und dem Nachtwächter in Zell. Und wenn der Hermesbur die Lene will, kann der Hans zur Hochzeit kommen und zuschauen, wie der Ulrich sie heimführt." —

Eben hatte sich die Türe von der Straße her geöffnet, und der Vogt von Mühlstein war in seiner ganzen Größe eingetreten. Er war droben im Bärhag im Anker gewesen und wollte jetzt noch einen Schoppen „in der Stube" mitnehmen, ehe er den Berg hinanschritt; denn zum Reiten, was sonst allgemein Übung war in jenen Zeiten unter den Bauern des Kinzigtales, eignete sich der Weg zwischen Nordrach und dem Mühlstein nicht recht, weil er zu schlecht und zu steil war.

---

[1] Der jährlich wiederkehrende Wahltag des Abtes ist in Klöstern ein Festtag. Der damalige Abt hieß Jakob Trautwein.

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt," rief ihm der Bäumlisberger zu. „Grad' haben wir von Euch gesprochen, Vogt, und jetzt steht Ihr da."

„Wenn's nur was Gutes war," meinte der Klostervogt und setzte sich zu den Kollegen.

„Vom Besten haben wir geschwätzt," antwortete der Bäumlisberger, der heute, am Kirchweihtag, einen Schoppen mehr genommen hatte, „vom Heiraten Eurer Tochter."

„Meine Magdalene," erwiderte der Alte vom Berg, „ist mir nicht billig feil. Da muß schon ein rechter Bur kommen, bis ich Ja sage."

„Der recht' Bur sitzt neben Euch," rückte der Bäumlisberger heraus, „der Hermesbur, der wird wohl recht sein. Was meint Ihr, Vogt? Und von dem haben wir eben diskurriert."

Das gesunde Gesicht des verratenen Hochzeiters wurde röter als gewöhnlich, und noch ehe der Mühlsteiner geantwortet, rief er: „Vogt, der Bäumlisberger Bur hat ‚Kirwewi' im Kopf und schwätzt mehr, als er weiß und soll."

Der Vogt, ein ernster Mann, der schon merkte, wo der Hase lief, meinte kurz und gut: „Im Wirtshaus verhandle ich mein Maidle nit. Wer etwas will, soll auf meinen Hof kommen. Und damit basta. Wir reden jetzt von etwas anderem." —

So schloß der erste Angriff auf den Hans und die Magdalene, und wenn nicht beide eben wieder ihren Zwiegesang in die untere Stube gesandt hätten, wäre nicht weiter von ihnen gesprochen worden. So aber konnte der angeheiterte Bäumlisberger es sich nicht versagen, ihr Lob zu singen mit den Worten, „Die zwei singen schöner als die Nachtigallen", worauf der Vogt zurückgab: „Laßt sie singen, solang sie jung und ledig sind, 's wird ihnen später von selbst vergehen."

Es sollte ihnen in der Tat bald vergehen. —

Der Vogt erzählte nun, wie er auf nächsten Donnerstag

nach Gengenbach geladen sei vom Oberschaffner, um am Wahltag zu gratulieren, was er gerne tue, denn der jetzige Prälat sei ein Freund seiner Untertanen, weil er ein guter Haushälter sei und keine großen Ansprüche an seine Bauern mache.

„Ich ginge auch mit zum Gratulieren," seufzte der Grafenberger, „aber nur wegen der Einladung zum Mittagessen; denn da gibt's jedenfalls vom besten Bermersbacher und Durbacher, und das tät einem durstigen Tal-Bürle auch einmal gut."

„Ja," rief der Bauer aus der Rautsch, „und ich wollt' auch, wir Nordracher wären Klosterburen statt Reichsburen zweiter Klass'. Die Harmersbacher drüben, das sind rechte Kerle, die stehen direkt unter dem Kaiser, aber zwischen uns Nordrachern und Entersbachern und unserem Kaiser steht der Schultheiß von Zell, und jeder Zeller Wirt und Metzger meint, die im Städtle wären unsere Herren. Und doch leben sie von uns und nicht wir von ihnen."

„Die Klosterburen haben doch noch einen rechten Herrn zwischen sich und dem Kaiser, der ladet seine Vögte zum Essen und Trinken ein, und jeder Bur, wenn er im Kloster was zu tun hat, bekommt seinen Schoppen und sein Stück Fleisch in der Klosterküch' oder am Klostertisch."

„Und besondern Respekt vor den Gengenbacher Prälaten! Der Abt Augustin[1], mein Großvater hat es oft erzählt, hat den Nordrachern helfen wollen, daß sie loskämen von Zell und rechte Reichsburen würden. Und erst der Abt Benedikt, welcher in der Nordracher Fabrik vor einigen Jahren gestorben ist! Was hat der Mann an Verkehr ins Tal gebracht durch seine Glas-, Arsenik-, Pottasche- und Farbenfabrikation! Kommen nicht jeden Tag Fuhrwerke selbst von Paris her und holen von denselben in der Fabrik hinten?"[2]

[1] Augustin Müller, Abt von 1699—1720.

[2] Der geniale Abt Benedikt Rischer von Gengenbach hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts die alte Glasfabrik des Klosters

„So isch's," fiel der Grafenberger ein. „Und das Allerschönste ist noch, daß der Prälat von Gengenbach doch eigentlich der Herr der Zeller und Nordracher Reichsfreiheit ist. Denn der Prälat setzt den Reichsschultheißen in Zell frank und frei, und die Zeller müssen es sich gefallen lassen. Die Harmersbacher Buren allein sind ‚Kerle', die haben doch noch etwas zu sagen, wenn's aus Wählen ihres Reichsvogts geht!"

„Stubenwirt," rief jetzt der Hermesbur, „zwei Maß Roten auf meine Rechnung, weil die Reichsburen die Klosterburen auch noch was gelten lassen!"

„Gebt acht, Ihr Reichsburen von Zeller Gnaden," sprach sarkastisch und trocken der Klostervogt, „daß Euch zwei die Zeller nicht einmal abfangen, wie den Gabriel Breig in Harmersbach, wenn Ihr so wenig Respekt vor der Reichsstadt und so vielen vor dem Kloster habt."

„Ja die," höhnte der Grafenberger, „die fangen keinen Bur meh', seitdem die Hambacher Buren ihnen die Tor' eingeschlagen und den Breig herausgeholt haben[1]."

„Und i sag's noch amol, der Rautschbur hat recht. Die Zeller sind nichts als Schneider, Schuhmacher, Wirte und

---

vom Mooswald herunter in den äußersten Winkel des Nordracher Tales verlegt und eine Kobaltfabrik zur Herstellung der berühmten blauen Farbe, die unter dem Namen Smalte bekannt ist, neu gegründet. Auch Arsenik und Pottasche ließ er herstellen.

Das Kloster kam durch diese Unternehmungen in ziemliche Schulden. Die Mönche, denen der Abt auch sonst als ein strenger Mann vorkam, murrten. Da legte der große Mann seine Abtswürde nieder, zog sich in seine Fabrik zurück, neben der er ein Kirchlein gebaut, und starb hier.

Das Kloster aber nahm nachmals aus seiner Gründung schweres Geld ein. Die alte Geschichte von den großen und den kleinen Geistern.

[1] Über den „Bauernkönig" Breig siehe „Der letzte Reichsvogt" in Schneeballen I.

Krämer, die von den Buren leben, und wir Buren, die alle schöne Höfe, Geld und Gut haben, sollen im Reich nur etwas gelten unter der Zeller Firma. Drum wollt' ich viel lieber Klosterbur, als Reichsbur si."

Bei diesen Worten ergriff er das Glas und stieß mit dem Vogt und dem Hermesbur und dem Bäumlisberger an und rief: „G'sundheit, Ihr Klosterburen und der Prälat von Gengenbach soll leben!"

„Ja," sagte der Bäumlisberger stichelnd, „sie sollen leben, aber auch die zukünftige Hochzeiterin vom Hermesbur danebe."

Ein Blick vom Vogt, mit dem er zuerst anstieß, genügte, um den Stichler von weiteren Anzüglichkeiten abzuhalten. —

Die Stiege zum Tanzboden mündete in die Stube, in der die Bauern saßen, und eben kamen, wie üblich, in einer Tanzpause die Spielleute herunter, um den nichttanzenden älteren Leuten eins aufzuspielen und dafür ein Trinkgeld zu verdienen. Sie gingen dabei von Tisch zu Tisch und machten jeder Tischgesellschaft ein besonderes Stück.

Als sie bei unsern Bauern gespielt hatten und im Begriff waren, wieder auf den Tanzboden zurückzukehren, rief der Hermesbur: „Schickt Eure Sänger einmal herunter, sie sollen uns auch etwas singen. Sagt nur, der Vogt von Mühlstein sei da und wolle sie auch hören!"

„Meinetwegen," sprach der Vogt, „sie sollen kommen. Weil es heute Kirchweih ist, kann man sich auch etwas mehr gefallen lassen. Ich bin sonst kein großer Freund von dem Gesing und Gejodel."

Der Wunsch von Magdalenens Vater bestimmte den Sängerbund, alsbald herabzukommen, obwohl er sonst keine Kunstreisen, wie die Musikanten, unternahm. Sie rückten an; die Magdalene und ihre Kamerädinnen und des Ölerjoken Buben mit ihren Freunden stellten sich in der Mitte der großen Stube auf und sangen jene alten Volkslieder, die heute längst vergessen sind:

„Von Toggenburg Graf Heinrich kam“, „Schön Ulrich wollt' spazieren gehn“, „Graf Friedrich wollte wiben“, und jenes herrlich' Lied, das da anhebt:

Es stand eine Lind' im tiefen Tal,
Wohl oben breit und unten schmal.

Diese Lieder wurden in Kompanie vorgetragen; aber jetzt gaben der Hans und die Lene auch jedes ein Solo zum besten. Der Hans sang lustig und keck:

Wenn alle Wässerlein fließen,
Soll man trinken;
Wenn ich mein Schatz nit rufen darf, ju ja, rufen darf,
So tu ich ihm winken.

Winken mit den Augen,
Und winken mit dem Fuß;
's ist eine in der Stuben, ju ja, Stuben,
Und die mir werden muß.

Warum soll sie mir nicht werden,
Denn ich seh sie gern;
Sie hat zwei blaue Äugelein, ju ja, Äugelein,
Sie glänzen wie zwei Stern'.

Sie hat zwei rote Bäckelein,
Sind röter als der Wein;
Ein solches Maidle find't man nit, ju ja, find't man nit
Wohl unter'm Sonnenschein.

Hatte er in schönem Bariton gesungen, so fing jetzt die Magdalene mit ihrer Silberstimme elegisch zu singen an:

Ach Gott, was müssen die leiden,
Die sich lieben und müssen meiden.

Und dürfen's auch niemand sagen,
Was Leids sie im Herzen tragen.

Ach Rosen rot, ach Blümlein weiß,
Du bist meines Herzens Paradeis.

Mein Herz, das hat dich auserkoren
Von allen Männern hochgeboren.

Dich hab ich mir nun auserwählt,
Kein Schön'rer mir im Herzen g'fällt.

Mein'n jungen Leib würd' ich verlieren,
Wenn ich einen andern für dich sollt küren.

Ach Gott! Sollt' mir mein Herz nicht brechen?
Dich lieb haben und nimmer sprechen.

Das weiß schon längst der liebe Gott,
Herzliche Lieb' treibt keinen Spott.

Treu und Glauben muß man halten fein,
Drum bleib mir hold und vergiß nicht mein.

Als ahnte die Magdalene, was ihr und dem Hans bevorstand, so sehr paßte das alte Volkslied auf ihre Zukunft, und sie sang es wie das Schwanenlied ihrer ungetrübten Liebe, so innig und so tiefgefühlt, daß selbst der harte Vogt mit einer Träne kämpfte. Der weinselige Bäumlisberger aber weinte wie ein Kind.

Der Hermesbur, der wohl merkte, daß das Lied der Magdalene nicht auf ihn „gespitzt" sei, wollte den „Protzen" zeigen, warf zwei Kronentaler auf den Tisch und sprach: „Das ist für die schönen Lieder, die Ihr gesungen habt."

Da trat der Hans vor an den Tisch und schob die Taler dem reichen Bauer wieder zu mit den Worten: „Hermesbur, wir singen nicht ums Geld, sondern zu unserem Vergnügen. Wenn Euch unsere Lieder eine Freude gemacht haben, freut's uns auch, aber Geld nehmen wir keines."

„Des Ölerjoken Buben," meinte der Ulrich vom Hermesberg, „sind stolz. Sie verschmähen selbst die Kronentaler."

„Ja," rief jetzt die Sängerin Magdalene dem Hermesbur hinüber, „der Hans hat recht, wir sind keine Schnurranten und Musikanten, die uns Geld spielen und singen. Wir danken Euch, Hermesbur, aber bezahlen lassen wir uns nicht."

„So, dann wirst Du wenigstens einmal mit mir trinken," entgegnete sauer lächelnd der Ulrich und streckte der schönen Vogtstochter sein Glas hin. Die Magdalene nahm das Glas, stieß mit dem Vater und den anderen Bauern an und trank dem Hermesbur wie üblich „Gesundheit" zu.

Eine weitere Maß Roten, die der Ulrich noch bestellte, trank der Sängerbund stehend mit den „Buren"[1] und machte sich dann wieder hinauf auf den Tanzboden. Der Hermesbur schaute der Magdalene nach und dachte bei sich: „Die singt doch noch auf meinem Hof, und wenn sie nit singt, so schreit (weint) sie."

Sein Entschluß, um sie zu freien, war gefaßt. —

Spät am Abend, der Vogt war schon längst zu Fuß den Berg hinauf der Heimat zu, ritten die drei Talbauern von der „Stube" in Nordrach weg, der Hermesbur, der vom Bäumlisberg und der Bur am Grafenberg.

Vor der Sägmühle des letzteren war der Scheideweg, der den Grafenberger links, den Bäumlisberger rechts zu seinem Hofe führte, während der Hermesbur noch ein Stück weiter die Talstraße hinab gen Lindach zu reiten hatte. Beim Abschied riefen die zwei anderen dem Ulrich noch nach: „Komm gut heim und geh' bald Mühlstein zu, damit wir zur Hochzeit kommen können!"

„Es pressiert nit so," erwiderte der Hermesbur. „Zuerst will ich meinen Haber und mein Öhmd noch in die Scheuer bringen. Und wenn dann einmal die Nebel ins Tal kommen, will ich mir Zeit nehmen zum Heiraten. Guat Nacht!"

---

[1] Ich erinnere an das, was ich in den „wilden Kirschen" schon gesagt, daß Bur (Bauer) im Kinzigtal stets einen „Hofbesitzer" bedeutet.

Noch eine Weile hörte man die Hufe der Rosse, und dann ward's still im nächtlichen Tale bei der Mühle unter dem Grafenberg.

Aus der Mühle aber lauschte eine dunkle Gestalt noch in die Nacht hinein. Es war der Sägerknecht des Grafenbergers, der, früher als die übrige Jugend vom Kirchweihtanz heimgegangen, eben sich in seiner Holzkabine niederlegen wollte, als er die drei Bauern daherreiten und sprechen hörte. Er erkannte alle drei an der Stimme und vernahm den Wunsch der zwei von der Mühle talab Reitenden an den Lindacher: „Geh' bald Mühlstein zu, damit wir zur Hochzeit kommen können."

Der Sägerknecht, ein Kamerad des Sängers Hans, murmelte für sich hin: „So, jetzt weiß ich, wo's hinaus will. Das muß ich dem Hans sagen."

Am nächsten Sonntag erfuhr der Hans durch den Sägertoni vom Grafenberg, daß seine Ahnung, von der Magdalene einst lassen zu müssen, sich zu erfüllen drohte. Er schwieg aber, der brave Bursche. Er wollte dem Mädchen nicht das Herz schwer machen, bevor der Streich fiel, und lustig sangen und tanzten beide noch an den kommenden Kirchweihtagen in Ober- und Unterharmersbach.

3.

Es kam der Herbst. Die Scheunen auf dem Hermeshof waren von unten bis oben angefüllt mit den Früchten der Erde. Auf den Höhen über dem Hof vergoldete die Sonne die gilbenden Buchenwälder des Hermesburen, während unten im Tal die Herbstnebel über die Matten sich lagerten.

Jetzt dachte der Bur daran, ehe es einwinterte, auch wieder eine Frau auf den Hof zu bringen, aber eine stolze, junge, schöne, wie sie dem reichen Besitzer auf dem Hermeshof geziemte.

Die eben genannten Eigenschaften besaß weithin nur die Tochter des Vogts auf Mühlstein, und seit der Nordracher „Kirwe" hatte der Ulrich in Lindach die Magdalene definitiv als seine Braut erkoren. Er wußte nur zu gut, daß sie seit Jahr und Tag mit dem Ölerhans gesungen hatte und gegangen war, aber das genierte ihn keinen Augenblick.

Er hatte als lediger, reicher Bauernsohn seinerzeit auch „Bekanntschaft gehabt" mit einer Taglöhnerstochter in Lindach und sie nicht geheiratet, ohne daß das „Maidle" sich grämte.

So was war ja schon oft vorgekommen ringsum in Berg und Tal, daß zwei „einander gern hatten", wenn's aber ans Heiraten ging, auseinander kamen, weil man in der Regel „nach dem Hof" heiratet und nicht „nach der Liebe".

Solange man jung und ledig ist in jenen Tälern und Bergen, sucht man seinen „Gegenstand" mit dem Herzen, wenn's sich aber um die lebenslängliche Versorgung handelt, werden Mann und Weib gesucht mit dem Verstand und mit Hilfe der Eltern — das ist alte, bewährte Bauernpraxis, wie wir oben schon gehört haben.

Drum dachte sich der Hermesbur die Trennung des Hans und der Magdalene nicht so tragisch, sattelte am ersten Sonntag im Oktober 1784 seinen schönsten Gaul und ritt gen Mühlstein.

Es wäre durch seinen Wald hinauf am nächsten gewesen zum Vogt, aber dann hätte der Ulrich müssen zu Fuß gehen und das sich für einen Freier von seiner Sorte nicht gut geschickt. Deshalb machte er den weiten Umweg durch Zell über den Hamben[1] und die Schottenhöfe — zu Pferd.

Der Turmwächter am oberen Tor zu Zell wunderte sich, daß der Hermesbur einen seinem Hof so entgegengesetzten Weg ritt, und meinte: „Hermesbur, habt Ihr

---

[1] Abkürzung für Harmersbach.

den Weg verfehlt? Da hinaus geht's nicht nach Lindach, und zum St. Galli-Märkt in Oberharmersbach ist es auch noch zu früh!"

„Ich hab' ein Geschäft in den Schottenhöfen," erwiderte kurz der Ulrich und ritt zum Tor hinaus.

Aber der stattliche Freier hatte noch manche Frage zu bestehen, denn von Zell bis in den Hambe, wo das Hambächle von den Schottenhöfen herabrinnt, standen, wie heute noch, verschiedene Wirtshäuser an der Straße, und da es Sonntagnachmittag war, saßen in allen mehr oder weniger Reichstalbauern und Bekannte des Hermesburen.

Da rief es in allen Redensarten zu den Fenstern heraus: „Wohin, Hermesbur? Seid Ihr auf der Suche nach einer Hochzeiterin? Wollt Ihr nicht ankehren?"

Der Ulrich kam sich vor wie einer, der Spießruten laufen muß, trieb seinen Gaul immer schärfer an den Weinschenken vorbei und war herzlich froh, als er den Adler in Hambe und damit das letzte Wirtshaus und die letzten Zurufe hinter sich hatte.

Ein gar stilles, weltabgelegenes Tälchen führt vom Adler aufwärts zu den Schottenhöfen und hinauf zum Mühlstein. Selten zeigt sich ein Haus oder eine Mühle am Wege. Die Höfe liegen abseits an den Halden.

Während der Ulrich siegesgewiß tief unten den schmalen Weg am Bächlein hin sein Rößlein trieb, saß die Magdalene auf der Höhe über dem Hofe ihres Vaters.

An Sonn- und Feiertag-Nachmittagen ist es für die Leute auf den abgelegenen Berghöfen ziemlich einsam. In die Kirche und ins Wirtshaus ist's zu weit, um den Weg zweimal im Tag zu machen. Darum gehen sie zur Sommers- und Herbstzeit in die freie Natur, die Jugend singt und sinnt vom Berg ins Tal hinab, und der Bauer und die Bäuerin wandern an Feld und Wiese hin und schauen, „wie es wächst und gedeiht".

So saß heute auch die Magdalene mit den Mägden

droben über dem Vogtshof auf der Haldeneck, wo sie über Berge und Täler wegsah bis hinab zum Rheinstrom, und wo es sich gut singen und gut sinnen ließ.

Es war an jenem Oktobertage besonders schön auf der Haldeneck. Die Blätter des großen Buchwaldes, der vom Hermeshof bis zur Höhe zog, waren goldig, und die lichten Föhren des Waldes gen Nordrach hinunter glänzten wie verklärt in den milden Strahlen der Herbstsonne, und über der ganzen, weiten Natur lag ein sonniger Sonntagsfriede.

Nur in dem „Dobel", der vom Grafenberg heraufzieht, hielten die Raben eine Herbstversammlung, und ihr Gekrächze klang unheimlich in die sonstige Stille.

„Ich weiß nicht," meinte die Marianne, eine alte Magd, die schon auf dem Vogtshof gewesen, da die Magdalene auf die Welt kam — „das Geschrei der Vögel im Dobel drunten will mir gar nicht gefallen. Das bedeutet nichts Gutes. Als Deine Großmutter krank lag, bin ich auch einmal da oben gewesen an einem Sommertag, und die Vögel haben auch so wüst getan, und in jener Nacht ist sie gestorben."

Sie hatte diese Worte kaum gesprochen, als vom Hof herauf der Hirtenbub gelaufen kam und, da er die „Wibervölker" erblickte, schon von weitem rief: „Magdalene, Du sollst gleich heimkommen, der Hermesbur ist beim Vater und bei der Mutter!"

„Der kommt gewiß," sagte hastig die Marianne, „und will beim Vater um Dich anhalten, Magdalene. Diesmal bedeuten die Vögel Glück und nicht Unglück."

„Herr Jeses!" rief erschrocken die Magdalene, „Unglück verkünden sie und nichts anderes," und sie sprang wie ein gescheuchtes Reh in den Föhrenwald hinein und verschwand. —

Mitten im Walde, eine gute halbe Stunde vom Mühlstein entfernt, liegt in einer Mulde, Stollengrund genannt, der Stollenhof. Bis hierher eilte durch Dickicht und Tannengrün das Mädchen. Die alte Bäuerin auf dem Stollen-

hof war seine „Göttle“[1]. Zu der flüchtete es und klagte ihr sein Leid: „Der Hermesbur sei auf Mühlstein und werde wohl um sie anhalten; sie wolle ihn aber nicht und lasse sich auch nicht sehen.“

Und als die Göttle staunte, ob sie denn ihr Glück verscherzen wolle, der Hermesbur habe den schönsten schuldenfreien Hof weit und breit und sei ein rechtschaffener Mann — da rief das aufgeregte Patenkind: „Und wenn er so reich wär', wie der Prälat im Kloster drunten, und so brav, wie der Einsiedler auf dem Josephsbergle bei Gengenbach, ich könnt' ihn nicht gern haben.“

„Dumm's Maidle,“ sagte ruhig die Stollenbäuerin, „bei uns Landvolk heiratet man nicht nach dem Gernhaben. Ich hätte vor vierzig Jahren, als wir Hochzeit machten, den Knecht auf dem Rautschhof auch lieber gehabt, als den Bur im Stollengrund, aber ich hab' den doch genommen und hab's nie bereut. Wenn man einmal geheiratet ist und zu sorgen und zu denken hat, so vergehen einem die Possen der Jugend von selbst. Und so wird's Dir auch gehen. Sei also g'scheit und nimm den Hermesbur. Er ist zwar viel älter als Du, aber das gibt die besten Ehen, wenn ein älterer Mann ein junges Maidle heiratet. Und das Sprichwort sagt: ‚Beim a Alte isch ma guat g'halte.‘“

„Ich hab',“ fuhr die Alte fort, „schon öfters gehört von den jungen Völkern auf unserm Hof, daß Du mit des Ölerjoken Hans tanzest und singest. Aber vom Tanzen und Singen ist man nicht versorgt, sondern auf einem guten Hof, und zu einem Hof kommt der Hans seiner Lebtag nit.“

Die Magdalene hatte, mit den Bändern ihrer Sonntagsschürze spielend und vor sich niederschauend, die praktische Verstandespredigt der alten Bäuerin angehört. Jetzt schaute sie auf, und mit ihren dunklen Augen die Sprecherin fixierend, sprach die Sängerin: „Göttle, wenn Ihr so schwätzt, dann

[1] Taufpatin.

wißt Ihr nicht, was Liebe heißt, und habt es nie gewußt. Ich sag' Euch nur, ich kann den Hermesbur nicht heiraten, und wenn man mich zwingt, gibt's ein Unglück. Und Ihr und der Vater und die Mutter werden dann erst begreifen, daß eine rechte Liebe keine ‚Posse' ist, wie Ihr meint."

„Ich bin jetzt 65 Jahre alt," antwortete die Göttle, „und hab' viele junge Maidle im Tal gekannt. Die jungen Bürinnen auf dem Schnaitberg, auf dem Hasenberg und im Bärhag sind meine Göttlekinder gewesen, aber keine hat solche Komödie gemacht, wie Du, und von Liebe geredet, wenn es sich ums Heiraten gehandelt hat. Aber auf dem Mühlstein ist immer etwas Besonderes gewesen. Dein Vater hat schon oft gesagt, dort wachse der beste Buchweizen und der schönste Hanf. Und Du bist eben scheint's auch besonders geartet und anders, als die anderen Maidle."

„Göttle," erwiderte die Magdalene, „der Mühlstein ist der höchste Hof. Er ist dem Himmel und der Sonne näher als die anderen, darum gedeiht auch vieles besser als im Tal drunten und im waldigen Stollengrund. Und wenn ich als, wie heute, auf der Haldeneck über des Vaters Hof sitze und singe, Berge und Täler unter mir, so glaube ich oft, ich sei glücklicher und hätte mehr Recht, als andere Maidle. Und so will ich auch das Recht, nur einen zu heiraten, den ich von Herzen gern habe."

„Unsere alte Magd, die Marianne, hat mir oft erzählt von jenem Edelfräulein, das da oben wohnte und welches einem armen Knecht, der ihm gefiel, sich selbst und alles schenkte, was es besaß. Gewiß sind in jener Zeit auch vornehme Herren im Lande gewesen, die das Edelfräulein heiraten wollten, es hat aber den Knecht vorgezogen. Und so ist mir auch des Ölerjoken Hans lieber ohne Haus und Hof, als der reiche Hermesbur." —

„Behüt' uns Gott!" rief die Alte, die Hände zusammenschlagend. „Jetzt will sich das Maidle gar mit einem Edelfräulein vergleichen, das macht, was es will! Nun, Dein

Vater wird Dir schon den Meister zeigen. Ich aber will beten für Dich, daß der ‚böse Geist‘ von Dir weiche.“

„Ja, Göttle,“ sagte ruhig die Lene, „und ich will auch beten in der Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes zur Ketten im Tal drunten, damit mich ein baldiger Tod erlöse von der Qual, wenn der Vater mich zwingt auf den Hermeshof.“ —

Die beiden waren allein in der Stube. Der Stollenbur war drunten im Dorf, er hatte mit dem Schmied zu reden, und die „Völker“ waren drüben beim „Waldhans“, dessen Häuschen über dem Stollengrund in einer Tannenlichtung stand.

Die Stollenbüre sah bald ein, daß sie ihr Göttlekind nicht bekehren könne, und da sie sonst eine gute Frau war und es ebenso gut mit der Magdalene meinte, ließ sie mit ihrem Zureden und ihren Vorwürfen nach. Sie lud das Mädchen ein, mit ihr eine Milchsuppe — Kaffee gab es noch keinen — zu Abend zu essen und sich dann auf den Heimweg zu machen.

Die Magdalene wollte möglichst spät heimkommen, damit Vater und Mutter zur Ruhe wären und ersterer seinem Unmut über ihre Flucht nicht am Abend noch Luft machte.

Sie konnte sich nicht denken, daß die Marianne den ersten Zorn abgewandt hatte. Dieser alten Person kam — vom natürlichen, feinen Gefühl des Weibes geleitet — bei der Flucht der Magdalene gleich eine Ahnung, diese sei geflohen, weil sie den Hermesbur nicht wolle. Es kam ihr auch alsbald in Erinnerung, daß des Ölerjoken Hans die Magdalene bisweilen am Grafenberg heraufbegleitet und sie schon oft vom „schönen Singen“ der beiden gehört hatte.

Auch ein einfältiges Weiblein ist in solchen Lagen weit schlauer und gefaßter, als der gescheiteste Mann. So war auch der Plan der alten Magd alsbald fertig. Dem Hirten-

buben, der als „Liebesbote" so schlechten Erfolg gehabt, bedeutete sie, nichts zu sagen von dem Verschwinden der Magdalene und den Bericht an „den Bur" ihr zu überlassen.

Sie wanderte nun mit dem Buben von der Haldeneck dem Hof zu und, hier angekommen, meldete sie dem Bur, „'s Maidle"[1] sei den Nachmittag über mit ihr auf der Haldeneck gesessen und dann, wie schon oft, zur Göttle im Stollengrund hinabgegangen und werde, wie gewöhnlich, zum Abend daheim sein.

Diese Botschaft traf den Vogt am Stubentisch, wo er mit dem Hermesbur bei Speck und Kirschenwasser saß. Die Bäuerin trug eben noch eine Platte voll „eingeschlagener Eier" auf.

Die drei waren bereits einig. Der Vogt hatte, als der Hermesbur gegen den Hof ritt, schon geahnt, was dieser wolle, und der Ulrich, in die Stube getreten, auch nicht lange hinter dem Berg gehalten. „Geschwätzwerk" und einleitende Redensarten sind nicht Sache des Bauern.

Ebensowenig ließ es der Vogt auf die Anfrage des Hermesburs, ob er seine Tochter „haben könne", an prompter Antwort fehlen.

Wenn zu sogenannten gebildeten und kultivierten Eltern ein Freier kommt, auf den sie schon längst gehofft und gewartet haben und der ihnen hochwillkommen ist, so bringen sie doch in der Regel noch allerlei verlogene Redensarten vor von Bedenkzeit und Überlegung. Auch müssen sie noch „das Herz" der Tochter fragen, selbst wenn sie wissen, daß diese hundertundelfmal „Ja" sagt und ebenso von Herzen froh ist, wie die Eltern selbst, daß endlich einer gekommen ist, der Versorgung bietet.

Der Vogt antwortete ehrlich und kurz: „Hermesbur, ich kenne Euch und Euren Hof. Ich gebe meine Tochter nicht jedem, aber Ihr seid mir der rechte Mann, Ihr sollt

---

[1] Wenn auf einem Hof nur eine einzige Tochter ist, heißt sie in der Regel nur „'s Maidle".

sie haben." Die Bäuerin wurde aus der Stubenkammer gerufen und ihr die Sache ebenfalls mitgeteilt. Auch sie gab ihren Beifall. Alle drei reichten sich die Hände, und damit war's abgemacht.

Im ganzen Reichs- und Klostergebiet des Kinzigtales hätte sich keine Bauerntochter gefunden, die mit der Abmachung nicht höchlich einverstanden gewesen wäre. Drum war vom „Maidle" nur die Rede, um sie dem Freier vorzustellen und ihr die fertige Tatsache mitzuteilen.

Als die Marianne mit der Botschaft kam, das Maidle sei bei der Göttle, änderte das an der Sache selbstverständlich nichts. Der Vogt äußerte nur: „Das hat nichts zu sagen. Am nächsten Sonntag bring' ich die Lene hinunter auf den Hermeshof zur Beschau."

„Es wäre zwar unnötig," fügte er hinzu, „Euren Hof zu beschauen, aber 's ist einmal so Mode und das Maidle soll auch sehen, wo es hinkommt."

All dessen war der Ulrich baß zufrieden. Der Vogt schlug ihm nun vor, sein Pferd durch einen Knecht hinabführen zu lassen bis zum Adler im Hambe, und dann wolle er ihn zu Fuß bis dorthin begleiten. Sie könnten so unterwegs noch über die Sache weiter reden.

Während beide bergab und das Tälchen der Schottenhöfe hinausschritten, teilte der Mühlsteiner dem Hermesbur mit, wie er im „Vermögen stehe". Sein Hof sei schuldenfrei, beim Klosterschaffner in Gengenbach habe er zehntausend Gulden zum Verzinsen stehen, und der Adlerwirt im Hambe habe auch noch tausend Gulden von ihm. Er werde dem Maidle tausend Gulden bar, einen schönen Hausrat (Aussteuer) und 300 Ellen Leinwand mitgeben.

Der Ulrich beichtete alsdann auch dem zukünftigen Schwiegervater, daß er außer seinem schuldenfreien Hof noch siebentausend Gulden Kapital auf der „Papiere" (Papierfabrik) in Zell und auf der Fabrik in Nordrach stehen habe und die Magdalene jedenfalls bei ihm „ungesorgtes Brot"

esse. Es wäre ihm aber lieb, wenn die Hochzeit in Bälde stattfände, noch vor Eintritt in die Adventszeit; denn er wolle eine „lustige Hochzeit“ haben, und man solle in den Tälern und auf den Bergen wissen und merken, daß der Hermesbur des Klostervogts Tochter heirate.

Unter diesen und ähnlichen Reden kamen die zwei Klosterbauern hinab ins Reichstal Harmersbach, in dessen Mitte der „Adler“ stand.

Es war noch an der Zeit, zwischen Tag und Dunkel, und es saßen die dem Adler zunächstwohnenden Bauern noch beim Wein und Kartenspiel: der Schreilesbur, der Herrenbur, die Bauern aus dem Hippersbach und Kürnbach. Unter den letzteren der Lunzenbur Gabriel Breig, damals noch in seiner Glanzperiode als Bauernkönig.

Er hatte heute einen guten Tag und schimpfte nicht über die „Herren“. Nur als der Klostervogt eintrat mit seinem zukünftigen Schwiegersohn, konnte er sich nicht enthalten, dem Vogt, das Glas ihm entgegenstreckend, zuzurufen:

„Grüß Gott, Muser-Toni! Du bisch bigott der einzig Herr in unseren Tälern, vor dem ich noch Respekt habe. Die andern sind luter Schnidersg'selle!“

Die Gesinnungsgenossen Breigs, lauter echte Reichsbauern und keine halben, wie die Nordracher, stimmten laut lachend zu.

„Heut gibt's noch einen Extratrunk,“ rief der Schreilesbur. „Denn ich wett', der Hermesbur isch als Hochziter auf dem Mühlstein gsi (gewesen). Drum isch er so stramm do vorbeig'ritte.“

„Kannst recht haben,“ schmunzelte der Ulrich. „Und 's kommt jetzt auch auf eine und die andere Maß nicht an.“

Da gab's erst Leben in der Stube. Alle gratulierten dem Vogt und dem Hermesbur und freuten sich, wieder einmal „eine rechte Hochzit“ mitmachen zu können.

„Aber,“ warnte der Vogt boshaft, „Ihr Harmers-

bacher dürft nur zur Morgensupp' auf den Mühlstein kommen, von der Hochzit in Zell werdet Ihr wegbleiben müssen. Der Gabriel zum vorweg, aber auch die andern, weil Ihr dabei waret, als die Harmersbacher die Stadt überfallen und den Breig geholt haben."

„Was?" rief der Bauernkönig. „Ich und die Unterharmersbacher gehen schon lange wieder nach Zell. Wir sind jeden Sonntag dort in unserer Pfarrkirche, wo wir hingehören. Und wenn die Zeller uns die Kirche verwehren wollten, käme der Prälat hinter sie, denn der ist doch ihr Haupt-Herr, der setzt ihnen den Schultheißen und den Pfarrer."

„Die Zeller sind aber auch sonst schon lange wieder froh, daß wir Talburen kommen und ihre Bratwürste und Wecken essen und ihren Wein trinken. Also wir kommen zur Hochzit. Zum ‚Schäpel-Hirschen'[1] schicken wir unsere ‚Völker', und zur Morgensupp' werden wir ‚Hambacher Buren' auf Mühlstein sein und dann mit hineinreiten nach Zell. Die Zeller sollen auch wieder einmal sehen, was eine rechte Bauernhochzit heißt, und daß wir ‚Bure' andere Kerle sind, als die armseligen Reichsbürgerle an ihren Backtrögen, Hobelbänken und Webstühlen."

„Aber ein paar Maß müßt Ihr zwei jetzt zahlen. Seitdem ich im Gefängnis in Zell aus Langeweile getrunken habe, bin ich meineidig durstig geworden."

„Du hast halt immer ein böses Maul, Breig," erwiderte der Vogt, „aber ein Kaib[2] bist Du doch. Also es bleibt dabei, Ihr Hambacher reitet mit auf dem Kirchgang. Und jetzt, Adlerwirt, Wi her für die durstigen Reichsburen." —

Der Mond schaute schon ziemlich lange über den Nillwald ins Harmersbacher Tal, als die Bauern sich trennten.

[1] Eine Art Polterabend, von dem ich in den „wilden Kirschen" ausführlich geredet habe.

[2] Schlauer, gewandter Mensch.

Der Vogt ging mit seinem Knecht, der des Hermesburen Gaul herabgeführt und tapfer mitgetrunken hatte, spät durch die Schottenhöfe hinauf dem Mühlstein zu.

Dort hatte sich indes auch eine Unterredung zwischen der „Bäuerin" und der alten Marianne abgespielt. Diese war gleich nach dem Weggang der beiden Bauern wieder in die Stube gekommen und hatte der Mutter den wahren Vorgang auf der Haldeneck erzählt und die Flucht der Magdalene motiviert mit dem Hinweis auf des Ölerjoken Hans.

Der Vögtin ging jetzt „ein Licht auf". Sie hatte ja schon vor Jahr und Tag von den jungen „Völkern" gehört, daß der Hans mit der Magdalene singe und tanze, aber diesem Bericht wenig achtgegeben und, wie wir schon oben erwähnt, es nicht der Mühe wert gehalten, den Vogt auf Dinge aufmerksam zu machen, die im Kinzigtal noch nie einer ernsten Heirat Hindernisse bereitet hatten.

Sie hoffte alles von des Vaters Ernst und beschloß, diesem am Abend noch, gleich nach seiner Heimkehr, Kenntnis zu geben von des Maidles Flucht von der Haldeneck und von deren Ursache.

Die Marianne aber sandte sie der Magdalene entgegen, dem Stollengrund zu, damit diese bei der Heimkehr sich nicht mehr sehen lasse und den Sturm auf morgen erwarte.

Mitten im Wald traf die Alte das Mädchen, teilte ihm mit, wie sie den Vater schlau beschwichtigt und nur der Mutter alles erzählt habe. Sie redete ihm auch zu, doch keine Närrin zu sein und durch Neinsagen den reichen Hermesbur auszuschlagen und des Vaters Zorn heraufzubeschwören. Sie sei ja sein „Augapfel", seine einzige Tochter, und diese wohlversorgt zu sehen, seines Alters Trost.

„Mein Vater," sprach aufgeregt das Maidle, „hat gut reden. Er muß ja den Hermesbur nicht heiraten, er sieht nur auf den Hof, ich aber kann mit keinem Mann leben, den ich nicht mag. Das hab' ich der Göttle schon gesagt, die gerade so geschwätzt hat wie Du."

Die Marianne schwieg. Sie hatte schon oft gesagt: „Unser Maidle ist wie ein Edelfräule," und getraute sich demgemäß aus Respekt vor der Magdalene nicht weiter zu opponieren.

Auf Mühlstein angekommen, schlichen beide in die Kammer, in der die Tochter des Hauses mit den Mägden schlief. —

4.

Es war totenstill auf dem Hof, als der Vogt heimkam. Selbst der Hund schwieg, denn er kannte den Herrn von weitem am Schritt und an der Stimme. Man hörte nur den Brunnen unter dem großen Strohdach des Hofes eintönig seine Wasser in den Trog rollen.

Alles schien in tiefem Schlaf. Doch zwei Seelen wachten im Hause, die Mutter und die Tochter. Die erstere wollte, wenn der Bauer heimkäme, ihm noch beichten, was sie versäumt — des Maidles Neigung zum Hans. Sie wollte es heute noch tun, um einerseits ihr Gewissen zu entlasten, das ihr Vorwürfe machte über ihr Schweigen, und um andererseits den Vater zu unterrichten, falls das Maidle am Morgen widerspenstig wäre.

Warum die Magdalene keine Ruhe fand, brauchen wir nicht zu erklären. Wie ein Blitzstrahl war der Hermesbur in ihr Singen, Hoffen und Träumen hineingeritten, da er am verflossenen Nachmittag auf seinem Braunen dem Mühlstein zutrabte.

Aber noch eine Seele schlief nicht in jener Nacht. Es war der Hans. Tief unten im Tal, unter dem Stollengrund, unweit von des Ölerjoken Strohhütte, stand und steht heute noch eine Mühle. Sie gehörte zu den Rautschhöfen und mahlte für die Bauern, die auf den Höhen ringsum saßen.

Der Hans fungierte zeitweilig, d. h. wenn das Bächlein Wasser hatte und die wenigen, aber begüterten Bauern

Mehl brauchten, als „Mühlarzt". Dies tat er auch an jenem Oktobertag. Die Ernte, selbst der Hafer, war eingeheimst, und es drängte alles nach Mehl, aber der Bach hatte, wie alljährlich um diese Zeit, wenig Wasser.

Wenn's dann einmal einen Tag tüchtig geregnet hat und die Wässerlein von den Bergen und aus den Wiesentälern herabsickern, werden schnell die Mühlen „angelassen", und es wird gemahlen Tag und Nacht, solang die Wässerlein fließen.

Da gibt's kein Warten. Und so hatte unser Hans auch am Sonntag nachmittag seine einsame Mühle laufen lassen und mußte und wollte die Nacht „durchmahlen".

Er hatte eben — es war gegen zehn Uhr — wieder frisch „aufgeschüttet" und wollte sich auf seinen Laubsack legen im Stüblein ob dem Mahlgang, bis das Glöcklein ihn wecken und ihm den „Leerlauf" ankündigen würde, als ihm draußen eine Stimme zurief: „So, Hans, bist auch noch am G'schäft?"

Der Mond war hinter dem waldigen Rautschkopf über der Mühle aufgegangen, und Hans konnte den Rufer auf dem Weg leicht erkennen. Es war der „Rumme" (Roman), der Oberknecht auf dem untern Rautschhof, sein Freund und Mitsänger.

Ehe er ihn fragen konnte, woher so spät — rief ihm der Rumme wieder zu: „Hans, jetzt ist's ausgesungen mit des Vogts Magdalene. Der Hermesbur ist heute auf Mühlstein geritten und hat um sie angehalten. Sein Knecht, der Isidor, ist den Abend im Dorf oben gewesen und hat mir's gesagt."

Menschen aus dem Volke, Naturkinder, Schneeballen, haben in der Regel gute Nerven, sind nicht so empfindsam wie die Kulturmenschen und geraten darum bei Ereignissen und Mitteilungen, die das Gemüt bewegen, nicht leicht aus der Fassung.

So ging es zuerst auch dem Hans, dem die Neuigkeit des Rumme zudem nicht ganz neu war.

„Ich wünsch' dem Hermesbur Glück," rief er bitter auf das mondhelle Sträßchen hinunter. „Er wird wohl nicht umsonst anhalten beim Vogt. Der Hermesbur hat einen schönen Hof, und da wird's nicht fehlen. Ich hab' schon vor ein paar Wochen von der Sach' gehört durch den Toni, den Sägerknecht am Grafenberg. Aber die Magdalene dauert mich."

„Und Du dauerst mich auch," meinte der Rumme, „denn das wär' a Maidle für Dich gsi. Schon wegen Euerm schönen Singen hättet Ihr zwei zusammengehört."

„Es haben schon viele zusammengesungen," erwiderte kurz der junge Müller, „und sind nicht zusammengekommen. Doch jetzt gute Nacht, Rumme, komm gut heim."

„Gute Nacht, Hans, ich käm' noch ein wenig zu Dir hinauf, und wir hätten eins gesungen, einen Schnaps wirst auch noch haben — aber 's wird Dir heute nimmer singerig sein."

Nach diesen Worten ging der Rumme der Rautsch zu.

Der Hans schloß sein Fensterlein und legte sich auf seinen Laubsack. Es war ihm in der Tat nicht mehr singerig zumut, aber auch der Schlaf war fort, fort für die ganze Nacht. Das Mühleglöcklein brauchte ihn nie zu wecken, und als in der Frühe der Hirtenbub vom Hof herabkam und ihm das Frühstück brachte, Kartoffelsuppe und Bibileskäs, da hatte der arme Hans noch kein „Aug' voll" geschlafen. —

Der verhängnisvolle Morgen auf dem Mühlstein brach an. Noch stand die Sonne hinter dem Kniebis, als das weibliche Gesinde auf dem Hofe unter dem Strohdach heraustrat, um an die Arbeit zu gehen. Und heute gab's eine lustige Arbeit für die „Wibervölker", es sollte Hanf gebrochen werden.

Es gehören zu diesem Geschäfte sonnige Herbsttage. Wenn die spätesten Äpfel an den Bäumen sich rot färben, die Blätter im Buchwald gelb, die Tannen hellgrün schimmern in den blassen Sonnenstrahlen, da geht's auf den Höfen des Schwarzwaldes ans Hanfbrechen.

Frisch und froh stehen die Mägde und Töchter des Hofes

in ihren kurzen, blauen Zwilchröcken und den roten Kopftüchern an den buchenen „Knitschen“ und zerschlagen mit kräftigen, entblößten Armen den Hanf zwischen den scharf geschnittenen Hölzern.

Kommt ein „Mannsbild“ des Wegs daher, so wird ihm schäkernd und lachend ein Hanfbündel auf den Rücken geschlagen, daß die „Häcksel“ davonfliegen; denn er hat heute nichts in diesem Reiche der Damen zu tun.

Die Mädchen, unter ihnen die Magdalene, hatten eben erst die „Knitschen“ auf einen freien Platz oberhalb des Hofes gestellt und die Hanfgarben dahingetragen, als die Bäuerin zum Morgengebet und zur Morgensuppe rief.

Der Bauer teilte nach der Mahlzeit die Arbeit unter die Buben und Knechte aus, und dann verließen „die Völker“ die Stube, jedes aus dem an dem Türpfosten hängenden Weihwasserkesselchen sich besegnend. Als auch die Magdalene den andern nachgehen wollte, sprach der Vogt: „Das Maidle bleibt da, ich habe ihm noch etwas zu sagen.“

Nachdem „die Völker“ alle aus der Stube waren, stellte sich der Vater vors Maidle hin und eröffnete ihm: „Gestern war der Hermesbur hier und hat um Dich angehalten. Ich und die Mutter haben ihm das Jawort gegeben und versprochen, am nächsten Sonntag mit Dir hinunter zu kommen nach Lindach ‚zur Beschau‘.“

„Vater, ich kann nicht,“ zitterte es aus dem Munde der Tochter, die den strengen Mann fürchtete.

„Du kannst nicht?“ antwortete schon gereizt der Vogt. „Der Hermesbur ist der erste Bur weit und breit, sein Hof der schönste im Nordracher Tal. Da möcht ich sehen, wo das Maidle wäre, das nicht mit Freuden auf solch einen Hof heiratete!“

„Vater,“ entgegnete die Magdalene, „der Hermesbur ist ein rechter Mann und hat einen rechten Hof, aber ich kann nicht.“

„Du kannst nicht?“ — rief jetzt der Alte zornig. „Ich weiß,

warum Du nicht kannst — wegen der lumpigen Singerei mit dem Hans. Aber ich will Dich lehren, daß Du kannst. Der Vogt von Mühlstein gibt kein Jawort und hält es nicht. — Du kannst Dich besinnen bis am Sonntag. Und jetzt geh' an Deine Arbeit."

Die Magdalene ging schweigend der Türe zu, nahm tränenden Auges das Weihwasser und gesellte sich draußen zu den Mägden, die bereits „knitschten", daß Berg und Tal davon erschallten, und wohl merkten, was in der Stube vorgegangen sein mochte.

Stumm und still, statt wie sonst lachend und singend, vollbrachte die Magdalene ihre Arbeit. Und noch nie, meinten die Mägde, sei es so langweilig gewesen auf Mühlstein beim Hanfbrechen, als in jener Woche nach des Hermesburen Freiersritt. —

Am Samstag abend sagte der Vogt nach dem Nachtessen, als Vater, Mutter und Kind allein waren: „Das Maidle geht von morgen an nicht mehr in die Kirche nach Nordrach, auch wird drunten nicht mehr gesungen. Es soll in die Kirche nach Zell, und morgen gehe ich auch mit, und ‚nach der Kirche'[1] geht's auf den Hermeshof zur Beschau."

„Vater," sprach jetzt abermals schüchtern die Magdalene, „ich kann nicht mit auf den Hermeshof."

„Und wenn Du nicht kannst, so mußt Du, so wahr ich der Vogt auf Mühlstein bin!" schrie der Alte. „Eher hänge ich Dich an den nächsten besten Baum auf der Haldeneck droben, als daß Du einen andern Mann bekämest als den Ulrich Faißt auf dem Hermesberg."

„Von heut an," sprach er weiter, „kommst Du mir nicht mehr unter die Augen, bis zu dem Tage, da Du willst. Draußen in der Küche soll die Mutter Dir Dein Essen geben; mit mir darfst Du nicht mehr am Tisch sitzen. Ich gebe Dir noch vierzehn Tage Bedenkzeit, und dann fürchte das Schlimmste." —

[1] d. i. nach dem Gottesdienst.

Es kam der Sonntag. Alles ging vom Mühlstein Nordrach zu, nur das Maidle wandelte schweren Herzens auf der entgegengesetzten Seite talabwärts gen Zell, um dort in ungewohnter Weise den Pfarrgottesdienst mitzumachen. Auf dem Kirchplatz standen die Reichsburen von Unterharmersbach, in üblicher Art das „Zusammenläuten" abwartend. Unter ihnen war auch der Schreilesbur.

Der rief der Magdalene zu: „Grüß Gott, Hochzitere!" Dieser Gruß war ihr wie ein „Stich ins Herz", und als hätte sie ihn nicht gehört, ging sie in die Kirche hinein.

So ein Sonntagmorgen im Reichsstädtchen Zell bot damals ein weit malerischeres Bild als heute, wo leider die alten Trachten der Bauern mehr und mehr im Schwinden begriffen sind. Zur Zeller Pfarrei gehörte eine große Anzahl von Weilern, Zinken und Gehöften in Berg und Tal, bewohnt von halben und ganzen Reichsburen. Die letzteren — die Bewohner von Unterharmersbach — zeichneten sich vor den andern aus durch ihre weithin leuchtenden, roten Brusttücher (Westen) und kurzen, mit silbernen Knöpfen verzierten Wämser, ihre Frauen durch die roten, breiten seidenen Maschen an den goldgestickten Kappen.

Die unter Zell stehenden Reichsburen waren dunkler gekleidet: lange schwarz oder blau gefärbte Zwilchröcke, kurze Stiefel, Stumphosen aus Leder, und ihre Frauen trugen schwarze Maschen an ihren Kappen. Alle ledigen Wibervölker aber waren ohne Kopfbedeckung und mit kurzen schwarzen Schoben (Jacke) und darüber mit farbigen Seidentüchern gekleidet.

Das Landvolk des Kinzigtales sorgte ehedem zur Sommerszeit an Sonn- und Feiertagen auch für das Parfüm. Während aber der kultivierte Ladenjüngling, der Student oder der angehende Staatsdiener mit Eau de Cologne sein Taschentuch und seine Rockzipfel tränkt, und die Damen und Dämlein der Städte „Wohlriechendes" aus Gläsern und Schachteln über sich ergießen, ging das Bauernvolk, Männer

und Weiber, Buben und Maidle, am Sonntagmorgen in den Garten vor dem Hause und holte da von unseres Herrgotts Wohlgerüchen.

Mit Vorliebe wurden zwei feine Sorten von den Landleuten des Kinzigtales gewählt — die Nelke und der Rosmarin; beide zeugten auch hier für den guten Geschmack des Volkes.

Mit einer Nelke hinter dem linken Ohr und einem Rosmarinzweig in der Hand marschierten die „Mannsvölker" des Kinzigtales zur Sommerszeit der Kirche zu, während die „Wibervölker" beide Pflanzen im Mieder trugen. So sah auch ich die Landleute noch in meiner Knabenzeit. Heute hat das alles aufgehört. Das Volk wird ja immer „gebildeter" und verliert mehr und mehr seine Kindlichkeit und Natürlichkeit. —

Unsere Magdalene hatte manchen Rosmarinzweig vom Mühlstein herab in die Nordracher Kirche getragen und ihn auf dem Heimweg mit dem, welchen der Hans aus dem Obertal gebracht, vertauscht.

Heute war's ihr nicht ums Blumenbrechen gewesen, als sie den Hof verließ, um nach Zell zu gehen. Und die Mägde und die Töchter aus den untern Schottenhöfen, die den Weg nach Zell regelmäßig machten, hatten sich schon unterwegs gewundert, daß „das Maidle vom Mühlstein" heute nach Zell in die Kirche gehe und daß es keinen Strauß trage.

Und die Maidle aus den Höfen im „Höllhaken und im Erbsengrund", die den gleichen Weg gingen und deren Väter am vergangenen Sonntag die Verlobung aus dem Adler heimgebracht hatten, meinten, das sei eine „b'sundere Hochzitere", die Magdalene vom Mühlstein, daß sie ohne Strauß in die Kirche gehe. Wenn eine von ihnen auf den Hermeshof käme, würde sie zwei Sträuße aufstecken. —

Nach dem Gottesdienst gehen die „Wibervölker", ungestärkt durch leibliche Erfrischung, alsbald der Heimat zu, talein und bergauf. Sie haben noch das Mittagessen, welches „im Ofenloch" indes allein gegoren hat, zuzurichten und können

zwei Stunden hin- und hergehen, ohne im Wirtshaus sich kräftigen zu müssen, wie das starke Geschlecht der „Mannsvölker."

Diese haben je nach der Lage ihrer Höfe bis heute auch ihre besonderen Wirtshäuser in Maria-Zell. Die zum obern Tor hinaus müssen, die trinken ihren Schoppen im Löwen und im Hirschen, und das waren in jener Zeit vorzugsweise die Reichsburen erster Klasse aus dem Harmersbach, und die zum untern Tor hinauswandern, die Ober- und Unterentersbacher und die Lindacher, kehren im Raben, im Adler und in der Sonne ein.

Einzelne kaufen noch vor ihrem Heimgang Leder und Nägel, denn in der kommenden Woche erscheint der Schuhmacher auf dem Hof, oder sie brauchen Zeug zu einem neuen „Häs" (Anzug), weil der Schneider zu kommen versprochen hat. —

So wanderten auch an jenem Sonntag die „Wibervölker" zuerst und die „Mannsvölker" zuletzt zu den Toren der Reichsstadt hinaus.

Die Magdalene war allein durchs obere Tor in die Vorstadt gegangen, aber zunächst nicht den Schottenhöfen zu. Draußen vor dem Städtle, rechts dem Talweg und am linken Ufer des Talbaches, liegt die Wallfahrtskapelle der Mutter Gottes zur Ketten[1]. Diesem Gnadenort lenkte das Maidle von Mühlstein seine Schritte zu, um Hilfe zu suchen bei Maria, der Trösterin der Betrübten.

Noch vor wenig Wochen, am Feste Maria Himmelfahrt, an welchem nach alter Art Blumen und Kräuter gesegnet

---

[1] In den Türkenkriegen hatte einst ein Schmiedgeselle aus dem Breisgau, der als Gefangener in der Türkei schmachtete, seine Zuflucht zur Mutter Gottes von Zell genommen. Am andern Morgen lag er in der Nähe seines Heimatdorfes samt der Kette, an die er gefesselt war. Im Triumph führte ihn das Volk nach Zell, wo er die Kette der Mutter Gottes widmete. Seitdem heißt die Wallfahrt „Maria zur Ketten".

wurden, und zu dem alle Buren und Bürinnen und alle „Völker" im mittleren Kinzigtal strömten, und an dem die Harmersbacher Reichsburen mit ihren bewaffneten Rotten Spalier bildeten, war die Magdalene heiter und glücklich, einen „Kräuterbüschel" in der Hand, in diesem Heiligtum gewesen.

Der Guardian der Kapuziner von Hasle, Pater Marzellin, hatte gepredigt von den Leiden und der dadurch verdienten Verherrlichung der Gebenedeiten unter den Weibern. In seiner Anwendung auf die Zuhörer und auf die Mühsale unseres Lebens hatte er davon gesprochen, daß wir Menschenkinder in diesem Tale der Zähren nicht lebten, um glücklich zu sein, sondern um zu leiden und zu dulden und dafür in einer bessern Welt den Lohn zu empfangen.

Das Maidle von Mühlstein hatte damals dem Pater Marzellin nicht geglaubt, daß wir hienieden unglücklich und elend seien; denn es war noch keine Stunde unglücklich und am letztvergangenen Himmelfahrtstage noch so lebensfroh gewesen, wie die Berge und Täler und Blumen und Matten und Menschen, auf welche die Augustsonne rings um die Wallfahrtskirche ihre wärmsten Strahlen sandte.

Heute war das anders. Sie kniete nieder vor dem Gnadenbild, dachte an die Worte des Kapuziners und flehte weinend zur Mutter Gottes um Hilfe gegen des harten Vaters Willen oder um baldigen Tod. Dann trat sie langsam und schweren Herzens den Heimweg an.

In den Höfen, an denen Magdalene vorüberzugehen hatte, saß alles beim Mittagessen, und sie kam unbeschrieen auf die Höhe. Unter des Vaters Hof stand von alters her ein Kruzifix. Sie blieb stehen und schaute mit aufgehobenen Händen stumm an „dem Mann der Schmerzen" hinauf. Tränen glänzten in ihren Augen. Sie sprachen mehr als ein Gebet.

Die Herbstsonne, die ihr mildes, friedliches Licht über Berg und Tal sandte, die tiefe, tiefe Stille ringsum und hinab bis zum Talbach und das ebenso schöne als unglückliche

Maidle vom Mühlstein in seinem stillen Schmerz vor dem steinernen Feldkreuz — es hätte ein schönes Bild gegeben. —

Daheim angekommen fand sie ihr Mahl in der Küche, und sie aß es, wie seit dem Tag, da der Vater ihr den gemeinsamen Tisch verboten, in Tränen, während die Mutter ihr predigte, vernünftig zu werden und den Vater nicht noch mehr zu reizen.

Dieser ging am Nachmittag, ziemlich ingrimmig, allein auf dem nächsten Weg durch den Wald hinab zum Hermesbur und teilte ihm offen und ehrlich mit, warum er ohne das Maidle komme, und versicherte ihn der baldigen Erfüllung seines Wunsches.

Der Ulrich bestand auf dieser Erfüllung, denn bereits überall in den zwei Tälern der Nordrach und des Harmersbaches war sein Brautritt bekannt geworden. Auch er glaubte mit dem Vogt, die Magdalene werde noch gescheit werden, wie alle andern Maidle, die bisher geheiratet und vorher einen andern gerne gesehen hatten. —

Und Hans, der Müller in der Rautschmühle? Er war am heutigen Sonntag, wie immer, in der Nordracher Kirche gewesen und hatte von der „Emporbühne", auf der die ledigen Burschen Platz nahmen, vergeblich herabgeschaut ins Schiff der Kirche nach der Magdalene. Ihre Abwesenheit deutete er als ihr Einverständnis mit dem Besuch des Hermesburs am Nachmittag des vergangenen Sonntags. „Sie wolle," sagte er sich, „von ihm nichts mehr wissen und spiele jetzt die Braut des reichen Bauern. Er hätte das so schnell nicht erwartet; aber bei den Wibervölkern sei eben alles möglich."

Verstimmt und voll bitterer Entsagung ging er nach dem Gottesdienst der Hütte seines Vaters zu. Er meinte, alle Leute sähen es ihm an, daß und warum er Weh im Herzen trage, und fürchtete ihren Spott.

Das Maidle auf Mühlstein aber war kein gewöhnliches „Wibervolk". Vielleicht war es am Nachmittag des gleichen Sonntags, da der Hans schlimm über die Magdalene dachte,

daß sie auf der Haldeneck jenes Lied dichtete und zum erstenmal sang, jenes Lied, das bis zur Stunde fortlebt bei den Nachkommen ihres Vaters, deren einer, der Buchhofbauer Erdrich, mir es mitgeteilt, und das ich unverändert wiedergebe:

Auf dieser Welt gibt's keinen größern Schmerz,
Als nicht lieben dürfen, was liebt das Herz.

Zum Heiraten wollen sie mich zwingen,
Doch zur Liebe bin ich nicht zu bringen.

Sie sagen mir, meine Liebe sei ein Scherz,
Aber diese Liebe bricht mir noch das Herz.

Was ich versprochen, halt ich fest und treu,
Will zeigen, daß kein Scherz es sei.

Meine Liebe habe ich längst vergeben
Und geb' sie e i n e m nur in meinem Leben.

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken.

Sie sang oder sagte fortan dieses Lied täglich still vor sich hin, so oft sie allein war. Und während der Hans in seiner Mühle in unliebsamen Gedanken sich erging, sang die Magdalene auf Mühlstein ihm das höchste Loblied. Aber sie sann auch noch auf anderes, — wie sie mit dem Hans zusammenkommen und ihm ihre Lage erzählen könnte.

Ehe die Woche zu Ende war, war sie auch mit diesem Gedanken im reinen und die gute, alte Marianne als Helfershelferin gewonnen. Und als am kommenden Sonntag nach beendigtem Gottesdienst der Hans wieder über den Kirchplatz durch das Gedränge sich hindurchdrücken wollte, um nicht beschrieen zu werden, „zupfte" ihn jemand an seinem „Schoben". Es war die alte Marianne. Sie bedeutete ihm, mit ihr hinter die Kirche zu kommen.

Zwischen modernden Grabkreuzen, die an der Kirchen-

mauer lehnten, sagte sie hastig: „Hans, einen schönen Gruß von der Magdalene, und Du sollst heute nachmittag um fünf Uhr in den Wald kommen im Stollengrund, oberhalb des Stollenhofs. Da wirst Du das Maidle treffen."

Hans wollte, freudig überrascht, noch mehr wissen, aber die Alte beschwichtigte ihn mit den Worten: „Hinter der Kirch', auf dem Gottesacker, schwätzt man nicht weiter von solchen Sachen. Ich hätte Dir an dem Platz gar nichts gesagt, aber ich fürchtete, die Leute hätten es gesehen vor dem Wirtshaus oder auf der Straße, und wenn der Vogt dahinter käm', müßt' ich zum Hof hinaus. Du wirst's erwarten können bis heute nachmittag, und jetzt ‚behüt' Gott', und komm g'wiß, sonst ist mir das Maidle bös. Und es ist wirklich übel genug dran, ich will's nicht auch noch kränken."

Sie huschte hinter der Kirche hervor und eilte talab dem Grafenberg und Mühlstein zu. Der Hans wanderte still-vergnügt, aber nachdenklich talauf. Die Mariann' hatte ihm in ihren letzten Worten genug gesagt.

Seine Naturseele fühlte es doch auch, wie wohl es tue, von einer andern Seele, die einem nahe stand, nicht vergessen und verraten zu sein.

Doch schmeckte ihm das Mittagessen heute nicht. Selbst dem Vater Ölerjok, der sich sonst um das Tun und Treiben seiner Buben wenig kümmerte, wenn sie nur an der Arbeit ihre Pflicht taten, fiel es heute auf, daß der Hans „etwas Besonderes im Schilde führen müsse".

Unter dem Vorgeben, er müsse in der Mühle was nachsehen für morgen, machte sich Hans am Nachmittag von seinen Brüdern und des Vaters Hütte los. Hinter der Mühle führte der Weg dem Stollengrund zu, und schon um vier Uhr stand der Hans an der bezeichneten Stelle im dichten Tannenwald.

Die Stunde bis fünf Uhr dauerte ihm und seinem pochenden Herzen eine Ewigkeit in dem stillen Wald. Nur der Hahn drunten im Stollenhof krähte bisweilen herauf, und der Hirtenbub, der über ihm im Reutfeld die Schafe

hütete, sandte von Zeit zu Zeit einen einsamen „Juchzer" den Wald hinunter.

Endlich rauschte es unter den Tannen, vom Mühlstein und von der „Flacken"[1] her. Hans ging dem Rauschen entgegen, und bald sah er die schlanke Gestalt der Magdalene eilenden Schrittes auf sich zukommen.

Sie reichte ihm die rechte Hand und fing laut an zu weinen. Dann erzählte sie schluchzend alles, was sie in den vergangenen vierzehn Tagen erlebt, wie der Vater sie dem Hermesbur versprochen und sie erklärt habe, ihn nicht zu wollen, wie hart sie seitdem behandelt werde, wie sie täglich ihr Brot in Tränen in der Küche essen müsse, und wie sie lieber sterben wolle, als mit einem andern Mann zu leben, denn mit ihm, dem Hans.

Dieser war ebenso glücklich über des Maidles Treue, als vernünftig und edeldenkend in dem, was er zu ihr jetzt sprach: „Magdalene," meinte er, „als ich Dich am letzten Sonntag in der Kirche nicht gesehen, glaubte ich, Du hättest mich, Deinen alten Sing- und Tanzkameraden, leichten Herzens mit dem Hermesbur vertauscht. Daß Du mich nicht vergessen, tut mir wohl, und daß Du so viel um meinetwillen leidest, mir weh. Aber schau — wie ich schon früher gesagt, wir zwei können nie zusammenkommen. Ich hab' nichts Eigenes und kann auch nichts kaufen. Dein Vater gibt nie sein Jawort, — und wenn wir ihm zum Trotz beieinander bleiben, geht er zum Reichsschultheißen nach Zell und dann heißt's: ‚Man steckt des Ölerjoken Hans einmal ein paar Jahre unter die Soldaten, und unterdessen wird ihm sein Herumziehen mit ehrbaren Bauerntöchtern schon vergehen.'"

---

[1] Die „Flacken" heißt ein bebautes Bergfeld mit einigen Hütten zwischen Wäldern oberhalb Nordrach; als ob die Kultur hier aufflackern wollte, um gleich wieder vom Walde erstickt zu werden. Nur gen Mühlstein hinüber bleibt's waldlos.

„Drum, Magdalene, ist's wohl am besten, wir scheiden, ehe sie uns mit Gewalt trennen. Bleib' mir gut, wie ich Dir, bis zum letzten Stündlein."

„Ich will dafür sorgen," sprach er bewegt weiter, „daß Du mich nicht immer wieder unter den Augen hast, und dann wirst Du mit der Zeit Dich mehr vergessen und in die Heirat schicken — und eine angesehene Bäuerin geben auf dem Hermeshof."

„Hans," schluchzte das Maidle, „ich kann nicht, — und wenn Du mich so lieb und gern hättest, wie ich Dich, könntest Du nicht so reden. Du brichst mir vollends das Herz."

„Du wirst es noch erleben, wie gern ich Dich habe," erwiderte der Hans — „aber wie es vor Gott und der Welt recht ist, können wir nie zusammen leben, und zusammen sterben dürfen wir nicht. Und daß Dein Vater Dich fort und fort quäle und martere um meinetwillen, täte mir weher, als wenn ich Dich als Bäuerin auf dem Hermeshof sehen müßte."

„Wenn ich auf den Hermeshof muß," antwortete die Magdalene, „dann kannst Du mich bald besuchen drunten ‚unter den Eichen' — auf dem Zeller Gottesacker."

Sie griff bei diesen Worten nach Hansens beiden Händen und fing aufs neue bitterlich zu weinen an. Hans weinte mit ihr.

Der Abendwind rauschte in den Tannenwipfeln und warf kalte Oktoberluft durch die Zweige. Der Hirtenbub droben auf dem Reutfeld fuhr jauchzend dem Stollenhof zu, nicht ahnend, daß unfern von ihm zwei Unglückliche weinten. —

Es dunkelte stark im Tannenwald. Vereinzelt ertönte der unheimliche Ruf der Nachtvögel. Hans mahnte das Maidle zur Heimkehr und zur Befolgung seines Rates: „'s ist Zeit für Dich, Mühlstein zuzugehen; es wird finster im Wald. Ich begleite Dich noch bis zur ‚Flacken'; dann bist Du aus dem Wald heraus, und ich gehe den ‚Dobel' hinunter."

Hand in Hand, stumm und still, gingen sie waldaufwärts.

In der einen Hand trug die Magdalene ihr „Fazzinettli“[1] und trocknete von Zeit zu Zeit ihre Tränen.

Auf der Flacken fand der Abschied statt. Das Maidle konnte nichts mehr sagen vor Weinen, als der Hans sprach: „Behüt' Dich Gott und folge mir. Es wird mir leichter ums Herz, wenn Du dem Vater nachgibst, als wenn ich Dich in täglicher Not und Plag' weiß. Behüt' Dich Gott, und wenn wir auch nicht mehr zusammen gehen und zusammen singen und nie mehr zusammen sein dürfen, wollen wir uns doch nicht vergessen.“ —

Nach diesen Worten ging der Hans rasch dem Dobel zu. Das Maidle kämpfte vergebens mit der versagenden Stimme, und mit dem Strom von Tränen wurde das Fazzinettli auch nicht mehr fertig. Sie nahm die Schürze vor ihr weinendes Gesicht, setzte sich nieder, wo sie stand, und ließ ihren Tränen den Lauf.

Als sie wieder aus der Schürze aufblickte, war der Hans im Dobel verschwunden. Es nachtete auch auf der lichten Flacken. Langsam schritt Magdalene der Haldeneck zu. Über dem Vogtshof erklang es bald darauf mit weinerlicher, zitternder Stimme:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken.

Das Maidle hatte sich auf der Haldeneck vollends ausgeweint, und ihr Lied war ihr Trost. —

5.

Die Bedenkzeit nahte ihrem Ende. Es wurde abermals Samstag. Der Vogt war kurz vor Mittag vom Felde heimgekommen. Er hatte Weizen gesät, und die Knechte und Buben eggten die Saat noch vollends ein.

---

[1] Taschentuch, von dem italienischen Fazzoletto, weil Italiener als Hausierer die ersten Taschentücher auf den Schwarzwald brachten.

Daheim war niemand als die Mutter und das Maidle; beide in der Küche beschäftigt. Der Vater rief dieses in die Stube, trat vor es hin und sprach kurz und hart: „Hast Du Dich jetzt bald ausbesonnen? Die Galgenfrist ist um."

„Vater," antwortete das Maidle, „ich kann den Hermesbur nicht lieben. Seid barmherzig und zwingt mich nicht."

„Was," rief der Alte, „ist das für ein Geschwätz von Liebe? Liebe ist ein Pfifferling, von dem dumme, junge Leute reden beim Singen und beim Tanzen. Das Heiraten hat mit dieser Liebe nichts zu tun; man heiratet bei mir und auf jedem Hof, wo Ordnung ist, mit dem gesunden Menschenverstand, aber den hast Du mit Deinem Singen verloren!"

„Liebe, die wächst nicht auf dem Mühlstein, aber Hanf wächst da, aus dem man Stricke macht, und mit einem Strick treibe ich Dir noch Deine Liebe aus dem Leib. Und jetzt geh' mir aus den Augen. Ich frag' Dich morgen früh noch e i n Mal, und dann wirst Du sehen, was geschieht, wenn Du mir wieder kommst wie heute."

Draußen in der Küche, wohin sie weinend zurückkehrte, fiel die Mutter, welche alles gehört hatte, noch über die Tochter her: „Sie gäbe so lange dem Vater nicht nach, bis es zu einem Unglück komme."

„Ja, Mutter," jammerte die Magdalene, „es gibt ein Unglück, wenn mich der Vater auf den Hermeshof zwingt, — aber dann ist der Vater schuld und nicht ich." —

Es war wieder eine böse Nacht vom Samstag auf den Sonntag fürs unglückliche Maidle. Schlaflos dachte es darüber nach, wie es dem Vater am Morgen Rede stehen wollte. Auf der einen Seite stand vor ihm der unerbittliche, harte Mann, von dem alles zu fürchten war, und neben ihm der protzige Ulrich vom Hermesberg — und auf der andern Seite der brave, heißgeliebte Hans, der durch seine Entsagung bei der Unterredung im Stollengrund wie ein verklärter Heiliger vor des Mädchens Seele aufleuchtete und die Liebe zu ihm noch vermehrt hatte.

Die schlimmsten Ausbrüche des väterlichen Zornes zu vermeiden, Zeit zu gewinnen, die Heirat möglichst hinauszuschieben, auch um dem Hans zu zeigen, wie schwer es sie ankomme, seiner hochherzigen Entsagung zu folgen — das war das Resultat der nächtlichen Erwägungen Magdalenens.

Eine Frauenseele findet in schwierigen Verhältnissen von Natur aus viel leichter Rat in sich selber als ein Mann. Darum holen sich selbst sehr vernünftige Männer mit Recht vielfach Rat bei ihren Frauen. —

Ehe die Völker des Vogtshofs am kommenden Morgen in die Kirche gingen, rief der Vater das Maidle in die Stubenkammer, wo die Schlafstätten der Eltern sich befanden. Auf dem Bette des Vaters lag ein Bund Stricke, eine unheimliche Erinnerung an die Drohung vom vergangenen Abend.

„Willst heut mit auf den Hermeshof," herrschte der Vogt seine Tochter an, „oder soll ich Dir Deine Liebe mit den ‚Seilstumpen' da austreiben?"

„Ihr sollt Euren Willen haben, Vater," antwortete ernst und tränenlos und wie versteinert das Maidle — „aber auf die Beschau kann ich heute noch nicht. Ich bin todmüde und elend. Also gebt mir acht Tage Zeit. Nach Simon und Juda (28. Oktober) wollen wir dann hinunter."

„Und dann, Vater, hätt' ich noch eine Bitte. Der Advent kommt bald, die Mutter und ich müssen noch manches richten. Verschiebt die Hochzeit bis nach der Adventszeit. Um Dreikönig soll dann Euer und des Hermesburen Wille erfüllt werden."

Der Vogt sah heute erst, wie bleich und abgehärmt das sonst so blühende Mädchen geworden. Daß sein Wille siegen sollte, stimmte ihn milde. Er wollte eine stattliche Hochzeiterin dem Ulrich zuführen und ging deshalb auf ihre beiden Bitten ein. „Meinetwegen," sprach er, „sollst Du Frist haben; dem Hermesbur wird's auch gleich sein. Und die Mutter hat schon gesagt, sie habe noch zu wenig ‚Tuch'[1], wenn's eine Hochzeit

[1] Leinwand.

gäbe. Für Dich war's aber die höchste Zeit, Deinen Kopf zu brechen. Die Stricke waren schon parat — er deutete auf sein Bett — um Dich zahm zu machen."

„Von heute an kannst Du wieder an meinem Tisch essen, aber in die Kirche gehst Du, wie seither, nach Zell. Wenn Du einmal in Lindach bist, mußt doch auch dahin."

Schweigend ging die Magdalene von dannen und wieder allein die östliche Talseite hinab gen Zell, aber nicht, und fortan nie an der Gnadenkapelle vorüber, ohne ihr erstes Gebet vor dem Muttergottesbilde zu erneuern. —

Es war ein rauher, kalter Oktobersonntag, der letzte des Monats. Die Fluren waren fahl und kahl, die Buchenblätter gelb und am Abfallen. Die Hirten fuhren seit Galli-Tag nicht mehr aus; ihre Lieder und „Juchzer" waren verstummt.

Vom Mühlstein trat gleich nach Mittag die Magdalene mit dem Vater den Weg an über den „Buchbühl" gen Lindach. Der Gang kam ihr vor wie der Todesgang eines unschuldig Verurteilten. Stumm und schweigend, wie ein Lämmlein hinter seinem Mörder, ging die Arme hinter dem Vater her.

Zu ihrem Unglück nahm weder der Vogt noch der Hermesbur großen Anstoß an ihrer Opfermiene, ihrem kalten, stillen Wesen. Beide glaubten, das werde sich von selbst geben, wenn sie einmal Bäuerin sei und keine andere Wahl mehr habe. Stolz zeigte ihr und dem Vater der dicke Ulrich seines Hofes Schätze, seinen reichen Speicher, seine gefüllten Scheunen, seine Ställe, in denen gedrängt stattliche Rinder standen. Auch den Umfang des Hofes beschrieb er der Zukünftigen, von der Sägmühle unten im Tale bis hinauf auf die Höhe von Mühlstein.

Das Maidle nickte stumm und still zu allem, was ihm gezeigt wurde. Im Vogt aber kochte der Zorn, daß es dem Ulrich gar keinen Beifall zollte.

Verstohlen blickte die unglückliche Braut von dem Hügel, auf dem sie standen, das Tal hinauf. Dort droben lag Nordrach und des Ölerjoken Hütte. Diese wäre ihr mit dem Hans lieber gewesen als tausend Höfe vom Range des Hermeshofs.

Sie war von Herzen froh, als es nach reicher Bewirtung wieder den Wald hinaufging. Der Vater räsonierte zwar über ihre Teilnahmlosigkeit und meinte, sie habe den Nordracher Singteufel immer noch im Kopf, aber er hoffe auf ernstliche Besserung, wenn sie einmal Bäuerin wäre.

Schweigend nahm die Dulderin auch dieses hin. —

Auf dem Mühlstein wurde von jetzt ab eifrig vorbereitet für die Aussteuer. Der Hechler kam vom „Hambe" herauf und strählte in den silberblanken Stahlzähnen seiner Hechel das „Werg" glatt, und nun ging's ans Spinnen.

Dichte Nebel lagen in den Tälern drunten, und auf den Höhen pfiff kalter Herbstwind durch die entlaubten Buchen.

Die Mägde konnten draußen nichts mehr arbeiten, und die Knechte und Buben waren im Wald am Holzmachen. So wurde denn von den „Wibervölkern" den ganzen Tag über gesponnen in der warmen Stube. Es war das ehedem eine Lieblingsarbeit der Magdalene gewesen. Da hatte sie zwischen die Erzählungen der Mutter und der alten Marianne hinein ihre Lieder gesungen. Jetzt war sie stumm und still, benetzte den Faden mehr mit ihren Tränen, die sie aus den Augen wischte, als mit dem Wasser aus dem kupfernen Schüssele unter der „Kunkel".

Sie wünschte in ihrem stillen Weh manchmal, es möchte doch das Tuch, das sie hier spinnen mußte, ihr Leichentuch werden. —

Der Vogt war nach Martini in Gengenbach gewesen und hatte mit dem Oberschaffner den Zehnten aus der Vogtei verrechnet, den die Klosterknechte kurz zuvor abgeführt hatten.

Der Prälat lud ihn, wie üblich, zur Tafel ein und erkundigte sich nach den Verhältnissen seiner Bauern in Lindach und in den Schottenhöfen und fragte besonders auch, wie es auf des Vogts Hof gehe.

Da er hierbei erfuhr, das Maidle käme auf den Hermeshof, gratulierte er und freute sich, daß des Vogts Tochter in

der Klosterherrschaft bleibe und auf einen so schönen Hof komme.

Der Alte verschwieg den Widerstand seiner Tochter, wohl ahnend, daß der Prälat auf des Maidles Seite getreten wäre.

Der Kammerdiener mußte bei der Verabschiedung des Vogtes ein silbernes „Nister“[1] holen, das der Prälat dem Mühlsteiner übergab für die Tochter, damit sie es am Hochzeitstag zum erstenmal um die Hand nehme.

Als der Vater am Abend heimgeritten kam, warf er der spinnenden Magdalene das glänzende Geschenk in den Schoß mit den Worten: „Das ist vom Prälat für die Hochzeit. Es ist schade, daß eine so einfältige Person, die ihr Glück nicht einsieht, ein so schönes Nister bekommt.“

Das Maidle spann still fort und netzte, als der Vater in die Stubenkammer gegangen war, den Faden wieder mit Tränenwasser. —

In der Rautschmühle aber war es noch weit einsamer als in der Spinnstube auf Mühlstein; — denn der Hans war ganz allein mit seinen Träumen von vergangenen, schönen Tagen. Kalt wie der Duft an den Tannenbäumen des „Rautschkopfs“ und wie die Eiszapfen, die morgens an seinem Mühlrade glänzten, war es in seinem Innern. Ohne Sing und Sang ließ er am frühen Morgen seine Mühle an und bediente sie den Tag über. In freien Stunden lag er auf seinem Laubsack und dachte an die Zukunft.

Wie vor seinem Fensterlein der Schnee leise herabrieselte auf die schwarzen, schweigenden Tannen des Rautschkopfes, so senkte sich mehr und mehr tiefes Weh in die Seele des jungen Müllers, wenn er so darüber nachsann, wie es werden sollte nach dem Hochzeitstag der Magdalene. Denn was auf Mühlstein vorgegangen, wußte er alles. Direkte und indirekte Botschaften trafen sein Ohr, wenn er am Sonntag ins Dorf und in die Kirche kam.

---

[1] Rosenkranz.

In diesen langen Stunden der Tage von Martini bis Dreikönig reifte in ihm nach und nach der Plan, den wir ihn am Hochzeitstag werden ausführen sehen — ein Plan voll Poesie und Hochherzigkeit, wie man ihn nicht erwarten sollte von einer „Schneeballe", an den zu glauben uns aber die wohlverbürgte Verwirklichung zwingt. —

Alles, was sonst eine Freude war für das Maidle auf Mühlstein — das Hanfknitschen, die Erscheinung des Hechlers, der Beginn der Spinnzeit, wurde in diesem Jahre der Magdalene zum Schmerz. So auch die Ankunft der Näherin. Diese kam vom „Katzenschrofen" herauf aus dem „Grün", in der Mitte zwischen Ober- und Unterharmersbach. Sie war die beste Hochzeitsnäherin, weil sie auch sticken und die Flitterkronen für die Bräute machen konnte.

Die Künstlerin aus dem Katzenschrofen hatte bei den Klosterfrauen in Wittichen, droben im Kaltbrunnertal, das Sticken gelernt, und selbst der Klosterschneider von Gengenbach ließ Stickereien von ihr ausführen, weshalb sie auch die „Klosternajere" genannt wurde.

Sie sagte gleich am ersten Tag zur Magdalene: „Ich komme fast auf alle Höfe, wo Maidle sind, wenn's ans Heiraten geht, aber eine so ‚trurige Hochzitere' hab' ich noch keine gefunden. So ‚trurig' zu sein, wenn man auf einen so lustigen Hof kommt, paßt nicht zusammen."

„Ich möcht' lieber sterben, als heiraten," antwortete das Maidle — und ging von der Näherin weg, die bald von den Mägden erfuhr, wie es auf Mühlstein stand.

Sie drang fortan nicht mehr in die Braut und tröstete sie beim Anprobieren, es werde schon besser kommen, wenn sie sich einmal längere Zeit vergessen habe. —

In der Adventszeit kamen am Freitagabend je zwei Kapuziner von Hasle herunter in das für sie hinter der Zeller Wallfahrtskirche hergerichtete Stüble. Am Samstag früh hielten sie um 6 Uhr das „Rorate-Amt[1]" und hörten dann Beicht.

[1] Ein besonderer Adventsgottesdienst der katholischen Kirche.

In dieses Rorate-Amt kamen damals die „Völker“ von den entferntesten Höfen herab. Über schneeige Wege unter dem kalten Sternenhimmel wallten sie in der Nacht der Kapelle zu — auch die Mühlsteiner, und unter ihnen seit Jahren hellauf die Magdalene. Wie ein Engelein vom Himmel hatte sie als das alte Adventslied mitgesungen:

Fang' an, mein' Seel', zu singen,
Sing', soviel dir möglich ist.
Von allen Bergen soll es klingen:
Komm zu uns, Herr Jesu Christ!

Im Advent 1784 versagte ihr die Stimme. Sie ging nach dem letzten „Rorate“ zum Pater Guardian in den Beichtstuhl und schüttete dem alten, erfahrenen Ordenspriester ihr Herz aus: wie der Vater sie zwinge, einen Mann zu heiraten, den sie nicht lieben könne, und wie er ihr mit Schlägen, ja selbst mit dem Tode gedroht, wenn sie sich noch länger geweigert hätte.

Pater Marzellin — so hieß, wie wir schon wissen, der damalige Guardian — sagte ihr, der Vater habe ein schweres Unrecht begangen; eine Ehe unter dem Eindrucke der Gewalt geschlossen sei ungültig. Aber er riet dem Maidle, sich die Sache noch zu überlegen und ein kleineres Übel dem größeren vorzuziehen, falls der Vater zum Verbrecher an ihr würde bei der Weigerung. Schon manchmal habe es gute Ehen im Volke gegeben, wenn nicht Liebe, sondern bloß Achtung zwei verbunden hätte.

Daß der Pater ihr gesagt, eine gezwungene Ehe sei keine kirchlich gültige, das war dem Maidle ein Stern in der seitherigen Betrübnis und wir werden sehen, wie sie das verwertete.

Haß trug sie keinen gegen den Hermesbur, aber die Achtung war auch nicht groß, weil er die Ursache ihrer Trennung von Hans war und auf seiner Werbung bestand, trotzdem er wußte, daß sie ihn nicht wolle.

Sie unterließ es nicht, bei der Heimkehr der Mutter zu berichten, was der Guardian ihr gesagt habe. Die Mutter aber meinte, das dürfe man dem Vater nicht sagen, sonst würde er auf den Guardian erbost werden, und die Kapuziner erhielten auf dem Hofe nichts mehr, wenn sie zum „Terminieren"[1] auf Mühlstein kämen. —

Seit ihrer Adventsbeichte war die Magdalene ruhiger und gefaßter. Sie dachte über des Paters Zuspruch hin und her. Und wenn sie in stillen und einsamen Stunden auch immer noch sang:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber will keinen als den Ölerjoken —

und wenn auch immer noch ihr Herz unentwegt dem Müllerburschen in der Rautschmühle gehörte, — so schaute sie doch nicht mehr so finster und verzweifelnd in die Zukunft.

Es gab Momente, in denen selbst die Möglichkeit einer Achtungsheirat in ihrer Seele aufstieg. —

Der Advent nahte seinem Ende. Weihnachten kam, das liebliche Winterfest, und das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden" erklang auch in den Bergen und Tälern am Harmersbach.

Am Neujahr kamen Bettelkinder aus Zell auf die einzelnen Höfe und sangen ihre Dreikönigs- und Neujahrslieder und wünschten Gesundheit, Glück und Segen fürs kommende Jahr.

Weinend brachte ihnen dann das Maidle in der Schürze unter die Haustüre die üblichen Gaben an Obst, Bohnen und Speck. Sie dachte ans neue Jahr — an Leben und an Tod. Denn je näher die Zeit kam, da sie ihr Versprechen einlösen sollte, um so banger ward ihr wieder ums Herz, und um so mehr weilten ihre Gedanken in der Mühle am Nordracher Bächlein.

---

[1] Einsammeln von Almosen.

Hans, der Goldmensch, hatte ihr durch die Mariann' zum Neujahr alles Gute sagen und wünschen lassen, und sie möge, unbesorgt um ihn, dem Vater nachgeben.

Am Tage nach Neujahr — es fiel im Jahre 1785 auf einen Samstag — am Sonntag, kam der Hochzeiter vom Hermeshof herauf, um mit dem Vogt den Tag der Hochzeit festzusetzen. Es ward ausgemacht, daß sie am 17. Januar stattfinde — am Tage des hl. Antonius, dem Namenspatron des Vaters. Sie sollte in dem ersten Wirtshaus in Zell, im Hirschen, abgehalten und in allen Tälern des Reichs- und Klostergebietes an der Nordrach und am Harmersbach durch die „Hochzeitsläder" angesagt werden.

Ins Kloster wollte der Vogt gleich morgen selber reiten, dem Prälaten das Neujahr anwünschen und den Oberschaffner zur Hochzeit laden. Der Ulrich wollte mit ihm reiten bis Gengenbach und von da allein weiter nach Straßburg, die Eheringe einzukaufen und noch etwas, das er dem Vater erst unterwegs verraten wolle.

Unter dem „Kleebad" trafen beide am folgenden Morgen zusammen, der eine aus dem Nordracher, der andere aus dem Harmersbacher Tal herreitend. Es war finster und kalt. Die Ruine Geroldseck schaute noch nicht ins Kinzigtal herüber, Nacht und Nebel verhüllten sie, als die zwei Bauern bei Biberach dieses Tal erreichten.

Jetzt fragte der Vogt, was der Ulrich in Straßburg schaffen wolle, wahrscheinlich Geld holen für geliefertes Holz oder feinen „Multum" (Tuch) zu einem langen Hochzeitsrock.

„Nein," antwortete der Hermesbur, „Geld hab' ich wirklich keines zu gut in Straßburg, und ‚Multum' hab' ich am letzten Klausenmarkt in Hasle gekauft von den Freudenstädter Tuchern. Aber einen Hochzeitswagen will ich kaufen, den ersten, der ins Zeller Land kommt."

„Schon oft hab' ich die Straßburger mit ihren ‚chars à bancs' in die Nordracher Fabrik fahren sehen am Hof

vorbei, um Glas zu kaufen oder Farbe, und jedesmal hab' ich gedacht: So ein' Wagen zum Spazierenfahren könnt' der Hermesbur auch brauchen."

„Jetzt kommt die Hochzeit, und die erste Spazierfahrt soll zur Kirche sein."

„Das ist allerdings was Neues," meinte geschmeichelt der Vogt. „Der Reichsvogt in Harmersbach allein hat eine alte Kutsche, die der vorletzte Prälat ihm einmal geschenkt. Aber Du, Ulrich, kannst das machen, der Hermeshof erträgt's. Doch eine Gefahr hat's, wenn die andern Buren dies nachmachen. Denn sobald wir ‚Mannsvölker' fahren und auf dem Wagen noch das Weib Platz hat, so werden eben die ‚Wibervölker', die jetzt daheim bleiben, wenn wir zu Markt reiten, auch mit wollen. Das macht doppelte Zehrkosten, und die Weiber überwachen die Männer im Wirtshaus."

Und wie der Vogt fürchtete, so kam es. Der Hermesbur war der erste Bur im mittleren Kinzigtal, der die Spazierfahrten anfing, und jetzt haben alle Buren ihre „Wägele" und neben sich die Frauen, wenn sie in die Städtle fahren. Aber dies hat auch sein Gutes; die Buren müssen früher heim, da die „Büriunen" zum Aufbruch mahnen, wenn der Bur am besten Trinken ist.

Es gibt Ausnahmen von Kinzigtäler Buren, die heute noch allein auf den Markt fahren, wie ihre Ahnen allein geritten sind. Zu diesen gehören alle jene, welche ihre Weiber und deren Zorn, daß sie daheim bleiben müssen, nicht fürchten und ruhig am Abend eine Sturmflut aus dem Geheg weiblicher Zähne über sich ergehen lassen. Solch ein Held ist mein Freund, der Fürst Konrad auf der Eck, der fährt allein aus und allein heim; heim manchmal erst, wenn der Morgenstern hinter dem Kniebis heraufsteigt. —

Der Vogt und der Hermesbur trennten sich auf dem Marktplatz von Gengenbach, nachdem sie im Adler noch einen Schoppen getrunken und der erstere seinen Rappen

eingestellt hatte. Der Vogt ging in die Klosterkirche, um einigen heiligen Messen anzuwohnen; denn zum Prälaten war's noch zu früh — der Ulrich aber ritt im scharfen Trab talabwärts, Offenburg und dem Rhein zu.

Es schlug eben die Mittagsstunde auf dem Münsterturm, als der Hermesbur durch das Metzgertor in die Franzosenstadt einritt, wo er wohlbekannt war. Er hatte schon manchen Holzwagen mit vier Rossen zum Tor hineingeführt und manchen Fünf-Livres-Taler hinaufgetragen ins Kinzigtal, seitdem er Bur war auf dem Hermeshof.

„Enfin, oü (auch) z' Stroßburi!" begrüßte ihn sein alter Geschäftsfreund, der Holzhändler Hug in der Brantgasse — als der Hermesbur bei ihm eintrat.

„Was gilt's Holz in der Nordere[1], henn'r ebbs[2] feil, Hermesbur?" fragte der Straßburger, ehe der Ulrich etwas anderes als sein „Guten Tag!" gesagt hatte.

„Ich hab' nichts feil, Hug!" fing jetzt der Bur an, „aber Ihr solltet mir einen Gefallen tun und helfen ein schönes Wägele kaufen zum Spazierenfahren, so wie Ihr und die andern Straßburger Herren als haben, wenn Ihr zu uns hinauffahrt."

„Jetz word's guet," rief der marchand de bois lachend, „wänn d' Bure Wäjele koïfe zum Spazierefahren. Aber mir (wir) Stroßburjer gänn (geben) Euch au z' viel Gäld 's ganz Johr. Aber annewag (dennoch) freut's mi, Hermesbur, wenn Ihr a schön's Wäjele koïft und heimfahrt, wie an rächter Stroßburjer."

Als der Brantgäßler gar hörte, es solle den Hochzeitswagen geben für den Hermesbur, da war er doppelt bereit zur Beihilfe.

„Enfin, jez gänm'r (gehen wir) zum Monsieur Walch in der Rappengaß, c'est le premier Wäjelemacher. Der Hermesbur muoß a ganz fins Charabänkle ha. Derno

[1] Nordrach. [2] Habt Ihr etwas.

gämm'r zum Sattler un koüfe a fins G'schirr für de Gaul."
So geschah es.

Eine Stunde später fuhr der Ulrich mit einem feinen, zweiräderigen Charabänkle über die Rheinbrücke. Sein Brauner, der noch nie in zwei so hohen „Landen" gegangen war und so leicht hatte ziehen dürfen, stürmte wie besessen dem Kinzigtale zu. Der Hermesbur aber hatte ein kindliches Vergnügen an seinem Wagen und an seiner Fahrt.

In Gengenbach traf er, verabredetermaßen, den Vogt nicht mehr. Der hatte dem Prälaten seine Wünsche dargebracht und ihn pro forma auch zur Hochzeit geladen und dann den Oberschaffner. Der „gnädige Herr" dankte für die Einladung, versprach aber, der Oberschaffner werde unbedingt zur Hochzeit kommen, und zur Morgensuppe wolle er, der Prälat, ein Fäßchen guten Klosterwein auf Mühlstein senden.

Darauf war der Muser-Toni fröhlich von dannen geritten und wieder zu Haus, ehe der Ulrich durch Gengenbach sauste.

Von Straßburg bis auf seinen Hof hatte der Hermesbur kaum vier Stunden gebraucht, so war der Braune dahingerast in dem ungewohnten Gespann, das der Bur sorgsam, als wäre es ein Lebkuchen, in seiner Tenne unterbrachte, um es am Hochzeitsmorgen den Blicken der erstaunten Mitburen vorzuführen.

Und er erreichte seinen Zweck. Noch heute leben Bauern, die wissen, daß der Hermesbur das erste Wägele ins Tal gebracht und es am Hochzeitstag mit der Vogtstochter von Mühlstein zum ersten Male gezeigt habe. —

6.

Die Hochzeitsläder von Nordrach und Harmersbach steuerten, den üblichen Strauß aus künstlichen Blumen

auf dem harten, hohen Filzhut, lange Stöcke in den Händen, in der ersten Woche des Jänners 1785 trotz Kälte und Schnee rüstig auf den Höfen umher und luden in des Vogts und des Hermesburen Namen freundlich zur Hochzeit ein, „zur Morgensupp' auf Mühlstein, zum Gottesdienst in der Kirche und zum Mahl im Hirschen in Zell".

Auch an der Rautschmühle ging einer vorbei, um die Klosterleute in der Fabrik, vorab den „Farbmeister", zu laden in des Klostervogts Auftrag. Und als der Hochzeitslader an die Mühle kam und der Hans, Schritte hörend, an seinem Fensterchen stand, rief jener lustig hinauf: „Kannst auch kommen, Hans, zu Vogts Magdalenes Hofig!"

„Ich komme," erwiderte der Hans, „auch wenn der Vogt und der Hermesbur Dich nicht zu mir geschickt haben."

Es tat ihm weh, als er hörte, wie die Hochzeit immer näher kam, aber er verurteilte das Maidle keine Sekunde lang, seitdem sie im Stollengrund einander gesprochen. Auch wußte er ja alles, was seitdem geschehen.

Es tat ihm weh — und doch hatte er Augenblicke, in denen er sich wohl und gehoben fühlte. Auch in der Seele eines Naturmenschen, einer Schneeballe, macht sich jenes selige Bewußtsein geltend, das in jedem heldenhaften Opfer liegt.

Der Hans fühlte es, daß er Großes getan, da er im Walde der Magdalene zuredete, dem Vater zu folgen, und ihrer Zukunft sich selber zum Opfer brachte.

Ja, er hatte noch eine größere Tat vor, und der Gedanke an ihre Ausführung und an den Eindruck, den sie aufs Maidle machen müßte, der Gedanke hob ihn zeitweise mächtig und verklärte ihm das Düstere der Gegenwart und der Zukunft. —

Ganz anderer Art war die Seelenstimmung der Magdalene. Sie fand sich mit dem, was kommen sollte, zurecht wie wir Menschen alle mit dem Sterben. Sie sah, es sei nicht mehr auszuweichen, und ging mit jener ruhigen Gleich-

gültigkeit der Hochzeit entgegen, wie die meisten Sterblichen dem Tod, den man erst in seinem ganzen Ernst fühlt, wenn er wirklich kommt.

Es ist merkwürdig, in was alles die Seele des Menschen sich schicken kann, solange sie nicht völlig blasiert und sittlich verkommen ist. Es können Menschen, die im Reichtum und Wohlleben aufgewachsen und alt geworden sind, Hab und Gut verlieren und dann schwer arbeiten, darben, ja oft betteln müssen — und in kurzer Zeit fügen sie sich mit Gleichmut in ihr Schicksal. Ich erinnere unter den „Schneeballen“ nur an den „Wendel auf der Schanz“.

Wie viele Menschen ertragen in Geduld und noch voller Lebenslust jahrelanges Siechtum nach blühender Gesundheit!

Im Volke geht deshalb das Sprichwort: „Glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist.“

Und im Volke heißt man es „hartschlägig werden“, wenn man schwere Heimsuchungen mit Gleichmut trägt.

Ich rede hier nicht von der religiösen Auffassung der Leiden, sondern nur von der rein seelischen. Und unsere Seele kann von Natur aus unendlich viel ertragen. Darum sind schon Kinderseelen so stark im Leiden, ja oft stärker als die der Erwachsenen.

Man besuche heute in einem großen Spital zwei Säle; in einem liegen kranke Kinder, im andern Erwachsene. Die Kinder lächeln heiter nach den schwersten Operationen und benützen jeden halbwegs schmerzlosen Augenblick zum fröhlichen Spiel mit ihren Leidensgenossen. Die Erwachsenen liegen meist verbittert, mürrisch, jammernd und klagend da.

Ich habe noch kein Kind vom 6. bis 14. Jahre klagen hören und jammern darüber, daß es krank sei.

Es wurde aber auch in der Kindeszeit der Menschheit jener wunderbare Gedanke von einem altheidnischen Dichter ausgesprochen: „Eine Lust liegt selbst im erstarrenden Schmerz.“ —

So ging auch die Magdalene auf Mühlstein ruhig und gefaßt der Zukunft entgegen.

Eines nur erbat sich das Maidle, daß kein „Schäpel-Hirschen“ stattfinde. Sie fürchtete, die jungen Burschen der benachbarten Höfe, ihre einstigen Singkameraden, kämen dann noch am Vorabend vor ihrem Opfertag, und sie wollte nicht die leicht verharschten Wunden fließen machen in der Lust und dem Sang eines „Schäpel-Hirschen“. Und Hans, der einzige, durfte und wollte sich dabei doch nicht sehen lassen.

Sie erreichte ihren Wunsch leicht, um so leichter, als der Ulrich ein Witmann und deshalb jenes Fest am Vorabend nicht üblich war. Der Vogt wollte dann die Morgensuppe um so üppiger gestalten. —

Der 17. Jänner kam und mit ihm der Namenstag des Vaters und der Hochzeitstag der Tochter.

Der Himmel hatte in der Nacht noch zum alten Schnee neue Flocken gesandt und Berg und Tal in ein großes Leichentuch gehüllt.

Schon vor Tag hatten die Knechte und die Buben (Söhne) des Vogts einige Gewehrsalven von der Haldeneck ins Tal geschickt, das Zeichen zur Morgensupp' für die drunten in den Schottenhöfen und im Hambe.

Die Lindacher, drüben im andern Tal, hielten Morgensupp' auf dem Hermeshof.

Bald nach den ersten Gewehrschüssen stampften die nächsten Buren und Bürinnen aus den Schottenhöfen im Schnee dem Mühlstein zu. Etwas später kamen die Reichsburen aus dem Hamben, hoch zu Pferd, um ihrem Versprechen gemäß die Braut zu begleiten.

Sie hatten gesehen, wie der Klosterknecht von Gengenbach am vergangenen Samstag ein Faß Wein auf Mühlstein spedierte, und der „Prälatenwi“ zog die durstigen Zecher noch mehr an, als die sonstige Morgensuppe.

Zuletzt kam Breig, der Bauernkönig, dahergeritten; er hatte am weitesten aus dem Mietenspach herüber. Breig war auch bei den Klosterbauern beliebt, weil diese den Streitigkeiten unter den zwei Reichsständen Zell und Harmersbach

als die unbeteiligten Dritten mit einigem politischen Vergnügen zuschauten und alle Bauern der Welt es gerne hören, wenn einer über die „Herren" schimpft und ihnen opponiert, und das besorgte, wie wir wissen, der Gabriel meisterhaft.

Der Klosterwein gab ihm gleich Gelegenheit, einige Hiebe auszuteilen. Dem Reichsvogt von Harmersbach, meinte er, habe man, so lange er Wirt gewesen, die Schoppen abkaufen und bezahlen müssen, und die ganze Zeller Herrlichkeit lebe von den Buren, der Prälat aber schicke seinen Klosterburen den Wein faßweis und was für einen! „Der Kaiser in Wien," rief der Bauernkönig, „sufft keinen besseren!"

Während die Buren beim Klosterwein zechten, wurde das Maidle in der Stubenkammer ausstaffiert. Die Klosternäherin aus dem „Katzenschrofen" war unter den ersten gekommen, zog ihm das „Hochzits-Häs" selber an und machte alle Maschen und Falten vom Kopf bis zu Fuß.

Die Magdalene schwieg still. Stumm wie ein Lämmlein, das die Buben an der Hambacher Kirchweih herauskegeln wollen und vorher mit Bändern schmücken, ließ sie alles an sich geschehen.

Hatte sie in den letzten Tagen sich gefaßt aufs Opfer, so preßte ihr der Tag des Opferns doch das Herz zusammen in krampfhaftem Weh. Sie war leichenblaß. Um so schöner und vornehmer aber schaute sie aus dem schwarzen, feinen Mieder heraus. Und als ihr endlich die „Klosternajere" die Brautkrone aufsetzte, sagte die alte Marianne, die mit den Mägden dem Anziehen bewundernd zugeschaut hatte, leise zu den andern: „Ich hab's ja immer gesagt, unser Maidle ist ein Edelfräule."

Dieses trat nun in die Stube und gab allen Anwesenden die Hand. Darauf wurden die üblichen Vaterunser gebetet, und einer der Hochzeitsläder sagte den Spruch[1]. Dann nahm die Braut Abschied von Vater und Mutter, Abschied aus dem

[1] Siehe „Wilde Kirschen" das Kapitel „Der Hosig".

Elternhause mit einem „Vergelt's Gott für alles, was es von Kindestagen an in demselben genossen".

Jetzt, zum Abschied, hatte die arme Magdalene das Recht zum Weinen, das sie seither aus Furcht vor dem Vater zurückgehalten. Sie weinte, als wollte es ihr die Brust zersprengen, und die „Göttle" aus dem Stollengrund mußte sie an der Hand zur Türe hinausziehen auf den kalten, schneeigen Hochzeitsweg.

Die Knechte hatten gleich nach ihren Salutschüssen den Bahnschlitten geführt und bis ins Tal hinab gebahnt. Der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus die Magdalene und die „Göttle", dann Vater und Mutter, hinter ihnen die Gäste von der Morgensupp' und die „Völker" des Hofes auf Mühlstein.

Die Bäuerin aus dem Stollengrund wußte wohl, warum das Maidle, welches sie im Hochzeitsstaat an der Hand über den glatten Schnee hinabführte, nicht aufhören wollte zu weinen und zu schluchzen. Sie schwieg aber, denn unmittelbar hinter ihr schritt die große, harte Gestalt des Vogts, und vor dessen Ohren wollte sie nichts reden von „dummem Liebesschmerz".

Nur die Mutter sprach unterwegs wiederholt: „Maidle, hör jetzt auf mit Schreien!" Und das Maidle hatte in der Tat aufgehört, als sie dem Talgrund sich näherten, und die gleichgültige, „hartschlägige" Opfermiene der vergangenen Wochen wieder angenommen. —

Im Tal, beim Adler, stand der Hochzeiter auf der Straße und mit ihm die Lindacher Bauern und die Nachbarn aus dem Nordracher Tal, der Grafenberger, der Bännlisberger und andere, alle hoch zu Roß. Der Ulrich allein stand neben seinem Charabänkle und ringsum zahlreiche „Völker" aus den umliegenden Höfen des Reichstales. Es war Winterszeit und jung und alt beim Adler zusammengelaufen.

Alle staunten mehr den Wagen an als den Hochzeiter, denn jener war etwas Neues für einen Bur, ein Hochzeiter nicht.

Als die Braut herankam, gab der Ulrich die Zügel des Braunen seinem Knecht, trat dem Maidle entgegen und reichte ihm die Hand, ebenso der „Göttle", dem Vater und der Mutter.

Dann führte er das Maidle zum Wagen und lud es ein, Platz zu nehmen, als die erste Hochzeiterin im Tal, die zur Kirche fahre. Doch diese neue Ehre war nicht imstande, der Braut ein Lächeln oder einen Dank abzugewinnen. Sie stieg ein, der Ulrich setzte sich neben sie und hatte Mühe, den Braunen im Schritt zu halten, damit die Fußgänger nachkämen. Den Zug eröffneten die Zeller Hochzeitsmusikanten und die Reiterschwadron der Hambacher, und die Schottenhöfer und die jungen „Völker" schlossen ihn. —

Der Bauernkönig und seine Anhänger waren seit dem berühmten Überfall von Zell nie mehr so sieghaft oder gar zu Pferd in der Reichsstadt gewesen. Still waren sie an Sonntagen in die Kirche gegangen und wieder heim. Aber heute — nach dem reichlichen Genuß des Prälatenweins, ritten sie stolz und herausfordernd mit dem Hochzeitszug zum Tor hinein. Und als der Turmwächter und der Stadtkommandant, Korporal Kapferer, und viele Bürger am Tore neugierig dem Zug zusahen und der Gabriel an ihnen vorbeiritt, rief er ihnen zu: „Wollt ihr den Breig heut auch wieder einsperren, ihr großmuligen Zeller!?"

Die Reichsbürger hingen als Kleinbürger in ihrem Gewerb vielfach von den Bauern ab. Hätten sie bei der Hochzeit eines der größten und reichsten Buren durch Verhaftung einiger Reichstäler Spektakel gemacht, so würden sie die sämtlichen Klosterburen und die Nordracher zu den Harmersbachern gegen sich aufgebracht haben. Die alle hätten das Städtchen gemieden, ihre Schoppen anderswo getrunken, ihre Halstücher, Hüte, Nägel anderswo gekauft — z'Hasle oder z'Gengenbach — und die reichsstädtischen Gewerbsvettern wären trocken gesessen.

Drum ritt Breig, der das schlau berechnete, heute kühn

und spottend ins Städtle ein, kühn durch den Prälatenwein und kühn bei dem Gedanken an die gezwungene Ruhe der Zeller.

Es ging von da ab nicht mehr lange, und der Lunzenbur ritt wieder, wie wir aus dem „letzten Reichsvogt" wissen, als guter Freund bei den Reichsstädtern, die ihn gegen seine eigene Bauernrepublik ausspielten, aus und ein. —

Beim Hirschen wurde abgestiegen, und unter dem Geläute aller Glocken begab sich der Festzug in die Pfarrkirche.

Am Altare erwartete sie der damalige Pfarrer, Pater Pirmin Haan, ein Konventuale des Klosters Gengenbach. Der Vogt stellte sich unmittelbar hinter seiner Tochter auf, damit sie unter dem Eindruck seiner nächsten Nähe das rechte Wort finde, wenn der Pater sie fragte, „ob sie aus reifer Überlegung, aus freiem, ungezwungenem Willen den Ulrich Faißt zum Ehemann annehmen wolle."

Das „Ja" zitterte denn auch, leise genug, von den Lippen der Magdalene, die, mit der Zukunft gar nicht mehr rechnend, eben ihrem Schicksal sich ergab.

Pater Haan trug ins Ehebuch in lateinischer Sprache ein, daß er „am 17. Januar 1785 die Magdalene Muser, Tochter des Präfekten Anton Muser von Mühlstein, mit dem Witwer Ulrich Faißt von Lindach getraut habe." Unter den Zeugen wird genannt der Vogt selbst, der aber nicht schreiben kann, sondern sein Handzeichen mit dem üblichen Kreuz hinmalt.

Glückliche Zeiten, in denen einer Vogt sein und als solcher jahrzehntelang amten konnte, ohne schreiben zu können! In unserer papiernen Zeit, wo die Welt im kleinen und im großen mit Feder und Tinte regiert und bureaukratisiert wird, könnte keiner Bürgermeister sein, der des Schreibens und Lesens völlig unkundig wäre. Und doch waren die alten Buren im großen und im kleinen viel besser regiert und besser situiert als die heutigen. —

Das Hochzeitsmahl im Hirschen begann. An der „Ürde", der offiziellen Festtafel, saßen mehr denn achtzig Buren und

Bürinnen. Es war ein prächtig Bild, diese stattliche Schar Bauernvolks, die Frauen in ihren buntfarbigen Spitzen, Maschen und Tüchern über den schwarzen „Schnabelschoben", die Männer in ihren langen, dunkeln, innen weiß oder grün gefütterten Zwilchröcken oder in den „Wämsern" und den roten Westen, an denen zwei Reihen silberne Knöpfe weithin glänzten.

Nach dem ersten Gang ertönten die Klarinetten und die Hörner der Musikanten und riefen zum ersten Tanz, den der Brautführer mit der Braut, heute der Vater mit der Tochter, tun sollte. Alles erhob sich und ging dem „Tanzboden" zu. Die Braut eröffnete mit dem harten Vater den Reigen, so wenig es ihr ums Tanzen war.

Nach dieser ersten Tour ging's wieder zum Mahle. Und so wechselten Tänze und Tafelgänge bis in den tiefen Nachmittag hinein.

Da ertönte auf einmal in das Geräusch der Messer und Gabeln aus der Stube neben dem Tanzboden fröhlicher Gesang. Es war — der Hans, der mit dem alten Sängerbunde über den Berg herübergekommen war — zur Hochzeit.

Er hatte schon so oft mit der Magdalene andern zur Hochzeit gesungen und wollte nun auch ihr singen, auch zum Zeichen, daß er ihr nicht zürne. So hatte er es in seiner Mühle längst geplant.

Kaum waren die ersten Töne in den Hochzeitssaal gedrungen, als die Hochzeiterin hell aufhorchte; sie wurde blaß, sie wurde rot. Da plötzlich schnellt sie auf von ihrem Sitz zwischen Vater und Ehemann und eilt der Stube zu, aus der die Stimmen hereindrangen.

Dort angekommen, sieht sie ihren Hans und die alten Kameraden und Kamerädinnen aus der glücklichen Zeit des Sanges und der Liebe. Sie setzt sich in ihrem ganzen Brautschmuck neben den Hans und singt mit — und zwar so schön wie noch nie.

Ihre Stimme voll weichen Schmelzes und tiefer Elegie

dringt so ergreifend in den Saal zurück, den sie eben verlassen, daß das allgemeine Staunen bei ihrem Weggang vergessen wird und alles der Stube zudrängt, in der gesungen wurde.

Selbst der Ulrich und der harte Vogt folgten und schauten was vorging. Die Braut saß neben dem Hans, hatte dessen Hand in der ihrigen und sang. Innere Aufregung malte sich auf ihren Zügen.

Hans, der mit seinem gutgemeinten Kommen das ganze Unglück angerichtet und die alte Flamme in dem Herzen des Mädchens in wilder, unheimlicher Glut hatte auflodern machen — wurde von dieser ebenfalls ergriffen.

Nach einigen gemeinsamen Liedern erhob er sich und sang:

Dort drüben in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Vom Abend bis wieder an Tag.
Das Mühlenrad ist verbrochen,
Die Liebe hat ein End',
Und wenn zwei Nordracher scheiden,
Reichen sie einander die Händ'.
Ach Scheiden, ach, ach!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein jung fröhlich Herze
Voll Freude so traurig gemacht.
Dies Liedlein, ach, ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den man von des Vogts Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

Er hatte während des Singens die Hand der Magdalene wieder ergriffen, die, glänzende Perlen in den Augen, sich erhob und vor Vater, Mutter und Mann und allen Lindachern und Schottenhöfern und allen Nordrachern und andern „Völkern" ihr eigenes Lied, das außer ihr noch niemand gehört — zu singen anhub. Und da sie die letzten Worte gesungen:

Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber lieb' keinen als den Ölerjoken —

da glaubte man nicht bei einer Hochzeit, sondern auf einem Kirchhof zu sein, so weinten die Menschen. Selbst den harten Vater durchzitterte zum erstenmal im Leben eine Ahnung von der Macht der Liebe, und beim Ulrich war aller Unmut über das Weggehen der Braut gewichen. Wehmütig und verlegen stand er da, als ob es ihn reute, die zwei getrennt zu haben. —

Der Winterabend dunkelte bereits zu den Fenstern herein, wo die Liebe so mächtig strahlte und wo Menschen weinten, wo sie sonst lachten.

Und manch eines von denen, die dabei waren, hat die Szene nie vergessen all sein Lebtag, und tatsächlich haben sie noch nach vielen Jahren im Tale und auf den Bergen erzählt von dem Weinen bei des Hermesburen Hochzeit, und wie ergreifend die Magdalene gesungen habe.

Aber sie erzählten auch vom braven Hans, wie er, ehe der Vogt einschritt, zur Magdalene sprach: „Magdalene, Du bist jetzt vor Gott und der Welt die Frau des Hermesburen. Gehe jetzt mit Deinem Mann. Ich wünsch' Dir Glück und Segen. Ich sorge dafür, daß Dein Vater und der Hermesbur nichts mehr über mich zu klagen haben und es Dir leichter wird, auf dem Hermeshof zu leben. Behüt Dich Gott!"

Er gab der Weinenden die Hand und schied mit seinen Brüdern und Kameraden. Viele Augen schauten in Tränen dem Hans nach.

Die Hochzeit war gestört, niemand wollte mehr essen, trinken und tanzen. Und da es Abend geworden, schickten die meisten sich an zur Heimkehr.

In starrem Schmerz stand die Hochzeiterin allein noch in der Singstube, und erst auf das Mahnen der Mutter und der „Göttle" ließ sie sich bewegen, wieder in den Hochzeitssaal zurückzukommen. Ihre Aufregung war einer unheimlichen Ruhe gewichen, die selbst der Vogt nicht zu stören wagte.

Der Ulrich bat sie nach einiger Zeit, mit ihm heimzufahren. Sie reichte trocken und kalt den noch Anwesenden die Hand und fuhr mit ihrem Manne zum unteren Tor hinaus.

Der Bäumlisberger und der Grafenberger ritten langsam mit einigen andern Buren hintendrein und besprachen den Vorfall. „Das gibt keine gute Ehe," meinte zum Schluß der Bäumlisberger, „das Maidle hat den Kopf noch zu voll von dem Hans."

„Ich wollt' ihr die Possen schon aus dem Kopf treiben," sprach der Grafenberger, „wenn sie mein wäre. Ich würde sie gehörig durchhauen." —

7.

Eine Stunde vor ihnen hatte der Hans das untere Nordracher Tal, auch Lindach und den Hermeshof passiert. Still war er neben seinen Brüdern und Kameraden dahingegangen. Die letzteren gingen bald da, bald dort einem Hof, als ihrem Heim, zu. Jedem gab der Hans warm die Hand und sprach: „Behüt Dich Gott!" statt des üblichen „Gute Nacht".

„Du wirst doch nicht verreisen wollen," rief sein Kamerad, der Säger-Toni am Grafenberg, „daß Du heute ‚behüt Gott' sagst?"

„'s könnt' sein," gab der Hans zurück. „Wenn Du am Sonntag in die Kirch' kommst, hörst vielleicht eine Neuigkeit."

Der Säger lachte und meinte, es werde dem Hans schon wieder ein anderer Kopf wachsen, bis der Sonntag käme.

Hans schwieg und ging mit seinen Brüdern, Hansmichel und Jakob, übers Dorf hinaus der väterlichen Hütte am Bache zu. Vater und Mutter waren schon zur Ruhe gegangen. Es war totenstill ums Haus in der öden Winterlandschaft. Aber hell leuchtete der Schnee in Berg und Tal, denn der Mond stand in vollem Glanz über dem „Täschen-

kopf" und warf einen milden Schimmer selbst durch das Fensterlein der Kammer, die der „Buben" Nachtherberge war.

Der Hansmichel und der Jok legten sich alsbald zur Ruhe, nachdem sie ihr „Sonntagshäs" in den Trögen versorgt hatten. Der Hans aber ging angekleidet über seinen Trog und fing an auszupacken. Beim Mondschein merkten die Brüder, daß er sich rüste wie einer, der fort will.

„Ich glaube gar," rief der Hansmichel, etwas angetrunken, ihm zu, „Du willst fort wegen dem dumme Wibervolk, der junge Hermesbüre?"

„Ja," gab der Hans zurück, „ich gehe heut nacht noch fort. Und wenn Du mir noch einmal von einem dummen Wibervolk schwätzest, so lang' ich Dir eine zum Abschied."

„Michel," mahnte jetzt der Jok, „schwätz kein dumm's Zeug. Die Magdalene ist ein schön's, brav's Maidle. Aber der Hans kriegt sie jetzt doch nimmer, und Du bist nit gescheit, Hans, wenn Du deswegen fort willst."

„Laß ihn nur laufen, wo er will," meinte der Hansmichel, „er kommt von selber wieder."

Hans hatte indes seine sieben Sachen zusammengedrückt in einen großen Zwerchsack, den die Brüder, mit Proviant gefüllt, jeweils mitgenommen, wenn sie im Wald am Rautschkopf Holz gemacht hatten.

Er nahm den Sack auf die Schulter, seinen Dornstock in die Hand und sprach zum Abschied: „Ich lass' Vater und Mutter grüßen. Sie sollen es mir nit übel nehmen, daß ich so fortgehe, aber ich kann nit anders."

„Ja, b'hüt Gott uff zwei Tag," rief der Hansmichel. „Du wirst bald wieder daheim sein, und Vater und Mutter können sich gut trösten!"

Der Hans war schon draußen in der Winternacht.

Er ging zunächst noch hinauf in seine Mühle, wo er noch ein Paar Stiefel zu holen hatte, zündete mit seiner trüben Mühlenlaterne noch überall herum und nahm Abschied vom

Rad, vom Mahlgang und vom kleinen Müllerstüble — dann schritt er talab. Dem Vaterhaus warf er noch im Vorbeigehen einen wehmütigen Blick zu und ging rasch durch die kalte Mondnacht hin.

Hie und da gab ein Hund laut, der die Schritte des nächtlichen Wanderers auf dem klirrenden Schnee von ferne hörte. Sonst war alles still.

An der Dorfkirche, aus der das „ewig' Licht" rot herausglühte in die weiße Mondnacht, blieb er stehen, faltete die Hände, betete ein Vaterunser und Ave Maria, machte über sich das heilige Kreuzzeichen und sprach: „In Gottes Namen will ich fort."

An der Sägmühle beim Grafenberg ging er vorüber, ohne dem Säger-Toni zu klopfen; er hatte ihm ja schon „Behüt Gott" gesagt. —

In einer kleinen halben Stunde von der Dorfkirche weg befand sich Hans auf der Straße da, wo am Berg gegenüber der Hermeshof lag. Es mochte die zehnte Abendstunde vorüber sein. Er blieb stehen und schaute hinauf zum Haus, in das vor wenig Stunden die Magdalene als das Weib eines andern eingezogen war, eine Tatsache, die ihn jetzt in die weite Welt hinaustrieb, hinaustrieb, weil er zeigen wollte, zu welchem Opfer seine Liebe bereit wäre.

Es war ihm weh ums Herz und wohl zugleich, weh beim Gedanken, daß die Magdalene dort drüben einem andern gehöre zeitlebens, und wohl, wenn er dachte, wie groß er dastehen würde vor den Augen der jungen Hermesbürin, wenn sie erführe, was er getan um ihres Friedens willen.

Der gute Hans hatte nicht Seelenkunde genug, um zu bedenken, daß er damit ebensowenig Erfolg haben würde, als mit seinem Singen bei der Hochzeit — sonst hätte er erkennen müssen, daß seine Tat das Gegenteil bewirken würde von dem, was er damit wollte. —

Er stand lange auf der Straße und blickte stumm zum

Hochzeitshof hinauf. Auf einmal stieß er in wildem Schmerz das alte Volkslied heraus:

> Nun Adieu beschlossen,
> Die Heirat ist gemacht.
> Daß von Dir muß scheiden,
> Das bringt mir groß Leiden;
> Adieu, zu tausendmal,
> Adieu, zur guten Nacht!

Jetzt stürmte er davon, während ein Tränenstrom mit Macht aus seinen Augen drang.

Der Wächter vom untern Tor zu Zell rief eben die elfte Stunde, als der Hans voll tiefen Wehes am Weichbilde des Städtchens hinschritt, hinaus ins mondbeglänzte, winterliche Kinzigtal. —

Im Hermeshof hatte der Schluß des Trauerspiels bereits begonnen, ehe der Hans auf der Straße stand.

Dieser war in der besten Absicht, seine gute Miene zu zeigen, bei der Hochzeit erschienen. Wäre die Magdalene im Hochzeitsaal geblieben und nicht zum Singen in die Nebenstube gekommen, dann hätte der gute Hans nicht daran gedacht, sein Müllerlied zu singen. Aber wäre er gänzlich vom Feste weggeblieben, so hätte die Magdalene wohl auch ihre „Hartschlägigkeit" und den stummen Opfersinn bewahrt.

Sein Kommen und sein Singen hatten bei ihr schweres Unheil angerichtet.

Sie war am Abend ihrem Mann gefolgt auf den Hof und ins Haus. Aber hier wich ihr vorheriges, dumpfes Brüten einer unheimlichen Aufregung. Wie eine Heroine, die bereit ist, unterzugehen, stellte sie sich in der Stube vor den Ulrich hin und sprach: „Du hast des Vogts Magdalene heimgeführt, aber Du sollst kein Weib haben an mir. Der Vater hat seinen Willen gehabt, Du hast Deinen Willen durchgesetzt — aber jetzt hab' ich noch meinen Willen, und

der ist unabänderlich. Ihr zwei habt mich gezwungen, eine gezwungene Ehe ist aber — keine Ehe, hat der Pater Guardian gesagt, und sie soll auch keine werden. Ich werde Dir die erste Magd auf Deinem Hof sein, still und fleißig, aber nie Dein Weib."

So sprach sie, und dabei blieb es.

Der Hermesbur, welcher in seinem starken Leib einen kleinen Geist trug, stand vor der Sprecherin wie ein abgescholtener Knabe vor seiner Mutter. Er fürchtete das junge Weib, wie es sich in seiner ganzen tragischen Größe so vor ihn hingestellt hatte, kalt, entschlossen und heldenhaft.

Drum ließ er sich den Wahrspruch gefallen, ein, zwei, drei Tage, die ganze Woche, während welcher die Magdalene vor den Mägden die Bäuerin spielte, in aller Arbeit unverdrossen voran.

Am Sonntag nachmittag aber ging der Ulrich den Buchwald hinauf zum Vater und Mitschuldigen, um ihm zu sagen und zu klagen, was vorgegangen war.

Der Vogt hatte den Eindruck, welchen die Szene in der Stube im Hirschen zu Zell auf ihn gemacht, längst aus seinem Herzen verwischt. Die alte Härte war in dasselbe zurückgekehrt. Er gab drum dem Ulrich kurzen und harten Rat: „Hau sie einmal tüchtig durch, dann wird sie schon gescheit werden. Als ich ihr auf Mühlstein mit dem Strick gedroht, ist's auch besser geworden."

Selbst dem Hermesbur war „diese Kur" noch zu früh, und er meinte, er wolle noch acht Tage zuwarten, ehe er zu den Schlägen seine Zuflucht nähme.

Während die zwei auf Mühlstein sich berieten, waren auf dem Hermeshof die zur Hochzeitstafel geladen gewesenen Bürinnen erschienen mit den am Sonntag nach der Hochzeit üblichen Gegengaben an Geld, Tuch, Flachs und Riste[1].

Die Magdalene empfing alle mit freundlichem Ernst

[1] Spinnfertiger Hanf.

und bewirtete sie in damals herkömmlicher Art mit Eiern, Küchlein, Schinken, Most und Kirschenwasser. Die Bürinnen meinten beim Weggang: „Es tuet's am End' doch mit den zweien. Die Magdalene scheint sich gefunden zu haben."

Gegen abend — der Bur war noch nicht zurück — kam die „Zeinelies" aus dem Bärhag, eine alte Leichensagerin, welche stets eine Zeine[1] auf dem Kopf trug, worin sie die fürs Leichensagen erhaltenen Naturalien (Bohnen, Zwiebeln 2c.) aufbewahrte und deshalb den Namen trug. Sie hatte eine Kindsleiche in Nordrach anzumelden und war mit dieser Ansage bis auf den Hermeshof herabgewandelt, weil sie dachte, an dem Tage der Hochzeitsspenden werde bei der jungen Bürin auch etwas Besonderes für sie abfallen.

Sie täuschte sich nicht und erhielt eine ordentliche Portion „Küchle" in ihre Zeine. Dafür wollte sie aber der Bürin auch etwas Neues sagen.

Die Alte hatte schon von dem Singen gehört bei der Hochzeit. Man hatte in der abgelaufenen Woche auf allen Höfen davon gesprochen. Die Lies wußte also auch, daß die Neuigkeit, welche sie brachte, die Hermesbürin interessieren würde.

„Habt Ihr auch schon gehört, was man heute vor der Nordracher Kirch' erzählt hat?" hub die Zeinelies an.

„Ich war in Zell in der Frühmess'," entgegnete die Bürin, „und hab' nichts Neues gehört."

„Nun," fuhr die Alte weiter, „so wisset, man hat gesagt, des Ölerjoken Hans sei fort. Am Dienstag nacht hab' er seine Kleider zusammengepackt und sei 's Tal hinaus. Einer der Klosterknechte in der Fabrik, der Glas und Farbe ins Elsaß geführt und gestern mittag wieder heimkam, hat erzählt, er habe am Donnerstag bei der Hinfahrt den Hans gesehen, wie er mit österreichischen Werbern zum untern Tore in Offenburg hinaus sei."

---

[1] Ein großer Korb aus Weidengeflecht.

„Jeses Maria!“ rief die Magdalene erschrocken. „Ist der Hans fort!? Fort wegen mir!“ Sie setzte sich auf die Stubenbank und fing an zu weinen und zu schluchzen.

Die Zeinelies entschuldigte sich, wie alle Weiber tun, wenn sie mit ihrer unüberlegten Zunge einen Schaden angerichtet, und schlich mit ihren „Küchle“ davon.

Die Magdalene weinte noch, als der Bur heimkam. Er hatte den Heimweg über Zell genommen und noch einige Schoppen getrunken. Weibertränen reizen bekanntlich die Männer weit eher zum Zorn als zur Milde, namentlich wenn ihr Grund verheimlicht wird.

So ging es auch dem Ulrich, der ohnedies verstimmt war, dazu aufgehetzt vom Vogt und aufgeregt vom Wein. Sein Vorsatz, noch acht Tage zuzuwarten, ging rasch zuschanden, als er sein junges Weib im stummen Weinen traf und keine Aufklärung bekam. Er schlug sie, wie Bauern schlagen.

Sie sprang hinaus in die Hausflur und flüchtete in die Kammer der Mägde. — In der Nacht ward sie irrsinnig. Stumpf und irr blieb sie fortan. Sie sang den ganzen Tag ihr Lied, lachte, weinte, aber es war nichts Vernünftiges mehr in ihr.

Tagsüber saß sie auf der Ofenbank oder in der Küche ohne jede Arbeit, und nachts war sie nur ruhig bei den Mägden.

Es war ein Jammer, das schöne, junge Weib in diesem Zustande zu sehen. Der Ulrich ging schweren Herzens, aber erst nach acht Tagen, auf Mühlstein und berichtete, was vorgefallen und wie unglücklich der Rat des Vaters ausgeschlagen habe.

Der harte Vogt meinte, das sei nur Verstellung, das Maidle müsse man nochmals tüchtig hauen, dann werde es schon wieder vernünftig werden. Er wolle selber kommen und eine „Radikalkur“ vornehmen.

Er kam richtig, der harte Mann — aber kaum hatte die Unglückliche den Vater erblickt, als sie mit einem Schrei

davonfloh, hinauf in den Wald, aus dem sie erst spät am Abend zurückkehrte und in die Kammer der Mägde schlich.

Der Physikus (Amtsarzt) von Zell, den man zu Rate zog, wußte keinen andern Rat, als sie ruhig gewähren zu lassen, es werde mit der Zeit vielleicht wieder anders werden. Das Gemüt sei gestört, und solange sie nicht tobe, solle man sie nicht hart behandeln. —

Es vergingen Wochen. Der Schnee begann selbst auf den Höhen zu schmelzen. Auf den Matten unter dem Hermeshof fingen die gelben Schlüsselblumen zu blühen an, im Buchwald ließen am Abend schon die Schwarzdrosseln sich hören. Der Frühling war im Anzug. Mit der Magdalene war es immer noch nicht besser. Sie saß ganze Tage lang am sonnigen Waldrand und sang leise ihr altes Klagelied oder brütete irr vor sich hin.

Der Ulrich war ein unglücklicher, schwer heimgesuchter Mann. Schon längst hatte er es bereut, auf Mühlstein gefreit, aber auch bereut, sein junges Weib so geschlagen zu haben. Mit der Zeit — da der Hans fort war — glaubte er, wäre es ohne das Schlagen doch besser geworden.

In allen Tälern im Klostergebiet und in den „Reichslanden“ sprach man viel und vieles von der unglücklichen Heirat auf dem Hermeshof und von der „besundern“ Magdalene, die nicht, wie andere, leichten Herzens ihre Jugendliebe mit einem andern Manne vertauschen konnte.

Hart blieb nur noch der Vogt. Er war immer noch der Meinung, man könnte mit Schlägen das Maidle gescheit machen, das nur boshaft sei und sich verstelle, weil sein Wille nicht geschehen.

Er beredete den gutmütigen und beschränkten Ulrich, ihm Gelegenheit zu geben, die Magdalene zu überraschen, so daß sie nicht davonspringen könnte. So überfiel sie der Vater eines Tages während des Mittagessens und schlug sie abermals und noch schlimmer als ihr Mann es getan.

Die Unglückliche geriet in heftige Delirien, oder wie

man in ihrer Familie heute noch erzählt, in eine „hitzige Krankheit“, aus der sie nach Wochen erst wieder erwachte, um zu sterben. Sie kam noch einmal zu sich. Man holte den Pfarrer von Zell, denselben Pater Haan, der sie getraut hatte und der im Totenbuch ausdrücklich bemerkt, daß sie „mit allen Sakramenten versehen worden sei.“

Am Dienstag, den 17. Jänner 1785, war sie am Traualtar gestanden, und am Dienstag, den 15. März desselben Jahres, haben zwei Pferde des Hermesburen die junge Bürin im Sarge hinabgeführt auf den Zeller Kirchhof „unter den Eichen“, und der Pater Pirmin Haan hat sie auch begraben. —

Als der Knecht vom Hermeshof am Sonntag zuvor auf Mühlstein geeilt war mit der Kunde, die Bürin sei gestorben, da fuhr es in den starken, harten Vogt, wie ein Blitzstrahl in eine alte Eiche.

Er fing an zu weinen wie ein Kind, und dann reichte er seiner weinenden Frau die Hand und sprach: „Mutter, ich hab' der Magdalene schweres Unrecht angetan. Gott mög' mir verzeihen.“

Am Dienstag schritten hinter dem Sarg her der Vogt und der Ulrich, wie zwei arme, todeswürdige Sünder und beteten — der Vater unter Weinen — mit den Betenden: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe — und das ewige Licht leuchte ihr.“

Und als die Leute aus dem Kirchhof herausgingen nach der Beerdigung, da meinte manch alte Bürin: „Man sollte eben nie ein Kind zwingen zum Heiraten“ — und alles sprach von der armen Magdalene, die so jung und elend ihr Leben endigen mußte.

Und nachdem der Vogt mit seinem Weib und seinen vier erwachsenen Buben am Abend heimgekehrt war und alle in der Stube still und traurig ihre Nachtsuppe aßen, da sprach der Vater: „Wenn ich hundert Kinder hätte, ich würde keines mehr zum Heiraten zwingen. Heiratet, wen ihr wollt, ihr Buben, ob reich oder arm, wenn's nur euer

freier Wille ist. Mir geht es mein ganzes Leben nach, was ich am Maidle gesündigt habe."

Einst hatte er gesagt: „Liebe wächst nicht auf Mühlstein," und er hatte am Maidle erfahren, wie sie doch gedieh und stark ward bis zum Tod. Und sie wuchs auch fortan. Seine Buben heirateten alle nach Herzensneigung, drei sogar arme Mädchen auf Taglöhnergütchen. — —

Am Sonntag nach der Beerdigung der Magdalene lag lieblicher Frühling über dem Kirchhof unter den Eichen. In Zell und in Nordrach war alles in der Kirche. Rings um den Gottesacker war so tiefe Stille, wie über seinen Gräbern selber.

Da schritt von Lindach her eine Frauengestalt. Sie trug ein Körblein mit Blumen in den Händen. Die Blumen waren „Monerle" und „rote Mattengele", wie sie zur Frühjahrszeit die Bäuerinnen des mittleren Kinzigtales samt den Wurzeln auf den Markt nach Hasle tragen, wo dann die Schwarzwälder aus der Gegend von Triberg und Schramberg sie, diese Erstlinge des Frühlings, kaufen und heimbringen in ihre Gärtchen auf den rauhen Höhen.

Solche Blumen trug die Frauensperson in ihrem Körblein in der Rechten. In der Linken hatte sie ihr rotes „Fazzinettli" und wischte sich damit fortwährend die Tränen aus den alten Augen.

„Unter den Eichen" verließ sie die Straße und schritt dem Gottesacker zu. Leise trat sie ein und vor das neue Grab der Magdalene. Sie stellte das Körblein ab, faltete die Hände über dem feuchten „Fazzinettli", weinte und betete ein Vaterunser und „Herr, gib ihr die ewige Ruhe". Dann kniete sie nieder, nahm die Blumen aus dem Körblein und setzte sie auf das frische Grab und begoß sie mit ihren Tränen.

Und als sie zu Ende war, sprach sie: „'s Maidle isch halt immer a Edelfräule gsi, drum isch ihm's Herz gebrochen. Gott geb' dem armen Tropf die ewig Ruah!"

Dann betete sie noch ein paar Vaterunser und ging, die Tränen trocknend, von dannen.

Es war die alte Marianne gewesen, die treue Magd auf Mühlstein. Die Bürin, die Mutter der Toten, hatte ihr die Blumen ins Körble gegeben, und sie hatte sie durch den Wald heruntergetragen und in Tränen aufs Grab „des toten Edelfräules“ gepflanzt. —

Die Wellen der Liebe schlagen in der Regel jedes Jahr schwächer an unsere Gräber. „Versunken und vergessen“ lautet nicht bloß des Sängers Fluch, sondern unser aller Los.

Das Grab der Magdalene „unter den Eichen“ ward nicht so schnell vergessen. Im Herbst kam die Marianne wieder und pflanzte Astern unter das Kreuz, und am Allerheiligen-Nachmittag kamen der Vogt und die Mutter und beteten und weinten und grämten sich über das zu Tode gequälte Maidle.

So kamen die drei, solange sie lebten. Der Ulrich kam nicht einmal am ersten Allerseelentag. Er hatte keine Liebe erfahren und war auch keine schuldig, und Reue fühlte er sicher nicht lange. Schon am folgenden 26. April 1785, also kaum einige Wochen nach dem Tode der Magdalene, hatte er als dritte Bürin des Vollmer-Jörgen Tochter aus dem Oberentersbach auf den Hermeshof geführt. So meldet das Ehebuch in Zell und läßt tief blicken in Ulrichs Seele.

Das dritte Weib war ihm holder. Er ward Vater vieler Kinder. Die Buben des Hermesburen waren intelligente Burschen. Da nur der Jüngste den Hof bekommen konnte, blieb den andern wie herkömmlich nur übrig, als Knechte zu dienen, bis ein Zufall sie auf einen Hof, dessen Geschlecht im Mannesstamm erlosch, bringen könnte. Das war den zwei Ältesten zu wenig. Sie gingen lieber in die neugegründete Steingutfabrik nach Zell und wurden „Porzellanmacher“ und tüchtige, fleißige Arbeiter.

Als der alte Ulrich Faißt 1816, 84 Jahre alt, starb und jeder seiner Buben ein hübsches Stück Geld bekam, grün-

deten die zwei im württembergischen Schwarzwald, in Schramberg, eine eigene, große Porzellanfabrik, die zu meiner Knabenzeit noch blühte. Auf dem Hermeshof aber ist das Geschlecht der Faißten jetzt untergegangen.

Im Adler im Hambe, dem besten Wirtshaus im alten Reichstal, hängt heute noch das Bildnis des Ulrich; denn die greise Adlerwirtin ist seine Enkelin.

8.

Es war am Begräbnistag der Magdalene, am 15. März des Jahres 1800. Der Vogt war alt geworden, ein guter Siebenziger, und hatte Hof und Vogtei seinem Jüngsten, dem Symphorian, übergeben. Er selbst wohnte im „Libdinghus", das er sich vor Jahren neben dem Hof errichtet.

Der Winter war lang und hart gewesen auf den Höhen des Kinzigtales und der Vogt ungeduldig geworden auf seiner Ofenbank.

Endlich war das Frühjahr gekommen und der Schnee auf der Haldeneck und auf der Flacken gewichen. Die Sonne schien warm an die kleinen Fenster in des Alten Leibgedingstüble. Drum wollte er den ersten schönen Tag benutzen, um seinen Sohn, den Hansjörg, zu besuchen, der im Nordracher Tal drüben, im Bärhag, ein kleines Gütle hatte, und dem er, als er zum Neujahranwünschen auf Mühlstein gewesen war, versprochen hatte, im Frühjahr hinabzukommen.

Es waren, wie gesagt, die Iden des März, der fünfzehnte Jahrestag des Begräbnisses der Magdalene. Der Vater wollte im Bärhag übernachten, da der Weg in einem Tag für sein Alter zu beschwerlich gewesen wäre.

Die Sonne schaute prächtig warm auf die Höhe, über die der Alte am Nachmittag hinschritt, immer noch ein stattlicher Bauersmann. Bald ging es bergab, dem Stollengrund zu. Je tiefer er aber in den Wald kam, um so mehr

fand sich noch vergletscherter Schnee, und der alte Mann hatte schlimm zu gehen.

Im dichtesten Walde, da wo der Hans und die Magdalene zum letzten Male allein sich gesprochen, war auch der Schnee am eisigsten, und hier stürzte der Greis und blieb, am Rückgrat verletzt, hilflos liegen.

Unweit davon, drunten im Dobel, lag der Stollenhof; aber vergeblich rief und jammerte der Vogt den Tag über und in die Nacht hinein. Kein Mensch hörte ihn. Die Raben und Eulen gaben allein düsteres Echo auf seine Klagerufe. Es muß eine furchtbare Todesnacht und eine furchtbare Todesqual für den alten Mann gewesen sein.

Wo der Hans und die Magdalene ihrer Liebe Zukunft in kalter Herbstnacht begraben mußten, im Stollengrund, im dunkeln Tannenwald, da starb in kalter Frühlingsnacht eines schrecklichen Todes der harte Vater.

Über dem Stollengrund drüben, am Waldrand östlich vom Stollenhof, liegt ein einsames Taglöhnerhaus, das damals der „Waldhans" besaß. Sein Geißenhirt trieb am Morgen des 16. März in aller Frühe seine Ziegen durch den Stollenwald der Flacken zu, damit sie Brombeerblätter suchten; denn dem Waldhans war 's Futter ausgegangen.

Der Geißbub fand im Walde einen toten Mann und eilte zurück, den Waldhans zu holen. Der kam und erkannte den alten Vogt von Mühlstein. In der Nacht schon hatte er geglaubt, vom Wald her rufen und klagen zu hören, aber in der Ferne gemeint, es wären Rufe von Käuzchen, und war wieder eingeschlafen.

Erschreckt eilte er Mühlstein zu und berichtete, was geschehen. Der Symphorian sattelte sein Roß, ging mit dem Waldhans in den Wald zurück, lud den toten Vater aufs Pferd und führte ihn heim.

Zwei Tage darauf haben die Schottenhöfer und Lindacher ihren alten Vogt auch „unter den Eichen" begraben, und der letzte Abt von Gengenbach, Bernhard Schwörer,

sandte den Oberschaffner Scheffel[1] und den Großkellner Pater Johann Baptist, um dem alten, treuen Klostervogt, der so unglücklich ums Leben gekommen, die letzte Ehre zu erweisen. — —

Einundneunzig Jahre später, an einem hellen, sonnigen, aber rauhen Frühlingstag, hab' ich die Todesstätte des Vogts im Stollengrund aufgesucht.

Sein Urenkel, Michael Erdrich, der Hofbauer in den Buchen, den wir bereits kennen, war mein Führer. Ich war über Gengenbach von der Kornebene herab ins Nordracher Tal gestiegen.

Nach einer stärkenden Rast auf dem Rautschhof ging's wieder bergauf der waldigen Bergwand zu, in deren Mitte der Stollengrund liegt.

Wie bei des Vogts Todesgang lag auch heute an vielen Stellen im dichtesten Wald noch Schnee. Sein Urenkel bog hinter dem Stollenhof vom Waldweg ab und führte mich an der steilsten Stelle aufwärts in die dunkeln Tannen. In wenigen Minuten standen wir an einem bemoosten, steinernen Bildstock. „Hier," sprach der Buchhofbauer, „ist der Vogt tot gefunden worden, und da ist sein Bildstock."

Ich machte den Stein vom Moos frei und las: „An dieser Stelle ist der geweste Vogt Anton Muser von Mühlstein, Vogt von den Schottenhöfen, in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1800 verfroren. Dieser Stein wurde errichtet von Christian Muser, in der Fabrik Nordrach Glasmeister und Steinhauer, sein Enkel."

Sein Urenkel aber, der Michael, hatte indes sein Haupt entblößt und betete für die Seelenruhe seines Urgroßvaters, und ich folgte seinem schönen Beispiel. — —

Vom Hans hatte man seit jenem Tage, da der Klosterknecht ihn mit den Werbern zum Tore von Offenburg hinauswandern gesehen, nichts mehr gehört.

---

[1] Großvater des Dichters Victor von Scheffel.

Es standen junge Burschen aus allen benachbarten Tälern bei kaiserlichen Regimentern. Öfters während des Jahres gingen Rekruten ab und kamen gediente Soldaten zurück. Aber keiner der letzteren wußte etwas vom Ölerhans.

Da rückte im Jahre 1792 der kaiserliche General Wurmser gegen die französische Rheinarmee ins Elsaß ein. Es wurden Schanzen aufgeworfen und die Bauern aus dem Breisgau und Kinzigtal zu Tausenden dazu kommandiert. Fast täglich sah man in den Jahren 1792 und 1793 Scharen junger Bauern und selbst starke Wibervölker aus dem Kinzigtal, mit Schaufeln und Picken bewaffnet, gen Kehl ziehen — zum Schanzen.

Im Herbst 1793 lagen die Kaiserlichen bei Hagenau. Dahin kamen auch Schanzer aus dem Kinzigtal, aus den Kloster- und Reichsgebieten um Zell; unter ihnen befand sich der Ölerjok junior, Bruder des Hans.

Der Jok war ledig geblieben und hatte als der Jüngste sein Vorrecht auf den Hof dem andern Bruder, dem Hansmichel abgetreten. Das Schicksal des Hans hatte ihn vielleicht abgeschreckt vom Heiraten[1]. Als lediger Mann übernahm er für seinen verheirateten Bruder die Kriegsfronden und ging mit den Schanzern.

Diese wurden der Ordnung halber und ihrer großen Zahl wegen von Soldaten überwacht.

Eines Tages erschien bei den Arbeitern aus dem Kinzigtal ein Zug Kroaten unter Führung eines Korporals, um Dienst zu tun bei den Schanzern.

Als der Ölerjok den Korporal, der einen mächtigen Schnurrbart trug, ansah, sagte er zu seinen Mitschanzern, jüngern Bauernknechten aus dem Nordracher Tal: „Wenn unser Hans noch lebt, so ist es der Korporal!"

---

[1] Er handelte später mit Holz, kam in den napoleonischen Kriegen um sein schönes, erworbenes Vermögen und starb am 12. Februar 1843, 88 Jahre alt, als Gemeindearmer.

Dieser, dessen Regiment erst vor einigen Tagen auf dem Kriegsschauplatz eingerückt war, erkannte die schanzenden Bauern an ihrer Tracht als seine Landsleute.

„Das sind ja Nordracher," sprach er zu dem ihm zunächst arbeitenden Bauer. Jetzt warf der Jok, der weiter unten arbeitete und die Worte gehört hatte, die Schaufel weg, ging auf den Kroatenkorporal zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Und Du bist unser Hans!"

Und so war es. Die innere Freude, nach so vielen Jahren Landsleute aus der Heimat zu sehen, hatte den Hans überwältigt. Er hatte sich mit seiner Anrede: „Das sind Nordracher" dem Jok vollends verraten.

Am Abend saßen beide Brüder im Feldlager und erzählten sich alles, was seit jener Winternacht, da der Hans davongegangen, sich ereignet. Die erste Frage des Kroatenkorporals war gewesen: „Leben Vater[1] und Mutter noch?" und die zweite: „Wie geht es auf dem Hermeshof?"

Und als der Jok ihm auf diese zweite Frage erzählte, daß die Magdalene schon über acht Jahre unter dem Boden liege, daß sie nur acht Wochen verheiratet gewesen, wie und warum sie mißhandelt worden und gestorben sei — da rannen dem Korporal die hellen Tränen in seinen langen Kroatenbart.

Er hatte genug gehört, und was er gehört, konnte ihn nicht bestimmen, dem Rat des Bruders Jok zu folgen, nach dem Kriege wieder heimzukommen, wo es doch schöner sei als in der fremden Welt draußen.

Die Brüder kamen noch einige Tage in jeder freien Stunde zusammen, aber von der Heimat durfte der Jok nichts mehr erzählen. Der Hans berichtete ihm von seinen Garnisonen und was er alles gesehen in der Fremde.

Die Schanzen, die den allenfallsigen Rückzug der Kaiserlichen decken sollten, waren fertig. Die kriegerischen Operationen sollten beginnen. Die Bauern wurden heimgeschickt. Die Brüder nahmen Abschied.

[1] Der alte Ölerjok starb erst 1808, 82 Jahre alt.

General Wurmser schickte sich an zum Angriff über Hagenau hinaus, den „Weißenburger Linien“ zu, hinter denen die Franzosen standen.

Kaum waren die Bauern fort, als der Korporal sich bei seinem Hauptmann meldete und um einen achtzehnstündigen Urlaub bat. „Urlaub vor dem Feind?“ schrie der Offizier. „Er ist mir ein schöner Soldat, Öler. Schäm' er sich!“

„Halten's zu Gnaden, Herr Hauptmann,“ erwiderte bescheiden der auch in der Sprache zum Österreicher gewordene Nordracher, „ich steh' jetzt acht Jahre beim Regiment und hab' nie einen Urlaub gehabt. Aber jetzt möcht' ich halt nur einmal noch z' Haus.“

„Ich weiß,“ erwiderte der Offizier, „daß er stets ein tüchtiger Soldat war, aber daß er jetzt vor dem Feind Urlaub will, das begreife ich nicht. Haben die Bauern aus der Heimat ihm Heimweh gebracht?“

„Herr Hauptmann, ich will es Euer Gnaden sagen, warum ich z' Haus möcht', aber ich bitt' schön, mich nicht auszulachen. Es tät mir weh.“

„Sag' er's nur heraus. Was Besonderes muß es schon sein, daß er mit Gewalt Urlaub will.“

Und nun erzählte der Hans in schlichten Worten die Geschichte seiner Liebe zu Vogts Magdalene mit allen Einzelheiten, die wir kennen, bis zum Abend seiner nächtlichen Abreise.

Er erzählte ferner, wie er von seinem Bruder erfahren, was die Magdalene seinetwegen gelitten habe und wie sie gestorben sei, und wie er nun nur noch einen Wunsch habe, auf ihrem Grab sie zu besuchen und dann als braver Soldat auf dem Schlachtfeld zu sterben und ihr nachzufolgen in die Ewigkeit.

Der Hauptmann, ein alter Haudegen, der von der Pike auf gedient und sonst keine Anlage für Gemütsbewegung mehr hatte, war tief gerührt vom Schicksal des Korporals und seiner Geliebten.

„Wieviel Stunden braucht er, hin und zurück?" fragte der alte Schnauzbart.

„In achtzehn Stunden wollt' ich's fertig bringen," antwortete der Korporal.

„Gut, ich will dem Obristen Meldung machen und ihm alles erzählen. Es wird ihn auch freuen, daß der Korporal Öler von meiner Kompagnie ein so treuer, guter Kerl ist und keinen Wunsch mehr hat, als ein teures Grab zu sehen und dann als braver Soldat zu sterben."

Am Abend brachte ihm der Hauptmann den gewünschten Urlaub, von morgens vier Uhr bis abends zehn Uhr, und vom Obristen noch einen Maria-Theresia-Taler auf die Reise. Der Obrist wollte, so fügte der Offizier bei, den Mann nach seiner Rückkehr auch sehen.

Ehe es tagte am folgenden Oktobermorgen, ging der Korporal bei Neufreistett über den Rhein und eilte Offenburg und dem Kinzigtal zu. — —

Der alte Totengräber von Zell wollte an diesem Morgen noch vor Mittag ein Grab fertigmachen. Die Mittagsstunde überraschte ihn aber, ehe er ganz zu Ende war. Er stand eben, auf seine Schaufel gelehnt, an dem ausgehobenen Grabe und betete barhäuptig den englischen Gruß; denn auf der Pfarrkirche läutete es zwölf Uhr. Da trat hastig ein kaiserlicher Soldat in den stillen Ort, kam auf den Totengräber zu und fragte: „Wo ist das Grab der Hermesbürin, die des Vogts Tochter auf Mühlstein war?"

„Es wird jetzt so acht Jahr sein, daß ich ihr das Grab gemacht habe," antwortete der Alte, mit einem befremdenden Blick den Krieger anschauend. „'s war eine große Leich', und solang ich Totengräber bin, hab' ich noch nie so viel Leute weinen sehen. Ihr werdet wissen warum? Seid Ihr doch wohl ein Sohn vom alten Vogt?"

„Ich weiß warum, bin aber kein Bruder der Toten," antwortete der Soldat. „Aber zeigt mir das Grab, ich habe Eile!"

„Dort hinten in der Ecke,“ sprach der Totengräber, mit der Hand hinzeigend, „seht Ihr ein eisernes Kreuz glänzen. Es ist ein Meisterwerk von unserm Brunnenschmied; der Vogt hat's machen und vom Klostermaler in Gengenbach vergolden lassen. Unter jenem Kreuz liegt die Hermesbürin. Der Name steht auch dabei. Die alte Marianne, die Magd von Mühlstein, hat erst vor vierzehn Tagen Winterastern aufs Grab gesetzt.“ —

„Ich weiß nicht,“ meinte der Totengräber, als der Korporal fortgeeilt war und er selbst seine Arbeit wieder aufgenommen hatte, „am End' ist das der Schatz der Hermesbürin, um dessentwillen, wie die Leute sagen, sie so viel mitmachen und sterben mußte. Ich will doch sehen, ob er auch betet am Grabe.“

Der Alte schlich etwas vorwärts, bis er in dem Wald von Kreuzen eine Reihe gefunden hatte, durch die er von ferne zum vergoldeten Kreuz hinübersehen konnte. Dort kniete der Soldat vor dem Grabe, betete und trocknete sich die Tränen ab.

Wie eine verklärte Märtyrin stand die treue Magdalene vor dem braven Hans, und er dachte an all das Weh, das sie seinetwegen erduldet, und er glaubte, solche Treue könne nur nach Verdienst gewürdigt werden, wenn ihm selber das Leben gleichgültig und der Tod mit der Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt erwünscht wäre.

Und er betete unter Tränen für ihre Seele und für sich um einen baldigen, ehrlichen Soldatentod.

Gestärkt und getröstet durch diese Gedanken, beruhigt, daß er das Grab seiner einst heißgeliebten Magdalene gesehen und sie besucht habe „unter den Eichen“, erhob er sich.

Er pflückte noch eine blühende Aster vom Grabe und nahm sie mit.

Den Maria-Theresia-Taler des Obristen und noch einen dazu gab er dem Totengräber, der seine Grube eben beendet hatte, und bat ihn, in der Wallfahrtskapelle drei heilige

Messen lesen zu lassen nach seiner, des Gebers Meinung und bisweilen, wenn er gerade vorbeigehe, das Gras auf dem Grabe auszureißen, damit die Blumen der Marianne gut wachsen könnten.

Dann reichte der Krieger dem Alten, der seinen Hut abgenommen hatte, als er die zwei Kronentaler sah, die Hand und schritt zum Gottesacker hinaus, so eilig, als er gekommen war.

Der Totengräber schaute erst seine Taler nochmals an, damit er's eher glaube, und dann dem Soldaten nach und sagte laut vor sich hin: „Das ist sicher der, für den die Hermesbürin so viel gelitten hat.“ Und im Städtle erzählte er, was ihm heute begegnet.

Der Fremdling hatte auf der Straße einen kurzen, wehmütigen Blick das Nordracher Tal hinaufgeworfen. Dort droben lag der Hermeshof, die Dorfkirche und das Vaterhaus.

Aber er konnte und wollte nicht heim. Er mußte auf den Abend wieder im Elsaß sein, und ihm und den Eltern wäre das Herz nur schwerer geworden durch einen Besuch, dem der Abschied im selben Augenblick hätte folgen müssen. —

Pünktlich traf der Kroatenkorporal im Feldlager bei Hagenau ein. Die Tage der Entscheidung rückten näher und näher. Ein Sturm auf die „Weißenburger Linien“ durch die Kaiserlichen war zwischen der preußischen und österreichischen Kriegsleitung beschlossen und der 13. Oktober als der Tag, die Operationen zu eröffnen, ausgemacht.

Sobald der Korporal Öler wußte, daß es in den nächsten Tagen an den Feind gehe, suchte er den Franziskaner-Feldpater seines Regiments auf und machte seine Rechnung mit dem Himmel.

Am 13. und 14. Oktober wurden die Weißenburger Linien durch die Österreicher unter General Wurmser nach blutigem Ringen erstürmt.

Einige Tage nach der Schlacht kam ein Zeller Kontingentssoldat dahergehinkt. Er hatte bei der Affäre einen

Schuß ins Bein bekommen und war heimgeschickt worden. Der erzählte, daß die Kroaten am meisten Leute verloren hätten, sie seien aber auch am weitesten voran gewesen.

Seitdem blieb Hans Öler, der Korporal, verschollen. An den Weißenburger Linien hatte er gefunden, was er gesucht — den Tod. —

Am gleichen Tage, da ich, den Totenstein des Vogts suchend, durch das Nordracher Tal ging, sah ich auch des Hansen Vaterhaus, eine alte Strohhütte, vom Weg nur durch das Talbächlein getrennt. Es dürfte kaum etwas Wesentliches an ihm verändert worden sein seit den Tagen des Ölerjoken. Uralt und malerisch sah alles aus.

Am Brunnen vor dem Hause stand ein junges, frisches Mädchen, ein Zeichen, daß die Menschen jung und alt werden, kommen und gehen im gleichen Hause.

„Unter den Eichen" aber ruhen im Frieden des Todes der Vogt, der Ulrich und die Magdalene. Ihre Gräber sind verschwunden, wie die Kreuze darüber.

Mögen sie, die Toten, es mir verzeihen, daß ich sie aufgeweckt — den Lebenden zum Gedächtnis.

9.

Im Jahre 1895 war ich mit dem 1910 in Freiburg verstorbenen Dichter Georg von Oertzen auf Mühlstein, nachdem er kurz zuvor die Geschichte vom Vogt auf Mühlstein gelesen. Er hat bald darauf in seiner wunderbar lyrischen Dichtung „Auf Schwarzwaldwegen"[1] die folgenden herrlichen Lieder über die Geschichte vom Hans und von der Magdalene gesungen, die hier nicht fehlen dürfen, weil sie das herbe Geschick der beiden und des alten Vogts viel schöner zu Herzen dringen lassen, als meine schlichte Erzählung.

[1] Dritte Auflage bei G. Ragoczy's Universitätsbuchhandlung Freiburg, 1910.

Wie es ging.

Es klingt ein Lied, das hören wehn
Im Bergwind hier die Tannen,
Das Lied der blonden Magdalen,
Des Vogts auf Mühlstein Tochter.

Einst ihr vom Herzen kam es her,
Derweil die Mägde spannen:
Den einen will sie, keinen mehr,
Und müßte sie drum sterben.

Das Sterben, ach, ist nicht so schlimm,
Als in die Nacht versinken,
In Sinnesnacht vor Vaters Grimm,
— Erbarme dich, Maria!

Ein Wunderkirchlein steht in Zell,
Dort tät Maria winken
Zur Heilung hin am Gnadenquell
Den zwein, die wund vor Sehnsucht.

Vom Walde fort, dem Rheine zu
Der Bursche zog von dannen,
Schönmagda wiegt die ewige Ruh
Der Bergwind um die Tannen.

Sie sang.

„Der Bach hat einen steten Gang
Und auch mein Schatz hat seinen,
Wir singen einen Zwiegesang
Im Lied uns zu vereinen."

„Dann klingen hell und klingen recht
Die Stimmen, die wir heben:
Des Bauern Kind, des Bauern Knecht
Tät Gott zusammengeben."

„Des Bauern Knecht, des Bauern Kind:
— Und doch, da er mich küßte,
Bang dacht' ich, daß wir einig sind,
Wenn das mein Vater wüßte."

„Am Mühlstein ist ein steinern Haus,
Ein steinern Herz wohnt drinnen.
Das weist die Liebe kalt hinaus,
— Sag', Liebster, was beginnen?"

Sie sang abermals.

„Seit Er und ich uns trafen
Beim Vollmond in der Schlucht,
Nun kann mein Herz nicht schlafen,
Es sucht."

„Mein Lieben und mein Frieden,
Wo sind sie hin, wohin?
Daß ich allein hienieden
Hier bin."

„Viel besser doch, verlassen,
Und elend wach zu sein,
Denn sich im Traum nur fassen
Zu zwein."

„Die Welt hat blüh'nde Wangen
Im Kuß des Sonnenscheins,
Ein Glück kommt jedem gangen,
. . . Mir keins."

Er geht fort.

Und Er, ihr Schatz? Durch Tal und Au
Den Gang nicht läßt er ruh'n.
Die Welt ist weit, fern wäscht der Tau
Den Staub ihm von den Schuh'n.

Ein Ton geht mit von Ort zu Ort,
Der dringt ins Herz hinein,
Den wäscht ihm aus der Seele fort
Kein Wasser und kein Wein.

Was hilft's ihm, daß die Flut des Rheins
Strömt zwischen ihn und sie?
Er meint, er hör' die Qual, die eins
In all sein Denken schrie:

Der Vogt auf Mühlstein schlägt sein Kind,
Das Treue halten will —
So klagt der Halm im Sommerwind,
. . . Im Friedhof ward es still.

Er kehrt heim.

Liebesnot auf dieser Erden
Ist ein unerbittlich Leid,
Herzen brechen oder werden
Heldenhaft in Einsamkeit.

Urlaub hat ein Held genommen
Her zum Friedhof einen Tag,
Daß auch er sein Gottwillkommen
Magdalenen flüstern mag.

Dort der Greis, der mit dem Spaten
Gräbt ein letztes Standquartier,
Wieder kennt er den Soldaten,
Nickt ihm stumm und deutet: Hier!

Menschen beten, Engel wachen,
. . . Kamerad, wo Banner wehn,
Hufe stampfen, Salven krachen,
Sinkest du zum Wiedersehn.

Der Alte.

Der Wald ist starr, die Winternacht
Hält glitzernd ihn umfangen.
Was geistert im Gebirge sacht?
Was keucht? . . . Was kommt gegangen?
Das ist der Vogt — trägt mühsam her
Sein Haupt in Silberhaaren,
Derselbe Mann nicht blieb er mehr,
Nein, nicht seit zwanzig Jahren.

Der Wald ist starr, der einst von Lust,
Von Licht und Würze trunken,
Da hier an seines Buhlen Brust
Ein selig Kind gesunken.
Hier ist es, hier, wo Maid und Mann
Der Welt vergessen waren,
Der gleiche Platz, derselbe Tann
Noch heut seit zwanzig Jahren.

Der Wald ist starr, der Steig ist glatt,
Ausgleiten heißt Verderben.
— Der hart sein Blut verstoßen hat,
Hier strauchelt er zum Sterben.
Allein im Gram, im Tod allein,
Wie seine Opfer waren . . .
Wer sagt's? Sein Mal und Bild, der Stein,
Nach oft noch zwanzig Jahren.

Die Heutigen.

Längst kam es unter die Leute
Mit alter Geschichten Macht,
Die Enkel haben heute
Des Glückes besser acht.

Durch Täler lockt's und Triften
Zum Mühlstein einen Mann,
Der dieses Glückes Schriften
Im Auge lesen kann.

Und nun zur Herrgottsecke
Ihm Wein die Vögtin[1] bringt,
Daß ihn nur keiner wecke
Vom Traum, der singt und klingt.

10.

Steigen wir nun nochmals hinauf nach Mühlstein und von da hinab zu den Schottenhöfen. Es gibt hier noch allerlei Schneeballenartiges.

Der alte Vogt, wie wir wissen, selbst des Schreibens unkundig, hat um die Schottenhöfe noch ein ganz besonderes Verdienst durch die erste, poesievolle Bestallung eines Schullehrers.

Eines Tages erschien bei ihm ein rothaariger, junger Mann und fragte, ob der Vogt nicht Lust habe, ihn als Lehrer seiner Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen anzustellen.

Befragt über sein Herkommen, gab er weiter nichts an, als er habe in Straßburg studiert, seine Studien aber unterbrechen müssen, und sei jetzt genötigt, sich auf andere Art sein täglich Brot zu verschaffen.

„Fahrende Schüler" aus Straßburg waren im Kinzigtal von alters her bei den Bauern wohl bekannt und, weil gefürchtet als „Wettermacher" und „Hexenmeister", wohl gelitten bei dem dortigen Landvolk.

So nahm auch der alte Mühlsteiner den fahrenden Roten auf und übergab ihm seine Kinder zum Unterricht, den der Vagabundus ganz vortrefflich gab, vorab im Rechnen.

Jetzt erhob der Vogt seinen Blick weiter und beschloß, all seinen Schottenhöfer Bauern, die mit ihm an der gleichen Bergwand ihre Hütten hatten, die Wohltat eines Lehrers zu verschaffen.

---

[1] Die Vögtin nennt der Dichter die Bäuerin, die, als wir oben waren, uns den Wein kredenzte. Die gute, feinsinnige Frau ist jetzt seit Jahren auch tot.

Er versammelt drum eines Sonntags die übrigen fünf Kollegen in der Vogtsresidenz, präsentiert ihnen den roten Straßburger Studenten und meint, es sollten alle sechs Schottenhöfer zusammenstehen und ihn als Lehrer für ihre Kinder anstellen. Jeder der Bauern solle die Schule für alle Kinder der Vogtei sechs Wochen auf seinem Hof halten und dem Lehrer Wohnung und Kost geben, der dann nach Ablauf dieser Zeit wieder zu einem andern Bauer ziehe.

Die Schule solle währen den ganzen Tag, vom Gallustag (10. Oktober), wo die Hirten bleibend heimfahren, bis im Frühjahr, da die Bauern das Vieh wieder auf die Weide treiben und die Schulkinder es hüten müssen.

Der Schulmeister erhält pro Kind und Kopf jährlich einen Gulden und das ganze Jahr freie Verpflegung bei den Schottenhöfern.

Des Vogts Vorschlag ward von den hellblickenden Klosterburen angenommen, und der fahrende Rote ward als Scholarch installiert und besorgte sein Amt aufs beste den ganzen lieben Tag der Winterszeit in dumpfer Bauernstube.

Die Kinder der entfernten Höfe brachten ihr Mittagessen mit, die der nähergelegenen eilten über Mittag heim.

Waren die sechs Wochen bei einem Bauer um, so zog die Schule aus. Die Mädle trugen den Koffer des Schulmeisters mit seinen Kleidern, die Buben nahmen die Tischplatte und den Schragen und die schwarze Rechentafel und zogen hinter dem Präzeptor drein.

Der Schultisch wurde, auf dem nächsten Hofe angelangt, an den Eßtisch des Bauern angestoßen, die Rechentafel an die Stubentüre gehängt und die Wissenschaft wieder losgelassen.

An Ostern ging der Vogt jeweils hinab nach Zell zum Pater Pfarrer und bat ihn, die Schule der Schottenhöfer zu prüfen. Dies geschah in der Wallfahrtskapelle, wo die Kinder der sechs Bauern mit dem „Roten“, der auch Religionsunterricht erteilt hatte, erschienen und stets ein brillantes Examen bestanden.

In der Sommerszeit wanderte der Fahrende auf den Bergen herum und mag manchmal von den Höhen ob Mühlstein hinabgeschaut haben ins Elsaß, von wo der Turm des Straßburger Münsters herübergrüßte und an die „wunderschöne Stadt" erinnerte, in der er als flotter Studio gelebt. —

Wenn man nicht wüßte, wie „verbummelt" die Menschheit seit fünfzig und mehr Jahren geworden, man könnte es an dem roten Schulmeister in den Schottenhöfen ersehen. Heute würde kein Akademiker jahrelang, rastlos und unverdrossen um Spottlohn bei einsamen Bauern essen und schlafen und dozieren, um sein Leben zu fristen. Er würde eher unter die Anarchisten gehen oder zur Pistole greifen.

Der Fahrende in den Schottenhöfen machte sich in seinen langen Ferien auch sonst nützlich. Er war ein „Hauptrechner", wie die Bauern sagen, und legte deshalb für seine Schüler Rechnungs- und Exempelbücher an, die heute noch auf einzelnen Höfen existieren.

Über die benachbarten Renchtäler Berge war mit der Zeit die Kunde in die Schottenhöfe gekommen, der Rote sei vorher in der Nähe von Allerheiligen[1] bei einem Bauer Lehrer gewesen, habe dort der Frau ausgerechnet, wie lange ihr Mann noch lebe, und da es eingetroffen, hätte die Bäuerin den „unheimlichen Menschen" entlassen, worauf er gen Mühlstein gekommen. —

Die Schottenhöfer Klosterbauern konnten, wenn sie an Sonntagen nach Zell kamen zu den verschiedenen Reichsbauern, nicht genug erzählen von ihrem roten Schulmeister und seinen Leistungen. Dies erregte den Neid der Entersbacher Buren unterhalb Zell. Sie traten mit dem Fahrenden, wenn er bisweilen in Zell seinen Schoppen trank, in Unterhandlung, und da sie weit zahlreicher, also auch zahlkräftiger waren, boten sie mehr „Lohn", wenn er zu ihnen käme als Schulmeister. Und er ging.

---

[1] Ehemaliges Kloster im Renchtal, dessen herrliche Ruinen heute noch besucht werden.

Besserstellung konnten ihm als Scheidegrund die Schottenhöfer nicht verübeln, aber der Vogt und seine Bauern schimpften über die Entersbacher, daß sie ihnen den roten Lehrer „weggespannt" hätten.

Mit dem bessern Lohn wuchs aber auch der Durst des ehemaligen Straßburger Studenten. Er ging an freien Tagen oft hinaus ins Kinzigtal und pokulierte im Bären zu Biberach.

In einer finstern Nacht wandert er einmal von da, etwas mehr als genügend weinselig, dem Entersbach zu, verirrt sich in dem Wiesenplan am Harmersbach hin, fällt in einen Wassergraben und ertrinkt.

So tragisch beschloß der Rote sein dunkles Leben, in das erst später Licht kam. —

Einige Zeit nach seinem Tod erschien abermals ein fahrender Student beim Vogt auf Mühlstein und bittet um den vakanten Schuldienst in den Schottenhöfen und wird angestellt.

Als er die Rechnungsbücher und sonstigen Schriften seines Vorgängers sah, fragte er nach dem Aussehen desselben und wo er hingekommen sei. Nachdem er das alles erfahren, seufzte er, Tränen in den Augen: „Der Rote war mein Freund!"

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Der neue Lehrer nannte sich, wahrscheinlich pseudonym, Anton End, und bei den Schottenhöfern hieß er deshalb nur „der Ente-Toni".

Der war ein guter Schreiber und schrieb in seinen Ferien Gebetbücher für seine Schüler und Schülerinnen. Vor mir liegt, da ich dies niederschreibe, ein solches, zierlich geschrieben und bemalt, das der Ente-Toni 1826 für die Maria Anna Muser, Enkelin des alten Vogts und Hofbäuerin auf Mühlstein, verfertigte.

Mehr als ein Vierteljahrhundert amtete der Ente-Toni in den Schottenhöfen, bis der Tod ihn abrief. In seinen

letzten Lebensjahren lichtete er das Dunkel, welches über des roten Schulmeisters Leben lag und auch über dem seinigen. Was er berichtet, erzählen die alten Bauern in den Schottenhöfen heute noch also:

„Der rote Fahrende war gebürtig von ‚hohem Stammen‘ und im Studium einer der ersten an der Straßburger Universität. An einem schönen Sommertag machte er mit zwei Freunden, darunter der Ente-Toni, einen größeren Ausflug. Nach längerem Marsch setzten sie sich an der Straße nieder und verzehrten ihren mitgebrachten Schinken. Da kommt ein Judenknabe des Wegs daher, und der rote Student will im Übermut diesen zwingen, Schweinefleisch zu essen.“

„Der junge Glaubensheld weigert sich standhaft. Da faßte ihn der Rote und drückt ihm den Kopf in einen gefüllten Wassergraben. In der Todesangst verspricht der Hebräer zu essen. Kaum frei, weigert er sich abermals. So ein zweites Mal. Beim dritten hält ihn der Student unbarmherziger ins Wasser, und der arme Knabe war tot.“

„Die Sache wird ruchbar und kommt vors Gericht. Der Rote wird zum Tode, die andern zu den Galeeren verurteilt. Ihre Kameraden auf der Universität befreien sie aus dem Gefängnisse. Sie fliehen über den Rhein, und jeder sucht sein Heil wo anders. Keiner sah den andern mehr im Leben. Was aber den Ente-Toni am meisten erschütterte, war der Tod des Roten ebenfalls in einem Wassergraben.“ —

Der letzte der so poesiereichen Wanderlehrer in den Schottenhöfen war des Klostermesners Sohn von Gengenbach und hieß Franz Anton Schmied. Seine Eltern und sechzehn Geschwister starben an der „Russenkrankheit“[1]. Er hatte in der Klosterschule studiert, aber nach dem Tode seiner Eltern das Studium aufgeben müssen und war zu einem

[1] Das heißt an der nach dem Russenrumpel von 1813 auftretenden Seuche.

Strumpfwirker in die Lehre gekommen. Als er ausgelernt hatte und einige Jahre gewandert war, hörte er, daß der Ente-Toni gestorben sei, und bewarb sich um seine Stelle.

Den klugen, praktischen Bauern war ein Strumpfwirker hochwillkommen. Der „Franze-Toni", so nannten sie ihren letzten Schulmeister, strickte im Sommer die Zipfelkappen und Wolljacken für die Mannsleute und die bunten Strümpfe für die Wibervölker, und im Winter lehrte er ihre Kinder, und zwar ebenfalls sehr gut.

Die alten Bauern sagen heute noch von ihm, „er war ein guter Dichter und ein lustiges Genie". Er machte auch den erwachsenen Buben und Maidlen Lieder und Schnadahüpferl und war so in den Schottenhöfen sehr beliebt.

Unser vielgenannter Buchhofbauer Michael Erdrich, die Bauernintelligenz zu Pferd, ist ein Schüler des strümpfestrickenden Lehrers und macht diesem nicht wenig Ehre.

Im Jahre 1843 wurde die vom alten Vogt gegründete Wanderschule verboten, und es kamen die staatlich organisierten Schulen. Der Franze-Toni von Gengenbach wurde abgesetzt und schied voll Schmerz aus den Schottenhöfen. Er ging nach Rastatt, wo eben die Festung gebaut wurde, und ward Schreiber und Buchhalter eines Bauunternehmers.

Als die Festung fertig und der Franze-Toni wieder brotlos war, kam er zurück in die Schottenhöfe und strickte Kappen und Strümpfe bis in sein hohes Alter. Und da er Ende der siebziger Jahre den Tod kommen sah, ging er hinab ins Spital seiner Vaterstadt und legte sich nieder zum Sterben. —

Wäre es nicht schade, wenn solche Schneeballen wie die drei Schulmeister in den Schottenhöfen unbeschrieen vergingen? —

Wie wir bereits erzählt, wurde der Symphorian des Vaters Nachfolger im Hof auf Mühlstein und, für die

wenigen Jahre des Fortbestands des Klosters Gengenbach, auch im Vogtsamte.

Zu Symphorians Zeiten hauste nun auf Mühlstein noch ein anderes ritterliches Geschlecht.

Nachdem der alte Vogt ums Leben gekommen und die Vögtin, sein Weib, auch tot war, stand unter Symphorians Herrschaft das Leibgedinghaus, der „Speicher", des Vaters frei. Er überließ es aber bald einer armen Familie, dem Heiterjörg und seinem Weib und seinen vier Buben, zur Wohnung.

Der Heiterjörg war ein „gefährlicher Mann", er verstand Sympathie und war der gewandteste Wildschütz auf dem ganzen untern und mittlern Gebiet des nordwestlichen Schwarzwaldes. Unter dem Namen „der Wildschütz" kannte ihn jeder Bauer im Tale. Im Sommer war der Jörg der beste und arbeitsamste Mann. Er machte mit seinen Buben dem Vogt und allen Bauern in den Schottenhöfen das Holz und kurierte Menschen und Vieh. Besonders konnte er helfen gegen allerlei „Gewächse" am menschlichen Leib, und seine Heilmethode wird jetzt noch geübt im Tale und, wie mir glaubwürdige Bauersmänner erzählten, mit Erfolg. Auch der bis herauf zum 20. Jahrhundert noch praktizierende, vielbesuchte Sympathiedoktor auf dem Billersberg im Harmersbacher Tale, der Hättichsbur, den ich in meinen „wilden Kirschen" erwähnt, fand sie probat.

Die Heilweise ist zu poetisch, als daß wir sie hier verschweigen könnten. Hat einer ein krankhaftes „Gewächs", sei es wo immer am Leibe, und mag es Art und Namen wie immer haben, es kann ihm also geholfen werden: er muß, während der Priester eine Leiche des Geschlechtes, dem der Patient als Mann oder Weib angehört, einsegnet und während die Totenglocken läuten, unbeschrieeen, sei es in der Nähe der Leiche oder in der Ferne auf einem Berge stehend, das „Gewächs" mit den Fingern berühren und sprechen:

Jetzt läutet man zur Leich',
Und was ich greif', das weich'.
Und was ich greif', nehm' ab,
Wie der Tote im Grab.

Dann betet er einige Vaterunser für den zu Beerdigenden. Und so wie der Tote verwest, wird auch das Gewächs vergehen. —

Im Winter war der Wildschütz auf Mühlstein nicht zu halten, da nahmen er und seine vier Buben die Flinten und fort ging's aufs Wildern, hinüber bis zum Hünersedel und hinauf bis in die Täler der Brieg und Breg, wo des Fürsten von Fürstenberg Hirsche standen. Überall hatte der „Wildschütz" seine Hehler, und wenn der Winter um war, kam er mit ganzen Beuteln voll Geld auf Mühlstein.

Nur einer seiner Buben, der „Andres", war nicht mit Leib und Seele dabei. Ungern zog er jeweils mit. Um aber seine Lust am Weidwerk zu wecken, gab ihm der Alte stets den besten Stand.

Eines Morgens stand der Andres mit dem Vater fernab vom Mühlstein, bei Friesenheim, unter der Geroldseck, im Wald auf Rehe. Die Jäger der Gegend fahndeten längst auf die verwegenen Wilderer und nahten an jenem Morgen den zweien, die unfern voneinander ihren Stand hatten.

Kaum merkte der Alte durch des Waldes Dunkel einen Jäger, als er dem unter ihm stehenden Sohne zurief: „Bua, schieß ihn!" Doch der Andres war auf so was nicht gefaßt, und ehe er zum Schießen kam, lag er im Blute zum Tode getroffen vom — Adlerwirt in Friesenheim.

Von allen Seiten stürmen nun die Jäger auf den Vater ein; er flieht, erhält einen Streifschuß und fällt. Der Wildschütz wird gefangen, abgeurteilt und auf zwei Jahre ins Zuchthaus nach Freiburg verbracht. Hier bricht er in einer Nacht aus und kehrt kühn auf Mühlstein zurück. Ein ganzes Jahr lang hält er sich untertags in den Wäldern

auf und kehrt nachts in sichern Stunden in dem Speicher auf Mühlstein ein.

Die Bauern halfen dem Sympathiedoktor, denn das Wildern hielten sie nicht mit Unrecht für keine Sünde, drum war der Heiterjörg ihnen ein unschuldiger Mann. Der Staat hatte eben ringsum die herrlichen Klosterwälder geholt, ohne zu fragen, ob's erlaubt sei; drum, meinten sie, dürfe ihr Sympathiedoktor und Holzmacher auch ungefragt einen oder den andern Rehbock holen. Die guten Bauern wußten eben nicht, daß das Stehlen nur im großen erlaubt ist und dann oft berühmte Leute macht.

Der Bauer und Vogt auf Mühlstein erlaubte dem Heiterjörg sogar, einen unterirdischen Gang in seinen Keller zu machen und sich durch denselben zu retten, wenn die Häscher kämen. Aber auch das wurde mit der Zeit verraten.

Eines Tages mußte der Symphorian seinen Keller öffnen, und hinter einem Faß ward Jörg, der tapfere Wildschütz, gefaßt. Jetzt hatte er die herrliche Höhe am Mühlstein zum letztenmal gesehen. Er starb bald darauf im Zuchthaus am Heimweh nach der Freiheit. —

Seine zwei älteren Buben gingen hinab ins Tal und wurden ehrliche Leute; einer, der Christian, bekam selbst einen Hof und wurde Bauer „auf der Flacken", unweit vom Mühlstein, und Sympathiedoktor; der andere, der Jörg, trieb sich als friedlicher Uhrmacher in den Tälern und Bergen herum.

Auf Mühlstein war nur die Mutter geblieben und Sepp, der Jüngste, und das war ein nobler, vornehmer Mensch. Er hatte als Unterknecht beim Symphorian einen Dienst gefunden, war aber stärker und geschickter als der Oberknecht.

Und was in allen Ständen, Ämtern und Würden, geistlichen und weltlichen, vorkommt, daß der Höhere, wenn er dümmer ist als sein Untergebener, diesen malträtiert,

so gut es geht, das geschah auch beim Ober- und Unterknecht auf Mühlstein. Beim Dreschen, beim Pflügen, beim Fahren, überall wurde der Sepp gesucht. Beim Dreschen kam es eines Tags zum Handgemenge, und wie einen kleinen Buben setzte der Sepp den Oberknecht aufs Stroh.

Der Oberknecht eilt zum Bauer und erklärt, den Hof zu verlassen, wenn der Unterknecht nicht fortkomme. Der Symphorian weiß, daß der Sepp der brävste und stärkste Knecht auf Mühlstein ist, und will sich nicht leicht entscheiden, weil ein Bauer, wie ein Fürst, stets auf seiten des Oberknechts zuungunsten des Unterknechts sich stellt — schon aus monarchischem Prinzip.

Der Sepp machte aber dem Symphorian die Entscheidung leicht und sprach: „Bauer, Ihr wißt, daß ich unschuldig bin, aber ich will Euch nicht in Verlegenheit bringen. Gebt mir meinen Lohn, und ich geh' fort!"

Und der Sepp ging, so wehe es ihm und der alten „Wildschützin" tat, die nun ganz allein auf dem Speicher lebte. Doch fand sie ihr Brot immer noch beim Symphorian.

An vielen Höfen klopfte der brave Kerl an, bis er wieder einen Platz fand. Von Tal zu Tal, von Berg zu Berg stieg er und wurde überall, weil Winterszeit, abgewiesen. So kam er hinüber bis ins Simonswälder Tal. Hier wird er Knecht und solch ein braver Knecht, daß er mitten in den Kriegsjahren des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts freiwillig seinem Bauer sich anbot, für dessen Sohn Soldat zu werden. Aber auch der Bauer war großmütig; er versprach ihm 800 Gulden sicher anzulegen und, wenn er als Krüppel heimkäme, lebenslängliche Verpflegung auf dem Hofe.

Der Sepp focht mit bei Jena, Auerstädt und in Spanien.

Kaum war er gesund zurückgekehrt ins Simonswälder Tal, so folgte die Einberufung zur großen Armee nach Rußland. Jetzt ward dem Braven bang um die Heim-

kehr. Er erscheint nach manchem Jahr der Abwesenheit auf Mühlstein, nimmt Abschied von der Mutter und übergibt ihr sein Geld. Als er das erstemal von ihr ging, weinte der Sepp nicht, aber heute weinte er. „Mutter," sprach er, „Ihr seht mich nimmermehr! Behüt Euch Gott." Er ging und kam nicht wieder. Rußland wurde auch das Grab des jungen Wildschützen. —

Und als die Krieger Napoleons tot oder besiegt waren, da ritten die Scharen der Kosaken auch in die Heimat des tapfern Sepp. Sie kamen hinauf selbst bis auf Mühlstein, wo Symphorian immer noch Bauer war und die alte Wildschützin ihre Herberge hatte.

Sie tranken dem Bauer seinen Schnaps, den er gerne gab; aber sie wollten auch die Ehre seiner Töchter und seiner Mägde. Diese brachte Symphorian in Sicherheit vor den betrunkenen Kosaken, und nun malträtierten sie ihn. Er mußte Brot essen, auf das sie gespuckt hatten, und wurde schwer mißhandelt. Er blieb infolgedessen ein siecher Mann und starb 1824.

Doch waren einmal während jener Kriegszeit vier österreichische Soldaten aus Siebenbürgen auf dem Mühlstein friedlich zurückgeblieben. Sie stockten dem Bauer den Winter über einen Wald aus und säeten ihn im Frühjahr mit Haber an.

Als die Saat gelegt war, gingen sie fort und sagten, sie hätten, bis sie in ihrer Heimat seien, zu laufen, bis der Haber gemäht würde.

11.

Zu Symphorians Zeit hausten in den Bergen um Mühlstein aber noch gefährlichere Leute als Jörg, der Wildschütz. Seit den französischen Revolutionskriegen hielt sich eine größere Anzahl ehemaliger Kriegsknechte, Deser-

teure und Marodeure im Reichsgebiet an der Kinzig als Räuber auf.

Die Protokollbücher der Reichs- und Klostergemeinden melden schon aus den neunziger Jahren von Streifzügen der Bauern gegen das „Diebsgesindel".

Die napoleonischen Kriege begünstigten und mehrten die Banden, welche vom Kniebis bis zur Hornisgrinde den Bauern Schafe, Mastvieh, Geld, Butter, Speck, Schnaps und alles, was nicht niet- und nagelfest war, wegnahmen.

Im großen Mooswald, auf dem „Boskopf", nordwestlich von Mühlstein, mitten im dicksten Hochwald, war ein baumloser Platz, „die Kornebene" genannt. Hier hatten die Diebe ihr Standquartier, hier schlachteten sie die gestohlenen Tiere, so daß die Kornebene in jenen Tagen ihren Namen verlor und bei den Bauern „die groß' Metzig" genannt wurde. Heute noch heißt ein Weg dort oben der Diebsweg und ein Brunnen der Diebsbrunnen.

Auf der Höhe des Passes, der von dem Harmersbacher Tal in den Gelbach hinabführt und ins Tal der Wolf, steht in einer ausgehöhlten Tanne ein kleines Kruzifix. Man nennt diese Tanne „den Bildstock der Bettelfrau", weil eine arme Bettlerin einst hier erfror und mitleidige Holzmacher ihr ein Erinnerungszeichen in einen Tannenbaum geschnitten haben.

In diese Tanne schrieben einst die Räuber, daß sie neunzig Köpfe stark wären, und dazu die Namen ihrer Hauptleute, darunter auch ein Weib. Diese waren: der Lautenbacher, der Storchenhopser, der Kriesbaum, der Haftemichele, der Weißkopf, die Schanzen-Kreszenz, der hohe Vit, der Schwabentoni, der Gieringer-Sepple und der Hennesepple.

Sie hatten auch ihre Weibsbilder bei sich, die vorzügliche Dienste leisteten im Spionieren. Dieselben bettelten tagsüber in den Höfen, denen in der Nacht ein Besuch zugedacht war, und schauten dabei in der Küche, wo die

Bäuerin sie empfing, nach den Speckseiten im Kamin. Sie machten Zeichen an die Höfe, auf welcher Seite sie am besten zugänglich, rapportierten alsdann, und in der Nacht kamen die Diebe und holten ihre Beute.

Die Bauern waren merkwürdigerweise den Kerlen nicht so sehr abhold. Solange kein Mord vorkam, hatte es für sie eine gewisse Poesie, und einer lachte den andern aus, wenn er bestohlen worden war.

Daß in jenen Zeiten, zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19., eine poetische Auffassung des Räuberlebens bestand, das zeigen uns Schillers „Räuber".

Und heute noch erzählen die alten Bauern des Harmersbacher Tales von den genannten Räuberhauptleuten, wie von Helden, umduftet von Waldesluft und Sage. Der Schinderhannes und der bayerische Hiesel sind dem heutigen deutschen Bauer noch Heldengestalten, wie dem alten der gehörnte Siegfried und der Kaiser Rotbart.

Und in der Tat, ich selbst finde eine Räuberbande im Wald viel poetischer und weit weniger schädlich als manche Gründerbande und manche Börsenhyänen in den Städten. Schiller würde nie ein Drama geschrieben haben über derlei Leute. Es ist unmöglich, solcher Gesellschaft Poesie abzugewinnen.

Ja, die ehemaligen Reichs- und Klosterbauern waren vielfach gut Freund mit den „Räuberhauptmännern".

So ging der „hohe Vit" aus und ein bei den zwei nicht so sehr entfernten Nachbarn des Mühlsteiners im Nordracher Tal, beim Michel am Hasenberg und beim Rautschsepp, den zwei reichsten Buren der Umgegend.

Der Rautschsepp war Gardedragoner gewesen in den napoleonischen Kriegen und ein lebenslustiger Mann, der sich gerne vom „hohen Vit" erzählen ließ, wie er die Bauern weiter oben, am Kniebis, ausgenommen.

Der Michel am Hasenberg, Besitzer des größten Hofes, der an die Kornebene grenzte, stellte sich schon wegen der

Nähe gut mit den Dieben. Ja, er kaufte ihnen bisweilen ein gestohlenes Rind oder Speck ab, um gute Nachbarschaft zu haben.

Ein Sohn des Mühlsteiners Symphorian diente bei ihm als Knecht. Eines Tages trug die Bäuerin Speck zum Mittagessen auf, da sprach der Hasenmichel zum Knecht: „Laß Dir ihn nur gut schmecken. Er ist von Deinem Vater. Der ‚Storchenhopser‘ und der ‚Kriesbaum‘ haben auf Mühlstein zwei Speckseiten geholt, und ich habe sie ihnen abgekauft.“

So lachten die Bauern einander aus, wenn die Räuber über einen von ihnen hergefallen waren.

Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde mit Errichtung der Gendarmerie der Gesellschaft auf der Kornebene der Garaus gemacht. Die Räuber wurden für vogelfrei erklärt, und auch die Bauern schossen auf sie.

So erschoß der „Nil-Diesle-Xaveri“, ein Bauer im Gengenbachischen, die „Schanzen-Kreszenz“, als sie zwischen Tag und Dunkel die Betten seiner Knechte zum Kammerfenster herauszog.

Der Rentmeister in Gengenbach erlegte den „Schwabentoni“, als der seiner Geldkasse einen Besuch machen wollte.

Der hohe Vit starb eines merkwürdigen Todes. Er hatte einem Bauern im Unrechtenbach, westlich vom Mooswald, ein Gewehr verkauft und ihm gesagt: „Das ist eine gute Flinte; wenn wieder einmal Diebe kommen, so kannst Du ihnen heimzünden. Wer aus dem Rohr was kriegt, steht nimmer auf.“

Den ersten Besuch bekam nach einiger Zeit der Bauer vom hohen Vit selber. Der Bauer wacht auf seines Hundes Gebell vom Schlafe auf und sieht eine Gestalt vom Hof wegspringen, schießt und legt sich ruhig wieder ins Bett.

Am andern Morgen lag der hohe Vit tot im Garten. Der Bauer lud ihn am Abend auf einen Holzschlitten und

führte ihn den Berg hinauf an die Grenze von Durbach in ein Gebüsch.

Des Räubers treuer Hund fand ihn und gab keine Ruhe, bis Menschen die Leiche gefunden und begraben hatten.

Die übrigen „Hauptleute" wurden gefangen oder versprengt. In die bürgerliche Gesellschaft kehrte nur einer in Ehren zurück, der Gieringer-Sepple. Er wurde droben im Herzen des Schwarzwalds, in Vöhrenbach, Besitzer einer Sägmühle und ein ehrlicher Mann. —

Der Symphorian auf Mühlstein hatte aber auch sonst noch gefährliche Nachbarn unter den Buren selber. Wir wissen, daß unweit vom Mühlstein der Bur im Stollengrund wohnte. Der Stollenbur zur Zeit Symphorians, der Sohn der Göttle der Magdalene, und seine Nachbarn, die zwei Buren in der Rautsch, der Bur drüben am Hasenberg und der Jungbur und der Salesjörgle, waren die sechs üppigsten Buren des alten Reichsgebiets in den zwei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Ihr Chef und Verführer war der Michel am Hasenberg. War er als Bub schon der üppigste Bursche bei allen Hochzeiten und „Kilwen" (Kirchweihen) gewesen, so wurde er als Bauer ein fleißiger Besucher der Jahrmärkte, ein eifriger Jäger und täglicher Stammgast in der „Stube zu Nordre".

Es war ihm aber an Werktagen zu langweilig, allein im Wirtshaus zu sitzen, und deshalb suchte er Gesellschaft bei seinen Mitbauern, denen er dadurch zum Mephisto wurde.

Bald holte er sie ab zur Jagd und dann ins Wirtshaus oder direkt ins letztere, oder zu einem Ritt hinaus in ein Städtle des Kinzigtals.

Die Weiber schimpften und verfluchten den Hasebur, aber es half nichts; nur bei einem, beim obern Rautschbur, war ein starkmütiges Weib, sie rettete sich und ihren

Kindern den Hof. Die andern Buren gingen ganz oder teilweise unter.

Auf den beiden Höfen unter dem tannengrünen Rautschkopf saß das Geschlecht der „Bildstein", wie schon der Name zeigt, ein an Adel grenzendes, altes Bauerngeschlecht, das deshalb auch gerne „ineinander hinein" heiratete. So war die Bürin auf dem obern Rautschhof, Juliane, die Schwester des untern Rautschburen, und sie und ihr Mann hießen Bildstein.

Die Juliane war ein schneidiges Weib. Wenn der Hasemichel, dessen Hof auf der andern Talseite lag, über den Bach kam, dem Rautschhof zu, um ihren Mann zu holen, so stellte sie sich unter die Haustüre, ließ den Verführer gar nicht ein und trieb ihn mit Schimpf und Schand' von dannen.

Und sie war das einzige Weib, das der Michel fürchtete. Aber auch ihr eigener Mann fürchtete ihren Zorn und blieb allermeist zu Hause.

Wenn der Michel ihn jedoch an einem Markttag in Gengenbach treffen konnte, so hetzte er den Rautschbur durch Hohn und Spott, so gut er konnte, gegen sein braves Weib. Sein steter Refrain dabei war: „So eine hätt' ich schon lang verschossen."

Und in der Tat, als der Bildsteiner eines Abends aus des Haseburen Gesellschaft betrunken heimkehrte und die Bürin ihm das Nötige sagte, nahm er sein Gewehr und ging auf das in der Küche beschäftigte Weib los. Sie flüchtete zur Türe hinaus und der Schrotschuß ging durch diese.

Von da ab war der Rautschbur in den Augen seines braven Weibes ein gerichteter Mann. Was sie ihm nach dieser Heldentat sagte, blieb haften, und er getraute sich fortan kaum, ihr noch in die Augen zu sehen. Er wurde ein stiller Mann, und floh den Hasebur wie den Teufel. —

Um so enger schlossen sich die andern vier an ihn an. Am hellen Werktag zogen sie in Kompanie dem Dorfe

Nordrach und der „Stube“ zu und spielten oder kegelten bei der „schwarzen Wirtin“. Diese, ein Riesenweib, führte das Regiment im Haus und trug den reichen Bauern zum Kartenspiel auf, was der Tisch trug. Der gewöhnliche Satz beim Spiel war ein Kronentaler, und anderer Wein als Zwölfer wurde nicht getrunken.

Zogen die fünf weiter als in die Stube, so setzten sie sich auf ihre flotten Gäule und ritten nach Zell oder hinaus ins Kinzigtal, hinab bis Offenburg oder hinauf nach Hasle auf den Jahrmarkt.

Der flotteste Reiter war der jüngste unter ihnen, der Rautschsepp, der Bruder der Juliane und Bur auf der untern Rautsch, dazu ein schöner Mann. Als badischer Gardedragoner ritt er einmal in einer Nacht von der Stallwache weg von Karlsruhe herauf bis ins Nordracher Tal, zeigte sich seinem „Schatz“, der Jakobine, des Ankerwirts Tochter, und war am Morgen wieder bei der Schwadron. Er mußte es büßen, aber den Ritt hatte er ausgeführt und war sein Lebtag stolz darauf.

Als die fünf einst in Offenburg einritten, brach der Rautschsepp durch einen Sturz des Pferdes den Fuß. Kaum war er geheilt, so holte ihn der Tod, ehe der Hasebur ihn vollends in den Abgrund gezogen hatte.

Der Michel am Hasenberg ließ den übrigen aber keine Ruhe, bis sie ruiniert waren. Vom Pflug weg holte er sie oft zum Ritt in die Ferne oder zum Gang in die Stube. Die „schwarze Wirtin“ hatte ihm „Bericht geschickt“, sie habe frische Forellen im Fischkasten oder einen jungen Hasen in der Beize oder junge „Güller“[1] geschlachtet, oder der Weißherbst aus Durbach sei angekommen, oder ein Faß alter Roter aus Bermersbach.

Da litt es den Michel nimmer an der Arbeit. Er zog sein Sonntagshäs an und ging zu seinen Kameraden, um

[1] Junge Hähne.

ihnen den Mund „wässerig“ zu machen durch den Bericht der „schwarzen Grete“.

Waren sie dann einmal in der Stube in Nordrach an der Arbeit, so ging es Tage und Nächte fort; die Kronentaler flogen beim Spiel hin und her wie die Schwalben im Sommer, und nicht die wenigsten in die Taschen des schwarzen Riesenweibes.

Einst, es war in der Maienzeit, war der Hasebur wieder einmal acht Tage lang auf Reisen gewesen, spät nachts heimgekommen und am Morgen zeitig ins Feld gegangen. Da kam seine alte Mutter zu ihm hinaus und sprach unter Tränen zu ihm: „Schau, Michel, wie alles blüht und grünt am Hasenberg, und das alles ist Dein. Der Hasenhof ist ein Paradies. Aber wenn Du so fortmachst, kommst Du noch an den Bettelstab.“

Kalt und gleichgültig erwiderte Michel: „Mutter, schaut her, ich habe einen breiten Buckel, der kann auch einen Bettelsack tragen.“

Schluchzend ging die alte Bäuerin davon, der Michel aber dachte im Ernste nicht daran, daß es ihm einmal ausgehen könnte.

Seine Nachbarn begannen vor ihm zu wanken. Sie steckten bereits tief in den Schulden, machten aber doch noch fort mit ihrem Mephisto, der ihnen Geld lieh oder Bürge wurde. Und zum Trinken bei der schwarzen Wirtin brauchten sie kein Geld. Wenn sie keins hatten, schrieb die Schwarze es auf; die Bauern und ihre Höfe waren ihr gut genug.

Mehr als ein Vierteljahrhundert trieben der Hasemichel und seine Kumpane ihr flottes Leben. Seine eigenen Schwiegersöhne hatte der Michel mit ins Lumpenleben gezogen und verführte sie zum Trinken und Spielen.

Alle, der Stollenbur und der obere Rautschbur ausgenommen, gingen zugrund. Wo einst vier große Bauernhöfe gestanden, ist jetzt Staatswald, dichter Tannenwald

und außerdem noch vierzig kleinere Gütchen — ein Beweis von der einstigen Größe jener Hofgüter.

Die „schwarze Wirtin" gab, als die reichen Bauern arm waren, ihr Geschäft auf und zog als Rentnerin in das Städtchen Zell, der Michel vom Hasenberg aber schaute in seinen alten Tagen, wo „Gott und gute Leute" ihm etwas schenken wollten.

Der Hof im Stollengrund und der obere Rautschhof stehen heute noch. Aber blühend erhielt sich bloß der letztere unter dem Regiment der Juliane Bildstein.

Als ihr Mann mit Tod abgegangen war, heiratete sie den Vital Buß von Bäumlisberg, ihren braven Oberknecht, und als der Tod ihr auch den nach einigen Jahren holte, blieb sie doch noch unentwegt am Regiment auf dem großen Hof.

Ja, sie baute selbst ein neues Haus, ließ das alte abreißen und errichtete einen Hof, wie ich ihn in der Größe im Kinzigtal nicht gesehen, noch weniger in der Eleganz, mit zahlreichen Galerien und Balkonen.

Vom alten Haus behielt sie nur die Küchentür mit den Schußwunden, die ihr einst gegolten.

An einem mächtigen eichenen Pfeiler des Hauses aber ist zu lesen: „Dieses Haus baute ich, Juliane Bildstein, mit meinen zwei Söhnen Fridolin Bildstein und Josef Buß im Jahre 1844."

Als ich diese Worte las, kam mir die alte Bäuerin vor wie eine Kaiserin, die mit ihren zwei Mitcäsaren ein großes Werk ausgeführt.

Ihren Sohn Sepp brachte sie, wie wir gleich sehen werden, noch als Herrscher nach Mühlstein, während der Fridolin Rautschbur wurde. Sein Sohn, der Juliane Enkel, war noch auf der Rautsch, als ich den Bildstock des alten Vogts aufsuchte. Jetzt ist er auch schon tot.

Von den zwölf Kindern, die des Vogts Jüngster, der Symphorian, auf Mühlstein hinterlassen, waren bei des

Vaters Tod die erwachsenen Söhne auswärts versorgt, die andern Buben zu jung, und so kam des Vogts Gut an die weibliche Linie. Die achtzehnjährige Marie Anna — wurde Stammhalterin. Aber noch hatte sie keinen Mann. Drüben über dem Berg auf des „Stumparms Hof" wohnte ihr und ihrer jüngeren Geschwister Pfleger. Der ging aufs Freien.

Der waldige Rücken, welcher das Harmersbacher Tal vom Renchtal trennt, heißt der Löcherberg. An seinen jenseitigen Abhängen wohnen von jeher und bis heute reiche Bauern — unter ihnen das Geschlecht der „Erdriche".

Der Bauer Fidel Erdrich am Löcherberg hat sieben ledige Söhne zur Zeit, da des Stumparms Valentin, der Pfleger, einen Nachfolger sucht für des alten Vogts Symphorian.

Er geht hinüber über den Löcherberg. Auf den Mühlstein ist gut freien, und gerne folgt von den sieben der eine, der Jörg, dem Rufe. So kommen die Erdriche ins Harmersbacher Tal. Der neue Bauer auf Mühlstein wird ein reicher Mann, und seine Buben sind gesucht, ehe der Alte den eigenen Hof übergeben will. Der Josef heiratet drunten im Harmersbacher Tal auf den schönsten Hof, und der Michel, unser alter Freund, hinüber auf den „vordern Buchhof" unter dem Nillkopf — jeweils die Erbin. So gelangte die Erbfolge auf Mühlstein wieder auf die weibliche Genitur — der schon genannte Sohn der Juliane, Josef Buß, wurde Bauer auf Mühlstein — und das alte Talgeschlecht der „Bussen"[1] von Bäumlisberg herrschte eine Generation lang auf dem schönen Hof.

Wer vom Reichstal Harmersbach her Zell zuwandert, der geht unfern der Wallfahrtskapelle an einem sonnigen,

[1] Der bekannte Hofrat Buß, fast ein halbes Jahrhundert Professor an der Universität Freiburg, gehörte diesem Geschlecht an.

lichten Häuschen vorüber. In dem blumigen Garten vor demselben stand zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre zur Frühjahrs- und Sommerszeit oft ein großer Mann mit frommen, ernsten Mienen; es war der Sepp, der Sohn der Juliane, der hier, von einer ledigen Tochter gepflegt, in stillem Frieden und Gott wohlgefälligem Gebet seine Tage beschloß im Sommer 1893.

Als wollte der Geist der unglücklichen Magdalene das weibliche Geschlecht auf Mühlstein entschädigen für die Qualen der einstigen Vogtstochter, vererbte auch der Josef Buß seinen Sitz auf der Höhe an eine Tochter. Aber die nimmt jetzt des Michel Erdrichs Sohn auf Buchen, und „die Erdriche" sitzen sich so in gerader Luftlinie gegenüber, der Vater auf Buchen, der Sohn auf Mühlstein.

Der junge Bauer auf Mühlstein, der Sepp, hat abermals bis jetzt nur Töchter, und die Maria Magdalene scheint immer noch zu spuken und die „Wibervölker" zu Ehren bringen zu wollen im alten Stammhaus, in dem richtig seither alle Erbtöchter den Namen Maria tragen.

Als ich von dem Totenstein des alten Vogts auf die Höhe von Mühlstein an jenem frischen, sonnigen Frühjahrstag mit dem Vater des jetzigen Mühlsteiners zum erstenmal auf den Hof des Vogts kam, da heimelte es mich in des Muser-Tonis Haus an, als sei ich schon oft dagewesen.

Denn der alte Erdrich, mein Begleiter, war es, der mir im Winter 1890 am Franziskanerplatz in Freiburg die Geschichte seines Urgroßvaters und seiner Großtante Magdalene erzählt hatte.

Ich ließ im Geist an mir vorüberziehen die Zeiten, da ein fränkischer Freiherr hier hauste und ein Edelfräulein einen Bauern heiratete, da der harte Vogt hier wohnte und der Ulrich hier freite, und die Magdalene über dem Haus auf der Haldeneck saß und ihr Lied und ihr Leid sang.

Und wenn ich dann das jetzige junge Ehepaar beschaute, den stillen, aber sehr belesenen Sepp und die noch

stillere, demütige Marianne, die uns drei ganze Schinken aus der Küche auf den Tisch stellte und in blumigen, goldgeränderten Tassen Kaffee servierte, da wollte ich fast nimmer glauben, daß so wilde, harte und unglückliche Menschen einst hier gewohnt haben.

Das jüngste Kind des heutigen Bauernpaares auf Mühlstein aber heißt zu Ehren der Märtyrin der Liebe — Magdalene.

12.

Von den Schottenhöfen drunten im Tal kann ich keine so tragischen Geschichten erzählen wie von der Höhe. Aber die Elegie wohnt ja auch meist in den Höhen. Droben auf den Bergen, wo licht und rein die Sonne strahlt und das Auge weithin Gottes Herrlichkeit schaut, während die Seele des Menschen in und um sich selber das Elend und die Not des menschlichen Lebens fühlt — da gedeihen die Schwermut und das Herzeleid weit besser als drunten im Tale, wo die Nebel der Natur und die der Seele harmonieren und keine Gegensätze hervorrufen.

So ist's auch sonst im Menschenleben. Auf den Höhen des menschlichen Geistes wohnt die Elegie, denn die genialen Menschen sind, wie schon Aristoteles sagt, die Melancholiker. Geistig hoch angelegte Menschen sind viel elegischer gestimmt als das Gros der billigen Denker, die zufrieden sind, wenn's nicht brennt und nicht schwemmt, keine Häuser und Brücken einstürzen, das Bier, die Knackwürste und das Rindfleisch nicht zu teuer sind, der Zinsfuß nicht sinkt, im Theater die Stücke gut gegeben werden und bei Bällen und Tänzen die Musik ordentlich spielt und man „sich amüsiert". —

Aber Humor, den Sonntagskameraden der Elegie, gab's drunten in den Schottenhöfen. Da lebte auf einem der untersten Höfe ein Enkel des Vogts und Sohn des

Symphorian, der erst 1868 gestorbene Josef Muser, von seines Hofes Namen der Schillisepp geheißen, ein ebenso vernünftiger als starker, tapferer, lustiger und aufgeklärter Bur, der auch bisweilen mit seinen Fäusten dreinfuhr, wenn es not tat.

So kam jahrelang in die Schottenhöfe ein Kohlenbrenner aus dem württembergischen Schwarzwalddorfe Lauterbach. Während er den Bauern ihre Kohlen brannte, gab er sich nebenher mit Sympathie ab, ein Handwerk, das die Bauern nach alter Vererbung nicht ungern haben. Der Schwabe war aber kein richtiger Sympathiedoktor; er verstand nichts und darum beschränkte er sich darauf, alles Ungerade im Stall oder Haus für verhext zu erklären. War auf einem Hof ein Ochse krank oder eine Kuh, so meinte er, das käme von einer Hexe oder einem Hexenmeister. Wenn nun jemand, so sagte er dem betreffenden Bauern, ins Haus komme, um etwas zu leihen, oder mit einem verbundenen Kopf am Hof vorbeigehe, so sei das die Hexe oder der Hexenmeister.

Erschien nun eine Person vom nächsten Hof und wollte ein Pferd oder einen Pflug leihen, oder ging die Tochter oder Magd eines andern Nachbarn mit verbundenem Kopfe vorbei, flugs waren das die Hexen und wurden darum angesehen oder gar angerufen.

So oft der Lauterbacher Kohlenbrenner um den Weg war, gab's auf diese Art Feindschaften, und doch fürchteten die Bauern den Sympathiedoktor zu sehr, um gegen ihn vorzugehen.

Da faßte der Schillisepp den mannhaften Entschluß, dem Hexenkünstler, der gedroht hatte, jeden zu bannen, der gegen ihn etwas unternehmen wolle, das Handwerk zu legen. Als Zeugen nahm er seine zwei Knechte mit. In einer dunkeln Nacht ging er zum einsamen Kohlplatz, wo der „Kohler" in seiner Strohhütte schlief. Er weckte ihn und verlangte Einlaß. Der wurde ihm versagt.

Sepps starke Hand hatte aber die elende Tür schnell eingedrückt und den Hexenmacher erfaßt, der nun mit beiden Fäusten bearbeitet wurde.

Als der Schillisepp genug draufgeschlagen hatte, ließ er den „Kohler" los mit den Worten: „So oft Du in den Schottenhöfen Kohlen brennst und die Leute hintereinander richtest mit Deinem Hexenmachen, komme ich zu Dir wie heute nacht." Sprach's und ging mit seinen Adjutanten von dannen.

Am andern Morgen war der schwäbische Kohlenbrenner verschwunden und kam nie wieder. Und das hatte mit seinen Fäusten der Schillisepp getan und zugleich ein Zeugnis abgelegt von seinem gesunden Menschenverstand. Seitdem soll es keine Hexen und keinen Hexenglauben mehr in den Schottenhöfen geben.

Die Radikalkur an dem Kohlenbrenner ermutigte den Schillisepp, seine Heilmethode auch weiter zu verbreiten und als Vertreiber des Aberglaubens Gastrollen zu geben.

Er hörte, daß unter seiner alten Heimat, dem Mühlstein, im Nordracher Tal am Grafenberg, in der Winterszeit an Sonntagabenden und in die tiefe Nacht hinein „Sternenwizelei", d. i. allerlei Aberglauben, Geisterrufen usw. getrieben werde.

Der Schillisepp beschloß, diesem Unfug ein Ende zu machen. Er nahm abermals seine Knechte, kleidete sie und sich, nachts beim Grafenberg angekommen, in weiße Leintücher und schwärzte die Gesichter.

Es ging gegen Mitternacht. Die „Sternenwizler" saßen beim trüben Schein der Spänbuche in der Stube und trieben ihren Hokuspokus. Da pochte es an der Tür, der Haushund heulte und winselte draußen.

Die Sternenwizler glaubten an nichts anderes als an eine Geistererscheinung und erschraken. Da rief's draußen: „Aufgemacht oder die Geister zünden Euch das Haus über

dem Kopf an. Wir sind gebannte Geister und suchen Erlösung."

Ängstlich wird die Tür geöffnet, leichenblaß sitzen die Sternenwizler hinter dem Tisch. Die Geister ziehen starke Haselgerten unter ihren Leintüchern hervor und treiben mit scharfen Streichen die Gesellschaft auseinander, während die Baßstimme des Schillisepp zwischenhinein ruft: „So, des isch für's Sternewizle."

Wie gekommen, ging er mit seinen Leuten über Mühlstein den Schottenhöfen zu, und seitdem hat auch die Sternenwizelei am Grafenberg aufgehört. —

Beliebter als der schwäbische Hexen-Kohler war um die gleiche Zeit der Joch- und Wannmühlenmacher der Bauern auf den Schottenhöfen.

Eine gute Wannmühle zum Fruchtputzen ist ein Hauptwunsch jedes ordentlichen Bauern, aber noch wertvoller sind dem Kinzigtäler Bauern gutgehende Joche für seine Ochsen. Joche muß der Bauer in jenen steilen Bergen haben, damit die Tiere gleichmäßig anhalten und keines ohne das andere davon kann, was zur Sicherheit des ganzen Gefährtes an den hohen Berghalden unbedingt nötig ist.

Der Bauer weiß, daß die Joche keine Liebhaberei der Ochsen sind, kann ihnen jedoch nicht helfen, läßt aber das Joch so bequem als möglich machen, und deshalb liegt ihm viel an einem guten Jochschneider. Und das war vor sechzig und mehr Jahren in den Schottenhöfen und im alten Reichsgebiet der „Rätsel-Benedikt".

Er stammte aus „dem Geroldseckischen", drüben am linken Ufer der Kinzig, hatte alle napoleonischen Feldzüge mitgemacht, war oft aus Kriegsgefangenschaft desertiert und hatte während jener Kriegsjahre sieben „Potentaten" als Soldat gedient.

Wenn der in die Schottenhöfe kam, gaben die Bauern ihm das schönste Nußbaumholz, setzten sich am Abend um ihn herum, und der Benedikt fing an Joche zu schneiden

und gab dazu seine Kriegsfahrten, seine Abenteuer, Schnaken und namentlich Rätsel zum besten.

Heute noch zeigen ältere Bauern Joche aus Nußbaumholz und erzählen, die habe ihr Vater oder Großvater selig noch beim Rätsel-Benedikt machen lassen, und so gute bekomme man keine mehr.

Der Benedikt war ein Liebling des Schillisepp, und es ist schade, daß niemand aufgeschrieben hat, was der Alte aus seinem Leben zu erzählen wußte. —

Mit etwas mehr Humor als mit dem Kohler und den Sternenwizlern ging der Enkel des Vogts auf Mühlstein mit den Schneidern im Tal um. Sein Weib erklärte ihm eines Tages, wenn er auf Ostern seinen neuen Rock haben wolle, dessen Stoff er auf dem Fastenmarkt in Hasle von den „Freudenstädter Tuchern" gekauft habe, müsse er selbst für einen Schneider sorgen. Sie habe schon seit Wochen auf dem Kirchweg den „Schlappenschnider" kommen heißen, es habe aber nichts genützt.

Seinen neuen, langen, schwarzen Rock mit dem Stehkragen mußte der Schillisepp aber unbedingt haben zur hellroten Weste am Ostertag. Er tröstete die Frau mit den Worten: „Sei nur z'friede, Alte, ich bring gewiß a Schnider ins Hus!"

Drunten im Unterharmersbach, genannt im „Hamben", den die Schottenhöfer passieren, wenn sie an Samstagen nach Zell wallfahren oder am Sonntag in die Kirche gehen — saßen damals drei Schneider: der Schlappenschnider, ein Pantoffelheld[1], der Weckenfresser, ein Liebhaber von Milchbrot, und der Gottfried.

Als nun der Schillisepp am Sonntag aus der Kirche heimging, kehrte er bei jedem der drei Kleiderkünstler an und sprach: „Schnider, morge müaßt Ihr zu mir ins Kundehus komme, 's kommt mir auf doppelte Taglohn nit an, aber i muaß mi druf verlosse könne!"

[1] Schlappen heißt bei den Alemannen der Pantoffel.

Einstimmig versprachen der Schlappenschnider, der Weckenfresser und der Gottfried das Kommen.

Als der Bauer heimkam, sagte er zur Bäuerin: „Alte, Du bringst nit emol ein Schnider ins Hus; morge kannst aber alle drei sehen."

Der Morgen kam und mit ihm als erster der Schlappenschnider, den Ellenstab unterm Arm, das Nähzeug und die Scheren in einem Kistchen auf dem Rücken und das Bügeleisen in der Hand.

Freundlich empfing ihn der Sepp, die Bäuerin servierte die Mehlsupp und der Bauer das Kirschenwasser. Nach diesem Anfang ging der Schlappenschnider ans Geschäft, wozu er den ganzen Tisch brauchte.

Der Schillisepp spähte jetzt das Tälchen hinaus nach den zwei andern Meistern Zwirn. Richtig keuchte der Weckenfresser, ebenso beladen wie der Schlappenschnider, durch den duftigen Morgen herauf den Schottenhöfen und dem Hügel zu, auf dem der Hof lag.

Jetzt setzt sich der Bauer ruhig zum Schlappenschnider und schaut ihm zu. Indes macht der Weckenfresser die Stubentür auf, sieht den Kollegen an der Arbeit, schlägt zornerfüllt die Tür wieder zu mit den Worten: „Do isch jo scho a Schnider!" — und eilt schimpfend talabwärts dem Hamben zu.

Der Schillisepp lacht auf den Stockzähnen, stellt sich wieder ans Fenster und schaut nach dem dritten Schnider. Gleich unter dem Hofe trifft der Gottfried mit dem Weckenfresser zusammen, der ihm berichtet, er solle nur wieder umkehren, der Schlappenschnider sitze schon droben auf dem Schilli-Hof. Der Bauer werde sich aber „verluege", wenn er glaube, er dürfe die Schnider vom Hambe so vexieren. Er will den Gottfried bestimmen, mit ihm sofort zum „Burgemeister" im Hambe zu gehen, den Schillisepp zu verklagen und den Taglohn zu verlangen.

Der Gottfried macht seinem Namen Ehre und meint,

ihm liege nichts daran, er habe dort drüben dem Bühlhof-Bur schon lange versprochen, zu dem gehe er jetzt. Der Weckenfresser aber eilt dem Hambe und seinem Vogt zu, klagt gegen den Schillibur auf Ersatz eines Taglohnes, was der Vogt, ebenso schlau wie der Schneider, aber nicht so schlau wie der Schillisepp, für recht und billig fand.

Nach dem Gottesdienst am Sonntag in Zell tritt der Ortsdiener, genannt „die Sicherheit", zum Schillisepp auf dem Kirchplatz und ladet ihn ein, auf dem Heimweg beim Bürgermeister anzukehren von wegen des Weckenfressers, der ihn verklagt habe.

„Sicherheit," sprach der Bauer, „komm, jetzt bekommsch a Schoppe Rote im Löwe. Denn die Vorladung freut mi meh' als der neue Rock vom Schlappenschnider."

Im Löwen da saßen die Hambacher und Schottenhöfer Bauern und waren neugierig, warum der Schillisepp und die Sicherheit heute Roten tranken. Der Sepp erzählte, er sei vorgeladen, der Weckenfresser habe ihn verklagt, und das freue ihn. Der eine oder andere Bauer hatte von der Sache gehört, da der Weckenfresser die Woche über auf den Höfen, wo er arbeitete, gehörig getrommelt hatte.

Alle Bauern meinten nun, es sei unbedingt sicher, daß der Schillisepp diesmal zahlen müsse, und das wäre nicht mehr als recht und billig. Der Sepp wettete mit jedem eine Maß Roten, daß er den Prozeß gewinne. Und jetzt folgten ihm und der Sicherheit die Schottenhöfer und Hambacher zum Vogt, um Verteidigung und Urteil zu hören. Nachdem der Richter in Gegenwart des Weckenfressers die Anklage dahin gestellt hatte, „der Schillibur habe den Weckenfresser ins Kundenhaus bestellt mit dem Zusatze, er müsse unfehlbar kommen. Der Schneider sei gekommen, aber es sei schon einer, der Schlappenschnider, dagewesen, und unverrichteter Sache habe der Weckenfresser abziehen müssen. Er verlange mit Recht den verlorenen Taglohn."

Ruhig antwortete der Schottenhöfer Hexenbanner: „Ich hab' alle drei Schnider bestellt und hätte allen dreien Arbeit gegeben. Aber es erschien nur einer, der Schlappenschnider. Der Weckenfresser kam nur unter die Stubentüre und, ohne nach seiner Arbeit zu fragen, oder mit mir auch nur ein Wort zu verlieren, schlug er die Tür zu und ging. Ich hab' ihn weder fortgeschickt, noch ihm die Arbeit verweigert. Und der dritte Schnider ist gar nicht auf den Hof gekommen."

Jetzt ging dem Weckenfresser, dem Bürgermeister und den Bauern, die gewettet hatten, ein Licht auf.

Der Schillisepp hatte seinen neuen Rock auf Ostern und für viele Sonntage hinaus mit einem seiner Kontrahenten eine Maß Roten zu trinken. Der Weckenfresser aber wollte, wie der Kohlenbrenner und die Sternenwizler, mit dem Schillibur nichts mehr zu tun haben.

Dieses großen Enkels des alten Vogts einziger irdischer Kummer wurde sein Todesjahr 1868. Er meinte, da es im Sommer mit ihm zum Sterben ging, den Schillisepp hätte unser Herrgott nicht in einem Jahr sterben lassen sollen, wo es einen so guten Wein gäbe. Den hätte er auch noch gerne versucht.

Auf einem kleinen Hügel, rings umgeben von grünen Matten, denen von allen Seiten der Talwand lustige Wasser zueilen, steht der Hof des Schillisepp. Seine Familie ist längst ins Breisgau hinaus verzogen, und ein ander Geschlecht haust am Sitz des wackern Mannes. —

Die Schottenhöfer, Lindacher und Nordracher Buren vereinigten sich, nachdem die erstern ihren Klosterherrn und die letztern ihre Reichsfreiheit verloren, zu einer politischen Gemeinde Nordrach. Aber die ehemaligen Klosterleute gehören heute noch, wie einst, in die Pfarrei Zell.

Vergeblich suchten sie in den dreißiger Jahren sich von den Nordrachern loszumachen und wieder eine eigene Vogtei zu bilden. Sie erreichten nur, daß stets ein Schottenhöfer und ein Lindacher im Rate von Nordrach sitzen solle.

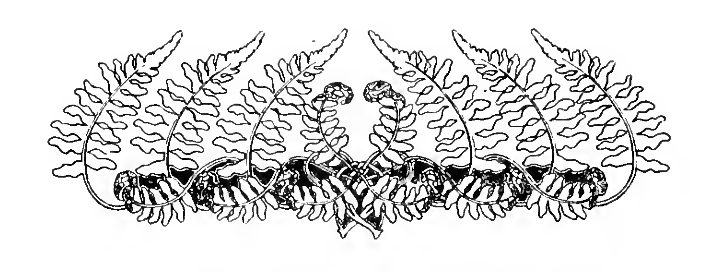
Aber Vögte von Lindach und von den Schottenhöfen mit der Residenz Mühlstein wird es auf der jetzigen Erde wohl nie wieder geben.

Die alte Vogtei Mühlstein aber, dieser kleine Winkel im Schwarzwald, hat uns eine Fülle poetischen Volkslebens gezeigt. Sie bewahrheitet das Wort eines der geistreichsten Schriftsteller unserer Zeit, des Jesuiten Baumgartner, der einmal schreibt: „Der Born der Poesie rieselt in einsamer Heide, er fließt in stillen, der Aufklärung unzugänglichen Tälern.“ So ist es.

Daß bei den Naturmenschen die Poesie wohne, das haben schon die alten, hochkultivierten Griechen gefühlt. Sie verlegten den Sitz der Musen nicht in eine Stadt, nicht in ein Fürstenschloß oder an eine Universität oder gar an eine höhere Töchterschule, sondern in die einsame Heide. Da sprudelte der Musenquell Hippokrene, und da verkehrten die Musen — nicht mit Professoren und „Blaustrümpfen“ — auch nicht mit Hofdamen und Kammerjunkern, sondern mit Hirten, d. i. mit Bauern.

Und wer das nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.





Der Jaköbele in der Grub.

1.

In meiner Vaterstadt Hasle war es zu meiner Zeit üblich, daß die Wirte, Metzger und Bäcker mit den Bauern der umliegenden Täler und Berge auf Du und Du standen.

Es rührte dies teils daher, daß der Metzger-, Wirts- oder Bäckerbube den Bauernbuben schon duzte, wenn er ins Städtle und in seines Vaters Metzig oder Stube kam; und wenn dann der Bauernjunge „Bur" und der Städtlebub Metzger oder Bäcker geworden war, blieb die alte Freundschaft.

Zum Teil entsprang diese „Bruderschaft" aber auch einer uralten Kriegslist der „Haslemer" Geschäftsleute. Sie schmollierten mit den besseren Buren, um ihnen dann ihre Schoppen und Groschenlaible leichter auf- und ihre Kälber, Schafe und Fruchtsäcke billiger abschwätzen zu können.

Eine Ausnahme machte mein Bäcker-Vater. Als Bube hatte er keine derartigen Bekanntschaften machen können; denn mein Bäcker-Großvater duldete seine Buben nicht in der kleinen Stube, wenn Gäste da waren. Sie sollten nicht Zeugen sein, wie er vor den Bauern mit scharfer Zunge Welt und Menschen kritisierte.

Und als sein Sohn Philippus selber Bäckermeister ward und die Bauern gastierte, hielt er es unter seiner Würde, die alte Bauernfängerei zu treiben. Drum war er mit gar wenigen Bauern „per Du".

Ich erinnere mich nur an zwei, an den Krämerhans und an den Roserbur, beide am rechten Ufer der Kinzig wohnend. Der Roserbur war Bur in Fischerbach und der Krämerhans in Weiler und zugleich Bürgermeister.

Der Krämerhans wohnte unten an den Felsen, auf denen einst die Herren von Ramstein ihr Schloß hatten und unter welchen heute das reizende Dörfchen liegt. Neben ihm hauste mein alter Kegelfreund aus der Studienzeit, der Remmler-Michel.

Der Krämerhans war ein lustiger Mann. Ein paar helle Augen schauten aus seinem „Durschlechten-Gesicht"[1] und ein schneidiges Wesen aus seinem schwarzen „Manchester-Kittel".

Ich entsinne mich noch gut, wie er anno 1848 bei dem großen Franzosenlärm am Morgen mit einigen seiner „Williger Buren" vor unser Haus marschierte, er, der Vogt, bewaffnet mit einer alten Jagdflinte, die andern mit Flegeln und Sensen. Er fragte nach meinem Vater, dem damaligen Stadtkommandanten, und weil er bereits auf dem allgemeinen Waffenplatz vor dem Städtle draußen war, rückte er schleunigst dahin ab und ich hintendrein.

Der lustige Vogt schrie fortwährend: „Wo sind die Franzosen? Die wollen wir metzgen!"

Mein Vater nannte später noch oft den Krämerhans „Franzosenmetzger", ein Titel, über den er jeweils stolz lachte.

Der Krämerhans besaß einen zwar kleinen, doch guten Hof, aber es litt ihn nicht daheim. Er war am liebsten „im Städtle".

---

[1] Durschlechten werden im Kinzigtal die Blattern genannt, weil sie die Haut des Gesichtes durchschlagen.

Wenn er am Morgen seine Audienz als Vogt in seiner Stube abgehalten hatte, wobei er in Gegenwart seiner acht Kinder amtierte und diesen stets eine praktische Lehre gab aus dem Gehörten, so suchte er ins „Städtle“ zu kommen.

Zu diesem Zweck war er längst auf die Idee verfallen und hatte sie ins Leben übersetzt, Holz- und Steinfuhrmann zu werden. Er „verakkordierte“ von den Haslacher Holzhändlern die Abfuhr der Hölzer, die jene in den fürstlichen Waldungen am Nill, am Kostberg, im Erlengrund und im Waldstein ersteigert hatten. Und ganz hinten im Waldstein, bei der Heidenkirche, lagen mächtige Sandsteinblöcke, aus denen der Stadtmurer aus der Karfunkelstadt und andere Künstler Brunnentröge und Mühlsteine modelten. Auch diese führte der Krämerhans ins Städtle und in die Talmühlen jenseits desselben.

Bei allen diesen Fuhren kam er, und das war ihm die Hauptsache, ins Städtle, und ins Städtle ging er ums Leben gern wegen der lustigen Haslacher und des noch lustigeren Trinkens, welch letzteres die Hauptsache von der Hauptsache war.

Um des guten Essens und Trinkens willen, das ja, wie der Bauer sagt, Leib und Seele zusammenhält, machte der Krämerhans auch drei Feiertage in der Woche, den ersten am Samstag, den zweiten am Sonntag und den dritten am Montag.

Am Samstag unternahm der Vogt von „Willer“ regelmäßig eine Wallfahrt zu Wagen nach Maria Zell. Dahin trieb aber den Krämerhans nicht etwa, wie viele andere Bauern und Bäuerinnen, seine Liebe zur Mutter Gottes, sondern seine Vorliebe für die Bratwürste im Sommer und für die Stockfische in der Fastenzeit, welch beide Gerichte nebst gutem „Wi“ im Städtle Maria Zell stets auf die Bauern warten.

Über seinem Hof droben, auf dem Schloßberg, stand

unter der Kirche das Bäckerhaus von Willer, und die „Beckin" war des Krämerhansen Schwester, seine ständige Begleiterin und Gesinnungsgenossin auf der Wallfahrt.

An der Ecke, wo es im Haslacher Städtle, von Willer her, Zell zugeht, da wohnte in jenen Tagen der Gerber Aiple, bei dem ich damals öfters als „Lohkässtampfer" in Diensten stand.

Der Gerbermeister, ein kleiner, aber weitgereister und kluger Mann aus dem benachbarten Schwabenland, hatte dem Vogt von Willer längst abgeguckt, warum er so fromm geworden, und war ein guter Freund vom Krämerhans vom Wirtshaus her.

Wenn nun dieser an Samstagen in aller Frühe beim Gerber um die Ecke fuhr mit der dicken „Beckin", so rief ihnen der kleine Mann, je nach der Jahreszeit, boshaft zu: „Ah, da kommt die Williger Bratwurst- (oder Stockfisch-) Wallfahrt!"

Der Krämerhans lachte aus voller Kehle, die Beckin schmunzelte, und in verschärftem Trab ging's Zell zu. Aber am Abend war die spottende Ecke beim Gerber wieder zu passieren, und da hieß es in der Regel: „Haben die Bratwürst' (oder die Stockfisch') g'schmeckt?" Der Hans lachte und die Beckin schmunzelte, und im Galopp ging's über die Kinzigbrücke.

Am andern Morgen, schon vor 8 Uhr, kam der Vogt von Willer wieder über die gleiche Brücke. Er besuchte die Frühmesse in Hasle, und dann hatte er abzurechnen. In der vergangenen Woche hatte der Hans Holzhändlern Holz oder einem Haslacher Bürger einen Sautrog aus dem Waldstein zugeführt, und da gab's Geld. Und „ohne Geld keine Freude", meinte der Krämerhans, der dann den Rest des Morgens bei seinen guten Freunden, den Haslacher Wirten, zubrachte.

Den Nachmittag weihte er seinen Bauern droben im Engel. Auf den Ruinen des Schlosses der Herren von

Ramstein steht dieses Wirtshaus, zu meiner Zeit den gleichen Engel im Schilde führend, den die Kirche daneben als Patron verehrt, den hl. Erzengel Michael.

Hier war auch des Vogts Tochter, die Magdalene, Wirtin, zweifellos damals die schmuckste und schönste im ganzen Tal.

Bisweilen gab's in meiner Knabenzeit einen „Hosig" im „Schloß z'Willer", wie der Engel allgemein hieß. Wenn ich dann die Bauern und Bäuerinnen im zweiten Stock sitzen sah in den tapezierten Zimmern und die Sonne zu den Fenstern herein sie vergoldete, so kamen mir die Bauern „im Schloß" vor wie verklärte Edelleute.

Hier saß der Krämerhans an Sonntagnachmittagen und trank Roten, der am Schloßberg famos gedieh, und erklärte seinen Bauern die Verordnungen des Amtmanns von Hasle und erzählte aus der Praxis der vergangenen Woche.

Spät am Abend ging er mit seinen zwei Nachbarn, dem Schöner-Basche und dem Remmler-Michel, den Berg hinunter. Doch ehe sie sich am Fuß des Schloßbergs trennten, ward die Abfahrt auf den Haslacher Montagsmarkt abgemacht.

Der Krämerhans allein hatte ein Bauernwägele. Die beiden andern fuhren deshalb mit ihm. Er und der dicke Schöner-Basche nahmen „im Sitzle" Platz, und der Remmler-Michel postierte sich hinter dasselbe. Kerzengrad' und die Pfeife im Munde stand er über den zwei Kumpanen im Wagen, wie eine Viktoria auf einem Siegesdenkmal über den unter ihr stehenden Kriegergestalten.

So fuhren sie zum Städtle herein und vor den Engel, wo der Krämerhans einzustellen pflegte. Hier ward zunächst ein Dejeuner eingenommen, wie es bei allen bessern Buren jener Zeit an Markttagen üblich war. Es bestand in einem „Rästile"[1] und einem Schoppen guten Wein.

[1] Geröstete Leber.

Dann gingen die drei hinein auf den Markt und verkauften jeder seinen Sack Haber oder Korn, den sie auf dem Wagen mitgebracht hatten und dessen Erlös keinen andern Zweck hatte, als das „Zehrgeld" für den Montag zu bestreiten.

Der Bäcker oder Fruchthändler zahlte sie am Marktplatz, im Kreuz oder im Raben aus, und bei der Gelegenheit wurde der zweite Schoppen getrunken.

Jetzt ging's ins Bierhaus, wo der Remmler-Michel sofort die Kegelbahn aufsuchte, um einzelne Bauern „abzubiegen". Da blieb er, bis die Sonne hinter dem Haslacher Galgenbühl hinabgesunken war.

Der Krämerhans und der Schöner-Basche aber ließen sich in der Bierstube nieder, wo die Haslacher Bürger zum Frühschoppen erschienen und das Neuste aus Stadt und Land besprochen wurde. Auch traf der Krämerhans seine Kunden, die Haslacher Holzhändler: den Glaser Kirnberger, einen feinen, vornehm redenden Mann, der im Senate der Republik Venedig hätte sitzen können, und den Metzger Köbele, einen alten Polterer. Beide handelten mit Holz nach Straßburg und gaben dem Vogt von Willer reichlich Gelegenheit, ins Städtle zu kommen.

Hatte es vom Haslacher Kirchturm Mittag geläutet, so brachen der Krämerhans und der Schöner-Basche aus dem Bierhaus auf — der Remmler-Michel wich, wie oben gesagt, nicht vor Nacht von der Kegelbahn — und suchten ein Mittagessen in irgend einem der vielen Bauernhotels des Städtchens.

Der Inbegriff eines Marktessens beim Kinzigtäler Bauer ist „Brote un Salat". Unter Braten versteht der Bauer hierzulande stets nur den Kalbsbraten, von jenen elenden Kälbchen, welche die Haslacher Metzger schon schlachten, wenn sie kaum etwas größer sind als eine Katze.

Solch ein Kalbsbraten galt dem bescheidenen Bauern meiner Knabenzeit an Markttagen als der höchste Genuß,

über dem er die Mühen seines Daseins und die Schulden auf seinem Hof für einige Zeit vergaß.

Buren, mit denen die Weiber zu Markt gefahren, ließen nach diesem Diner einspannen und fuhren „heime zua". Aber diejenigen, welche „ledig", d. h. ohne Wiber, auf den Markt gekommen, und zu denen gehörten unsere drei „Williger", gingen, wie die „großen Herren", nach dem „Brote un Salat" zum Kaffee.

Der wurde im Kreuz oder im Raben oder in der Sonne eingenommen, und da erschienen die Haslacher Bürger abermals und spielten mit den Buren den Kaffee heraus und dann noch etliche „Botellen Wi" hintendrauf.

So wurde es Abend und dunkel, bis die „ledigen Buren" heimfuhren. Und Nacht war's gar oft, wenn der Krämerhans, der Schöner-Basche und der Remmler-Michel über die Kinzigbrücke kutschierten, der Michel wieder stolz hintendrauf stehend, wie ein Pandur hinter zwei Offizieren.

Waren sie am Fuße ihres Schloßbergs angefahren, so gingen sie aber ja nicht in ihre Höfe, sondern nochmal bergauf ins Schloß. Hier ward, wie der Remmler-Michel in seiner Keglersprache zu sagen pflegte, das „Schluß-Rambo" abgehalten mit Rotem, der mit Würfeln „heraus-gemacht" wurde.

Über den friedlichen Hütten unten am Schloßberg tönte noch bis gegen Mitternacht das Johlen und Lachen der Spieler. Der Remmler-Michel war im Lachen Virtuos, und wenn er in der Stube des Schloßwirtshauses auflachte, gab es Echo drüben über der Kinzig an der Waldecke beim „geschwigen Loch".

Den dicken Schöner-Basche kam der stille Heimweg vom Schloß herunter bisweilen schwer an. Ein Stück weit half er sich an dem Hag, der auf kurze Strecke den Weg von dem Baumgarten des Bäckers trennte. Sobald aber der Hag ausging, wurde es gefährlich, und der Schöner-Basche ist manchmal unter dem mehr als homerischen Lachen

des Remmler-Michels den Schloßberg hinabgerollt und vor seinen Kollegen, stets heiler Haut, unten angekommen.

Das war in der „guten alten Zeit". Jetzt ist der Wein zu rar und zu teuer, und die Bauern sind sonst auch zahmer, aber nicht durch die Kultur, sondern durch allerlei neue Lasten und Mißwachs.

Heute liegt jeden Abend stiller Friede über dem „Schloß in Willer", es gibt kein Echo mehr am Haslacher Wald vom Lachen der Bauern, und der jetzige Schloßwirt, der Isidor, mein alter Kriegskamerad von Rastatt her, raucht am Abend einsam seine Pfeife unterm Fenster, schaut noch ein wenig ins schöne Tal hinunter, und dann legt er sich zur Ruhe. —

Mit dem Montagabend hatte der Krämerhans drei Feiertage gehabt. Am Dienstag ging's wieder an die Arbeit, aber immer in der Richtung zum Städtle. Die ältern Buben mußten mit den Wibervölkern Haus und Feld bestellen, und der Vater Vogt, genannt Krämerhans, fuhr mit seinem Lieblingssohn in den Waldstein oder in den Erlengrund.

Dieser Lieblingssohn, dem Alter nach der vierte von den sechsen, das war „der Jaköbele", ein gar kleines, dünnes Büble, über welches wir Haslacher Buben spöttelten, wenn er in seinen blauen Zwilchhosen, einem ebensolchen Kittel und einem Filzhut neben dem Holzwagen seines Vaters daherschritt als Fuhrmann.

Der Jaköbele war ums Leben gern bei den Pferden, und das gefiel dem Krämerhans; denn er war auch gern bei ihnen, besonders wenn sie dem Städtle zugingen.

So kam es, daß der Jaköbele als zehnjähriges Büble schon ein guter Roß- und Wagenlenker war und emsig talauf und talab fuhr, emsiger als in die Schule, wo es der alte Lehrer Goldschagg nicht so genau nahm, wenn des Bürgermeisters Jaköbele auch öfters in den Waldstein fuhr, statt in die Schule zu gehen.

Aber der Jaköbele kam so auch viel auf Hasle und in

den Engel, wo die Postwagen und die großen Eil-Frachtwagen von Hummel in Kehl auf ihrem Weg von Frankfurt nach Schaffhausen vorfuhren und von dem Büble mächtig angestaunt wurden. Es verguckte sich namentlich in die Postillons mit ihren Posthörnern, ihren lackierten Hüten und ihren goldgelben Fräcken.

Und so oft er in Hasle war und, neben dem Vater auf dem leeren Leiterwagen sitzend, heimfuhr, sprach der Jakobele von nichts anderm, als daß er einmal „Postle" werden dürfe, was ihm der Alte jeweils zusagte, sobald er aus der Schule wäre.

Alle Kinder der Volksschule freuen sich auf die Schulentlassung, besonders die auf dem Schwarzwald, wo zwar schwere Arbeit ihrer wartet, aber auch die ungetrübte Freiheit, in Wald und Wiese zu leben, und den weiten Weg in die Schule nicht mehr machen zu müssen. Der Jakobele aber ersehnte jenen Tag am heißesten von allen Kindern der kleinen Dorfschule auf dem „Williger Schloßberg", weil er Postillon werden wollte.

2.

An der Erfüllung unserer menschlichen Lieblingswünsche hängen aber in der Regel Schweiß und Tränen. So ging es auch dem Jakobele. Zu gleicher Zeit, da ich in Rastatt, wo mein heißer Wunsch, Student werden zu dürfen, sich erfüllen sollte, in dem Schuhmacherhäuschen am Rohrersteg saß und weinte, weinte der Jakobele ins Engelwirts Roßstall z' Hasle, wo er sich zum Postillon ausbilden wollte.

Der Engelwirt hatte ihn trotz seiner Jugend aufgenommen, vorerst jedoch ohne Lohn. Das wäre noch zum Aushalten gewesen, aber der Jakobele meinte, er bekäme jetzt gleich einen gelben Frack, ein Posthorn und einen Hut; doch hierin hatte er sich bitter getäuscht.

Er mußte im ersten Jahre die Pferde putzen und tränken, und zwar nicht die Postpferde, sondern die Gäule der fremden Frachtfuhrleute und der Bauern. Die Trinkgelder hierfür steckte jedoch der Hausknecht, der Sepple, in die Tasche. Bisweilen durfte der Postillonskandidat ins Heu oder in den Klee fahren, aber von einem Kutschieren auf dem Postwagen war noch keine Rede.

Im Hause trug er nur den Namen „der Bua", und wer Lust hatte, rief und schickte den Bua, wohin es ihm beliebte, so daß dieser schließlich nur der Pudel im Engel war. Der Jaköbele weinte darüber gar oft, aber die Hoffnung auf den Postillon hielt ihn immer wieder fest in seiner elenden Lage.

Bei den Haslacher Buben, zu denen ich in den Ferien der ersten Studienjahre auch noch zählte und die am Engel zahlreich sich versammelten des dortigen Verkehrs wegen, hieß der Bua nur „'s Engelwirts Jaköbele", den sie verhöhnten und verspotteten ob seiner Kleinheit.

Kameradschaft machte keiner mit ihm, und im Hause ward er lieblos oder gleichgültig behandelt, so daß der Jaköbele sein Leben einsam beweinte.

Der Engelwirt Kröpple, ein Vetter meines Vaters und in bezug auf seinen ständigen Geldmangel auch einer von mir, war damals ein alter Hagestolz, der mit einer ebenso alten Haushälterin, des Soderers Rike, der Tochter des berühmten Ratschreibers aus meiner ersten Knabenzeit, das große Geschäft führte. Der Mann arbeitete sich jahraus jahrein ab, hatte aber, was oft den besten Menschen passiert, kein Glück und deshalb meist kein Geld.

In den Stall, wo seine vielen Postpferde standen, kam er regelmäßig nur am Samstag abend und am Sonntag nachmittag, aber nicht der Pferde oder Knechte wegen, sondern aus einem ganz andern Grunde.

An den genannten Tagen kamen nämlich die Haslacher Handwerksleute, die Schmiede, Sattler, Wagner,

Metzger und Bäcker, welche für den Posthalter Arbeit und Waren geliefert hatten und nun Geld wollten.

Des Engelwirts bares Geld hatten aber schon die Haberbauern und die Pferdejuden, die nur gegen bar abgaben, geholt, und für die obigen Haslacher blieb keines mehr übrig. Drum ergriff der Posthalter die Flucht vor ihnen, und zwar flüchtete er sich regelmäßig in den Stall, bis seine Gläubiger fort waren.

Da dies oft lange dauerte, blieb er auch lange in diesem Asyl und fand so Zeit, jedes Hufeisen und jeden Pferdekamm und jeden Riemen zu visitieren.

Da er ohnedies schlechter Laune war, so teufelte er dann bei jedem Befund, der ihm nicht gefiel, über alle Maßen. Die Postknechte waren aber meist auf der Fahrt, der Hausknecht machte sich davon, und der Bua allein mußte bleiben und das „Kruzen-Fixen" des bedrängten Posthalters und seine „Napoleons-Sapperment" in Vertretung der anderen über sich ergehen lassen.

Wenn dann die Rike das Kellnermädchen schickte: „der Herr möge hereinkommen," so war die Bahn wieder frei für den geldarmen Mann, und der Bua bekam sofort Ruhe im Stall. —

Nach einem Jahre mühsamen, tränenreichen Stalldienstes avancierte der Bua. Er durfte jetzt „Beichaisen" führen. War nämlich der eigentliche Postwagen besetzt und weitere Passagiere da, so wurden diese in einer Beichaise befördert, einer alten Landkutsche, deren Lenker aber auch die Uniform eines Postillons bekam, selbst wenn er kein solcher war.

Es gingen damals zwei verschiedene Posten durchs Städtle. Die große, eigentliche Eilpost, die den Weltverkehr vermittelte, zwischen Frankfurt und Hasle und von da weiter über Donaueschingen nach Konstanz. Sie hatte die besseren Wagen und Pferde und die besseren Konduk-

teure und Postillons, aber auch die vornehmeren Passagiere. Sie entsprach in allem dem heutigen Blitzzug.

Die andere, die sogenannte kleine Post, besorgte den Kleinverkehr zwischen Schramberg, Wolfach und Offenburg und entsprach dem Bummel- oder richtiger dem jetzigen Lokalzug.

Diese Post brauchte selten eine Beichaise, wohl aber die „große“. Hinter dieser fuhr nun unser Jaköbele mit seiner alten Landkutsche drein, im Frack und Hut eines Postillons. Man sah den Kleinen kaum, so verschwand er in dieser Uniform, die für einen ausgewachsenen Mann, aber nicht für den Jaköbele gemacht war.

Jetzt wurde er erst recht ausgelacht von den bösen Haslacher Buben, und mancher fremde Passagier stieg laut zweifelnd an dem kleinen Postillon ein, was diesem wieder manche Träne verursachte.

Aber er war doch „Postle“ in Frack, Hut und mit Posthorn, und das heilte immer wieder die Schmerzen, die auch jetzt noch nicht aufhörten.

Er mußte die Beichaisen bis Gengenbach führen und hatte dort auf Rechnung des Haslacher Posthalters für zwei Kreuzer Brot und einen halben Schoppen Wein zu verzehren. Es kam nun vor, daß dem Jaköbele bei der Heimfahrt halbwegs eine zweite Beichaise begegnete, und da kommandierte der ältere Postle, der sie brachte, den Bua, umzukehren und den zweiten Wagen nach Gengenbach zu bringen, während jener mit dem leeren heimfuhr.

So war er oft über Mittag auswärts, durfte aber, wenn er nicht den Zorn des Engelwirts über sich ergehen lassen wollte, nicht mehr verzehren als die obige Ration. Geld hatte er keines, und so saß der Jaköbele manchmal hungrig im Poststall zu Gengenbach und weinte vor Hunger und Elend.

Da kam eines Tages der Posthalter, Salmenwirt Abel, in den Stall und sah den weinenden Jaköbele. Der erzählte

ihm auf Befragen, daß er aus Hunger weine. Der Salmenwirt ward gerührt, und ließ fortan, so oft der Jaköbele mit der Beichaise kam, dem Miniatur-Postle von Hasle ein Stück Fleisch gratis vorsetzen. Von jetzt ab fuhr der Kleine mit Vergnügen talabwärts.

Im Herbst 1858 hat er auch einmal mich in einer seiner Chaisen nach Gengenbach spediert. Ich war in der Vakanz gewesen und fuhr wieder Rastatt zu. Die Mutter wollte mich mit ihren guten Lehren begleiten bis zur nächsten Poststation. Für mich wäre noch Platz gewesen auf der „großen Post", und ich hätte in jenen Tagen auch nicht ungern auf die Begleitung der mütterlichen Predigerin verzichtet. Allein der Vetter Engelwirt sprach alsbald: „Frau Bas, ich laß Sie in einer Beichaise nach Gengenbach führen."

So mußte ich mit der Mama allein in die alte Kutsche, während ich lieber beim Postle droben gesessen wäre, beim Andres, der vortrefflich das Posthorn blies.

Unser Kutscher aber war Jaköbele, der Kleine, in der gelben Goliathsrüstung. Die Mutter ließ, trotzdem es ein schöner Herbsttag war, das alte Kabriol schließen, so daß ich mit ihr wie in einem Beichtstuhl saß, was die Gute wollte, damit der Jaköbele nicht höre, was sie dem Bruder Leichtsinn predige. Auf meine Bitte mußte der Jaköbele wenigstens auf der einen Seite die Glasfenster, welche man wie Läden umschlagen konnte, öffnen.

Kaum waren wir unter der „Gottlütbruck" und damit vor dem Städtle draußen, als die Mutter, welche zu Haus vor den vielen übrigen Geschwistern, und weil ich ihr aus dem Weg ging, ihre Abschiedsrede nicht halten wollte noch konnte, dieselbe begann und mir zugleich alle Feriensünden, so verzeihlich sie auch waren, vorhielt.

Eben ritten die roten Dragoner vom Manöver heim, und unter dem Strickerwald passierten wir ihre Schwadronen. Ich guckte nun zum Fenster hinaus und die Sol-

daten an, während die Mutter im heiligen Eifer fortpredigte. Da, unfern des Marterbergs, fuhr der Jakobele, der auch zu viel auf die Dragoner und zu wenig auf seine Pferde geachtet haben mochte, zu nahe an einen Bagagewagen. Ich konnte meinen leichten Studentenkopf noch zurückziehen, aber die Glasfenster an unserer Kutsche wurden gestreift und flogen in Scherben nach allen Richtungen auf die Straße.

Die Mutter gab mir die Schuld an dem Unglück, weil ich verlangt hatte, daß man die Glasläden öffne. Der Jakobele aber weinte, als wir nach Gengenbach kamen, weil er seinem gestrengen Posthalter die Fenster vergüten müsse und kein Geld habe.

Die Mutter tröstete ihn, sie wolle es schon ausmachen mit dem Vetter „Kröpple“ und ihn befriedigen, daß der Jakobele nichts bezahlen müsse. Mir aber gab sie einen erneuten Verweis, weil ich eben „nichts als Unkosten mache“.

Der Jakobele und die Mutter fuhren dann in der „Beichaise“ wieder heim, ich aber wanderte leichten Herzens vollends zu Fuß nach Offenburg und an die Bahn. —

Als ich wieder in die Vakanz kam, war der Jakobele etatmäßiger Postle bei der „kleinen Post“ in eigener Miniaturuniform und mit einem Gehalt von fünfzig Gulden. Sein Lieblingswunsch war erfüllt, aber die Tränen noch nicht gewichen und auch der Name „Bua“ nicht.

Er war natürlich der jüngste Postle; die zwei andern, der Oberpostle Andres und der zweite Postle, der Karle, stramme, alte Fuhrleute aus der Baar, machten mit dem Bua, was sie wollten. Besonders aber war der Oberpostle hart gegen ihn. Wenn er von seiner Fahrt heimkam und der Jakobele auch da war, so mußte der ihm seine Gäule füttern und putzen, während der Andres hinaufging in die Mühlenstraße zu seiner Zukünftigen, „der Cölestine“.

Das hätte sich der Bua noch gefallen lassen; denn der

Andres war ein vorzüglicher Posthornbläser, und diese Kunst sollte der Jaköbele auch noch von ihm lernen.

Er hatte zwar schon längst das „Hörnle probiert“, aber die „Musikalität“ ist, wie schon der Hansjörg in den „wilden Kirschen“ sagte, im Kinzigtal nicht sehr heimisch, außer z'Hasle „in der Kanone“ und bei Lambert, dem Schmied.

In „Willer“, wo der Jaköbele daheim war, gab's damals gar keinen Musikanten. Sie mußten die Spielleute von Hasle oder aus „dem Müllenbach“ kommen lassen, wenn die „Williger“ eine Hochzeit hatten.

Die alte Musikschule von Weiler war verblüht. In meiner ersten Knabenzeit musizierten dort der „Höhhans“ und der „Gigermathis“. Beide wohnten nachbarlich am Fuße des Schloßfelsens, an welchem wohl von jeher, unter dem Schutz der Burg, als die ersten Ansiedler die Handwerker saßen, welche der Schloßherr und seine Edeldamen brauchten.

Der „Gigermathis“ war seines Handwerks ein „Murer“, seines Geschlechtes aber ein „Markolf“. Wie dieser klassische Name unter die alemannisch-fränkischen Ramsteiner, Räpple, Armbruster und Heizmänner sich verirrte, ist mir unerfindlich. Der Name Markolf erscheint wie der eines versprengten Longobarden unter diesen Alemannen.

Über dem Markolf wohnte der „krumme Schnider“, neben diesem der „Gundi“, ein Zimmermann, dessen Nachbar, der „Höhhans“, ein Schuster war, neben dem der Weber und Hechler saß, „der Wölfle“, welcher im Winter wob und hechelte und im Sommer den Waldhüter machte, in beiden Ämtern aber eine durstige Kehle hatte, mit der er oft in meines Vaters Wirtsstube kam. —

Der Bua im Engel hatte also weder musikalische Anlage noch Vorbildung, und mit dem Hörnle-Blasen wollte es gar nicht gehen. Wer aber nicht blasen konnte, durfte nicht mit dem „großen Postwagen“ fahren, denn da ver-

langte es das Reglement, daß der Postle beim Anfahren das Horn blies.

Die Pferde des Andres hätte nun der Bua schon besorgt, wenn jener ihn das Posthorn-Blasen gelehrt hätte. Versprochen hatte er es oft, aber zwischen dem Versprechen und dem Halten stand des „Basches Cölestine" bei der Mühlenkapelle droben. Statt den Bua das Posthorn zu lehren fürs Pferdefüttern, ging der Andres zur Cölestine und ließ sich im Stall nimmer sehen.

Holen durfte ihn der Bua nicht, wenn er noch so lange ausblieb.

Denn wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange winken —

hat selbst Scheffel beim Einsiedler auf Staffelstein erfahren.

Aber nicht genug damit, verübte der Oberpostle noch ein anderes Unrecht am Bua. Er nahm von dem für Jaköbeles Gäule bestimmten Haber und gab ihn den seinen, wenn jener mit dem „kleinen Postwagen" fort war.

So kam es, daß die Pferde Jaköbeles immer magerer waren, als die der zwei andern Postle, und wenn dann der Posthalter an den Tagen seiner Flucht vor seinen Gläubigern in den Stall kam, erging das Donnerwetter doppelt und dreifach über den Bua und seine Klepper.

Weinend saß dann der Kleine auf seinem leeren Haberkasten und blies Tränen auf sein Posthorn herab, an dem er sich abmühte.

Er brachte es mit Horchen, wenn die andern blasend anfuhren, und mit vielem Probieren so weit, daß er eine kurze Ankunfts-Fanfare und das Lied: „Seht die drei Rosse vor dem Wagen und den jungen Postillon" blasen konnte.

Und jetzt kam er an die große Post. Aber auch nach Erreichung dieses Ideals gingen des Jaköbeles Leiden nicht zu Ende. Seine vier um den Haber bestohlenen Braunen waren bergauf, Hornberg zu, nicht leicht imstande, den schweren Postwagen im Trab weiterzubringen.

Außer dem wenigen Haber war noch der Umstand daran schuld, daß der Oberpostle keines seiner Pferde, auch wenn's der Posthalter befahl, zu einer andern Arbeit als zum Postwagen hergab. Drum mußte der Bua stets noch mit seinen Gäulen Feldgeschäfte besorgen, so oft der Andres sich weigerte. Seine Pferde kamen deshalb oft schon ermüdet an den Postwagen und keuchten bald unheimlich talauf, namentlich bei schlechtem Weg.

Der Kondukteur ruft aus seinem Coupé, „er komme zu spät und könne die Fahrzeit nicht einhalten". Jetzt springt der Kleine von seinem Bock herunter und, die Peitsche schwingend, neben seinen Pferden her, bis die Station rechtzeitig erreicht ist.

Aber abwärts, da saß der Jakobele stolz auf seinem Eilwagen. Und wenn er dann vor dem Engel anfuhr und sein Hörnlein blies und der alte Krämerhans gerade dastand, so strahlten Vater und Sohn vor Vergnügen. Das war ein Lichtstrahl im mühevollen Postleben des Jakobele.

So ging es Jahr und Tag. Da fährt der Bua eines Tages mit der großen Post von Hornberg herunter. Unter dem Städtle Husen begegnet ihm ein Schweinehändler, der seine Ware vor sich hertrieb.

Der Jakobele will dem Mann und seinen Tieren möglichst nobel ausweichen, gerät aber an einen Wehrstein am Straßenrand und der Postwagen in die größte Gefahr, umgeworfen zu werden. Doch reißt die Geistesgegenwart des Jakobele die Pferde noch rasch auf die andere Seite; der Wagen kommt aus dem Schwanken ins Stehen, aber die Deichsel ist gebrochen.

Mit zur Not gebundener Deichsel fährt der Bua beim Engel vor, und der Kondukteur meldet, wie es seine Pflicht und Vorschrift ist, den Vorfall und Schaden. Da straft der ergrimmte Posthalter den Jakobele mit 5 Gulden und läßt ihn die Deichsel mit 25 Gulden bezahlen.

Das war dem Kleinen denn doch zu viel, auf einmal

mehr als die Hälfte seines Jahreslohnes zu verlieren. Er hing Frack, Hut und Posthorn im Stall an einen hölzernen Nagel, quittierte den Postlesdienst und verließ Hasle, die Stätte seiner Tränen und seiner Enttäuschungen.

Dies geschah, da ich noch Student war.

Wenige Jahre darnach kam die Schwarzwaldbahn, und die „Postle", die armen Pferde und der Posthalter bekamen Ruh. Draußen beim Engel, wo ehedem Post über Post ankam, und Frachtfuhren die ganze Straße entlang standen, wurde es totenstille, wie auf einem Kirchhof.

Der Oberpostle, der Andres Riedmüller aus Neudingen, heiratete die Cölestine und wurde Fuhrmann in der Mühlenstraße, der Karle, wie der Andres ein Sprößling der Baar, aus Allmendshofen bei Donaueschingen, seines Geschlechts ein Bauer, Briefträger im Städtle, was er bis ins zwanzigste Jahrhundert herauf gewesen ist; der Vetter Kröpple aber, der Posthalter, kam um Hab und Gut und starb im Spital.

Heute lebt von der alten Postlegesellschaft nur noch die rüstige Cölestine, eine Dame meines Alters. —

3.

Vom Jakôbele sah und hörte ich fortan nichts mehr. Er war mir, den das Schicksal indes auch in die Welt hinauswarf, ganz aus der Erinnerung entschwunden.

Da kam ich im Sommer 1890 einmal ins große, zu meiner Pfarrei gehörige Freiburger Universitätsspital, um die Kranken zu besuchen. Die barmherzige Schwester in der chirurgischen Abteilung sagte mir, es sei auch ein Kinzigtäler Bauer gekommen und habe schon nach mir gefragt.

Ich ging alsbald zu ihm.

In einem kleinen „Einzelzimmer" lag auf einem Bette ein alter Mann in grauen Haaren, mit einer großen Römernase und zum Skelett abgemagert. Es war der Jakôbele,

den ich, wie gesagt, seit seinen Postillonstagen nie mehr gesehen hatte.

Er weckte in mir wieder viele Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen und vorab auch die Neugierde, zu wissen, wie es ihm in den vielen Jahren, da wir uns nicht mehr gesprochen, gegangen sein mochte. Drum zog ich bei ihm und andern Erkundigungen ein über seinen Lebensgang bis zum Eintreffen im Freiburger Spital.

Als er den einst so heiß ersehnten Postlesfrack unmutig an die Wand gehängt hatte, ging der Jaköbele über die Kinzig hinüber und heim ins Vaterhaus.

Aber dem Vater Krämerhans wollte er jetzt nicht mehr als Fuhrmann dienen. Einmal hätte es schlecht ausgesehen, wenn des „Engelwirts Jaköbele“ von der „großen Post“ weg ins Städtle gefahren wäre mit einem Holzwagen, und dann hätte der Alte jedenfalls wenig oder gar keinen Lohn bezahlt, und der Jaköbele wollte etwas Geld verdienen.

Schlichter Bauernknecht zu werden, dazu hielt sich der ehemalige Postle auch für zu gut, und so trat er bei seinem Schwager Moritz, dem Schloß- und Engelwirt, als Hausknecht ein.

Was in fürstlichen und hochadeligen Palästen der Haushofmeister, das ist in einem Schwarzwälder Wirtshaus der Hausknecht, nur noch weit mehr. Ein Haushofmeister wird nie die Repräsentation für seinen hohen Herrn übernehmen dürfen, der Hausknecht eines bessern Wirts, sei es auf dem Dorf oder im Städtle, vertritt stets seinen Chef in dessen Abwesenheit.

Er ist aber auch Haus- und Staatsminister. Er rapportiert seinem Herrn über alle Vorgänge und Maßnahmen in Haus und Feld und gibt nach dem Rapport die nötigen Befehle und Verordnungen.

Er ist Kriegsminister, denn alle „Völker“ des Hauses stehen unter seinem Kommando.

Er ist Polizeidirektor, wirft aber in der Regel die Delinquenten eigenhändig zur Stube hinaus.

Er ist aber gar oft auch Finanzminister, der seinem Herrn für Geld sorgt. Ich habe mehr als einen Hausknecht im Kinzigtal gekannt, der seinem Wirt größere Summen lieh. So war der einstige Posthalter des Jaköbele, der Vetter Kröpple, ein verschuldeter, armer Teufel, sein Hausknecht, der Sepple, ein reicher Mann.

Die Dame des Hauses, die Wirtin, hat vor einem richtigen, alten Hausknecht in der Regel mehr „Appell", als vor ihrem Gatten, dem sie weit eher etwas zu befehlen oder zu tadeln sich getraut, als dem Hausknecht.

Item, in vielen Fällen ist der Hausknecht der „Numero Eins-Mann" im Hause, oder er war es wenigstens in jenen Zeiten, von denen ich erzähle. Jetzt ist ja alles lumpiger geworden, und darum wohl auch die Hausknechte.

Ein solcher aus der alten Zeit verdiente aber auch den Respekt, welchen er genoß, er war „Fuchs und Has" für das Interesse seines Herrn und damit auch für sein eigenes. In Haus und Feld war alles aufs beste bestellt unter seiner Oberleitung, und die Hausknechte in und um Hasle zu meiner Knabenzeit waren lauter hervorragende Leute, die später ihre gute, eigene Existenz, meist als Hofbauern, sich gründeten.

Man rümpft in der gebildeten Welt die hohen Nasen, so man einen Hausknecht sieht oder von ihm hört. Und wenn man einen Menschen als roh und ordinär bezeichnen will, so sagt man, er ist „ein Kerl wie ein Hausknecht". Und doch gibt es unter den sogenannten Gebildeten unserer Tage zahlreiche Leute, die viel ordinärer, nichtsnutziger, fauler und unbrauchbarer für die Welt sind, als ein auch nur mittelmäßiger Hausknecht, der „nach dem Stall riecht", während jene von „Eau de Cologne" duften, eine Rose im Knopfloch und Glacéhandschuhe tragen.

Möge jeder still vergnügt
Seiner Freude warten.
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten —

schreibt Goethe einmal, und in diesem Sinne ist ein tüchtiger Hausknecht eine Zierde seines Hauses und ein würdiges Glied der Menschheit.

Also Hausknecht wurde unser Jaköbele im Schloß z'Willer. Es war dies kein „Primaplatz" für Hausknechte; denn „das Schloß" liegt auf einem Felsberg, und die Fischerbacher Buren fahren am Fuße des Berges hin und her und kehren nicht im Schloß ein.

An Sonn- und Feiertagen kommen sie wohl auf den Berg beim Kirchgang, aber dann ohne Pferde, welch letztere den Hauptverdienst des „Majordomus" abgeben.

Nur wenn eine Hochzeit im Engel abgehalten wurde, trafen die Buren mit ihren Wägelchen ein, und der Jaköbele hatte reiche Ernte. Die übrige Zeit mußte er hinab ins Tal und die Felder des Moritz, der wegen seines kurzen Gesichtes nicht arbeiten konnte, ackern und „anblümen".

So wurde er ein kundiger Bauer in den vier Jahren, da er als „Schloßknecht" amtete. Und als diese anno 1864 um waren, da blühte dem Jaköbele, der, wie wir wissen, der Geburt nach der vierte war von den sechs Buben des Krämerhans, ein ungeahntes Glück.

Der alte Krämerhans hatte mit seinen Holz- und Steinfuhren nach Hasle nicht viel aufgesteckt und deshalb seine ältern Söhne nach und nach nach Amerika spediert, um sich dort zu versorgen. Da wollte der Jüngste, welcher die Anwartschaft auf den kleinen Hof hatte, auch hinein. Man ließ ihm seinen Willen, er ging; und nun hing der Alte dem Jaköbele, der schon darauf gefaßt war, „seiner Lebtag" Knecht bleiben zu müssen, den Hof an.

Der Krämerhans war noch ein rüstiger Mann, aber er wollte lieber seine Schulden einer jüngern Kraft

überlassen und sich eine gute Rente sichern, als „Bur" bleiben.

Der Jaköbele mußte dem Vater zeitlebens jährlich je zweiunddreißig Sester Haber, Korn und Weizen, zwei Sester Bohnen, die zwei besten Kühe im Stall, ein Schwein, je die zweitvollsten Äpfel-, Birnen-, Kirschen- und Zwetschgenbäume zur Verfügung stellen; ferner Holz und Wohnung und genügend Feld zum Kartoffelbau geben.

Wenn der alte Bur beim Jungen arbeitet, ißt er mit diesem und kann dann die Naturalien des „Leibgedings" zu Geld machen und dafür seine Schoppen trinken. So hätte der Krämerhans, der längst nicht mehr Bürgermeister war, als er dazu am besten Zeit gehabt, ruhig leben können. Er tat es aber, wie wir später sehen werden, zunächst nicht.

Eine Lebensfrage für den jungen Bur war die Eroberung einer geldreichen Bürin. Und auch das gelang dem Jaköbele, dessen Glücksstern nun einmal aufgegangen war.

Da kam in jenen Jahren, in welchen der Krämerhans mit Holz und Stein ins Städtle fuhr, ein Nußbaum-Holzhändler von Zell, er hieß Michael Bruder, oft ins obere Tal. Er fahndete auf allen Höfen auf Nußbäume, die er zu Furnieren und Gewehrschäften den Franzosen nach Straßburg lieferte.

Soweit der Nußbaum gedieh, kam der Bruder-Michel auf die Berge und Höfe des Kinzigtales. Hatte er in und um „Willer" einen oder den andern erobert, so führte ihm der Krämerhans seine Ware das Tal hinaus. So waren beide gut bekannt, und auch den Jaköbele kannte der Nußbaumhändler gar wohl aus den Tagen seiner ersten Fuhrmannszeit.

Als der Bruder-Michel nun wieder einmal kam und hörte, der Jaköbele sei Bur und suche eine Frau, da wußte er gleich Rat. Drüben im Mühlenbach, aber ganz hinten am Ende der Welt, „in der Grub", unter dem Geroldswald, da sei ein Maidle, das für den Jaköbele passe und auch Geld bekomme.

Der Grubhofbur Schultheiß sei ein reicher Mann, und seine Tochter, die Magdalene, würde sich sicher freuen, wenn sie von ihrer Einöde herabkommen könnte nach Willer, wo ein Paradies wäre gegen die Grub.

Der Krämerhans ließ sich vom Bruder-Michel nicht zweimal heißen, mit dem Jaköbele in die Grub zu wandern und um die Magdalene „anzuhalten". Sie fuhren bis Mühlenbach Dorf, und dann ging's zu Fuß; denn flott in die Grub zu fahren mit Roß und Wagen hat erst der Jaköbele eingeführt, und das macht ihm nicht jeder nach.

Wer seines Lebens sicher sein will, der geht in die Grub bescheiden zu Fuß.

Der Jaköbele war, seitdem er im Schloß Knecht gewesen, merklich gewachsen, und aus dem Bua und dem Jaköbele im Engel z'Hasle war ein anständig großer Jakob geworden, der über einer gewaltigen Römernase aus kleinen, schwarzen Augen klug in die Welt schaute.

Der Alte konnte es also wohl wagen, mit dem Jungen auf die Suche nach einer Frau zu gehen, um so mehr, als die Person in jener Gegend meist Nebensache ist.

Ein Stück weit hinter dem Dorf wußte der Krämerhans den Weg, denn er hatte einst selbst gefreit im töchterreichen Mühlenbach, wo in vier langgestreckten Tälern zahlreiche Bauernhöfe gelegen sind.

Die verstorbene Mutter des Jaköbele war am Eingang des Tales daheim gewesen, in dessen hinterem Bergwinkel die Grub liegt. Sie stammte aus dem Hof „am Stein", ein Name, der noch hinweist auf die Keltenzeit, wo greise Druiden „am Stein" ihre Opfer darbrachten, ehe die Römer vom heutigen Heidenacker herzogen und die Keltenbäuerlein und ihre Priester aus tausendjährigem Frieden aufscheuchten.

Nicht so weit von der Stelle, da der Dolmen[1] der

---

[1] So hießen die riesigen Steinplatten, aus denen die Opferaltäre der Kelten bestanden, und die man heute noch zahlreich erhalten in Frankreich, namentlich an der Loire, sehen kann.

Mühlenbacher Kelten stand, ward jener Altar gefunden, den die römischen Offiziere „Kassian und Attian zu Ehren der Schwarzwald-Diana und zum Ruhme des kaiserlichen Hauses" im zweiten Jahrhundert nach Christus hier errichteten.

Vom „Stein" bis in die Grub ist's noch ein schön Stück Weges, und erst, wenn alle andern Höfe des Dietentales den Blicken entschwunden sind, geht's noch einmal bergauf im engsten Talriß und dann an einer steil abfallenden Wand hin, hinter welcher einsam, wie keiner, der Grubhof erscheint.

Hier freiten die zwei „Williger", freiten mit Erfolg, und in vier Wochen war „der Hosig".

Wenn sogenannte gebildete Menschen eine Hochzeit halten, so wird die Trauung in der Regel da vollzogen, wo die „Dame" wohnt. Die praktischen Bauern des Kinzigtales feiern die Vermählung stets da, wo „der Hof steht", der zukünftige Wohnsitz der Hochzeitsleute, das Zentrum ihres Lebens. Das hat Sinn.

Ist demnach die Braut nicht aus dem Kirchspiel, in welchem der Hof steht, so kommt sie mit ihren Verwandten und Gespielinnen und mit den „Freunden", richtiger „Schätzen", der letzteren nach dem Dorfe, das ihr zur Heimat werden soll.

Hierbei spielt sich eine Zeremonie ab, welche die ganze volle Poesie dieses „ungebildeten" Volkes verrät.

Die Fremden kommen mit Musikanten vors Dorf gefahren und werden dort vom Bräutigam und seiner Gefolgschaft empfangen — aber in ehrerbietiger Entfernung.

Nachdem die Ankömmlinge abgestiegen, stellen die Musikanten sich an die Spitze derselben und nähern sich unter lockenden Weisen den Einheimischen. Diese kommen nun auch entgegen, aber sofort ziehen sich jene wieder zurück.

So geht es einigemal hin und her. Die Musik spielt

immer stürmischer. Der Bräutigam tritt jetzt in Unterhandlung mit den Burschen, die eine ihrer Dorfschönen opfern sollen, und verspricht ihnen, je nach seinem und der Braut Vermögen, einen guten Extratrunk.

Ist dieser Vertrag ratifiziert, so nimmt der Bräutigam die Braut in Empfang und, die Musikanten voran, geht's unter der Vollkraft der Geigen und Klarinetten der Kirche zu.

So war es vor wenigen Jahrzehnten noch. Die edle Dame Kultur, auch Bildung, hat diesen poetischen Gebrauch jetzt ziemlich verdrängt, und das Landvolk meint vielfach, er sei „bäuerisch", d. i., in der Sprache der Gebildeten, „dumm".

Man macht's auf dem Lande mancherorts auch wie in den Städten, so zylinder- und komödienhaft als möglich, und das hält man für „gescheit und gebildet". Die Poesie aber, jener herrliche Schutzgeist des Genies, der Kinder und des „ungebildeten" Landvolkes, geht betteln. Sie flüchtet vor dem großen Gendarm, Überkultur genannt, der sie unbarmherzig vertreibt, wo er sie findet, als wäre sie eine Landstreicherin. Und er, der brutale Gendarm, adressiert die Menschen bei ihren Volksfesten an die Putzmacherin und an die Kartonagefabrikanten und ähnliche Firmen und meint dann, für Bildung und Fortschritt gewirkt zu haben.

Der Jaköbele hielt noch Hochzeit in alter Art, und im „Schloß", wo er Hausknecht gewesen, saß er an jenem Tage, wie ein junger König, der mit dem Antritt der Regierung ein anderer Mensch wird.

Während er bisher still und bescheiden gewesen war und als Bua im Engel z'Hasle bei jeder Gelegenheit geweint hatte, war er als „Williger" Kleinbur, mit seinem Emporkommen vom Hausknecht herauf, gewachsen, wie der Mensch „mit seinen größern Zielen" zu wachsen pflegt.

Er wurde fortan redselig, nicht selten angreifend und

bekam zu gewissen Zeiten ein Mundstück, das jedem Haslacher Ehre gemacht hätte.

Zum Teil mochte an seiner erwachten Beredsamkeit auch seine Frau schuld sein, die Magdalene „aus der Grub“, eine richtige, schneidige Mühlenbacherin, die, wie die Kinzigtäler sagen, nicht „aufs Maul gefallen“ war.

Auch daß des Weltalls Kummer nicht mehr an ihm vorüberging, wie im Engel z'Hasle, mochte den Jakōbele redseliger gemacht haben. Die Schulden drückten ihn nimmer, weil aus der Grub der Geldwagen gekommen und dazu noch sein „Leibgeding-Mann“, der Vater Krämerhans, von dannen und nach Amerika gezogen war.

Der alte Vogt ging seinen Buben nach, die seit Jahren in Amerika waren, und glaubte dort noch bessere Tage zu sehen, als an der Kinzig unterm Schloßberg von Willer.

Doch bald überzeugte er sich, daß es in der neuen Welt keine Wallfahrten à la Zell gebe und man nicht gewohnt sei, so oft ins Städtle zu fahren und Schoppen zu trinken, wie im deutschen Kinzigtal.

Abgehärmt und kleinlaut kam er nach Jahr und Tag zurück, begnügte sich mit seinem „Leibgeding“ und starb im Frieden anno 1884. Seine Wallfahrtsgefährtin, die Beckin, sowie der Remmler-Michel und der Schöner-Basche waren ihm im Tode vorangegangen. —

Der Jakōbele aber war indes „ein Herr“ geworden. Die Bauern der Gemeinde Weiler-Fischerbach hatten ihn ob seines guten „Redewerks“ in den Gemeinderat gewählt, ein Kollegium, das, so oft es amtlich tätig ist, in den Dörfern an der Kinzig mit „Ihr Herren“ angeredet wird.

Wir haben im „letzten Reichsvogt“ gelesen, wie die Reichsbauern mit dem Gerichtssitz der Zwölfer auch eine Wirtsstube verbunden hatten. Ihre Nachbarn, die fürstenbergischen Kleinbauern in Weiler-Fischerbach verlegten, seitdem das Schloß der Herren von Ramstein eine Wirtschaft geworden war, ihre Rats- und Gerichtsstube ebenfalls ins

Wirtshaus. Hier in einem sonnigen Stüblein, mit herrlicher Schau ins Tal hinab, tagten fortan ihre „Herren".

Das Fischerbacher Tal mit seinen Abzweigungen bis zum Nillkopf und zur Karfunkelstadt einerseits und bis zur Heidenkirche im Waldstein anderseits liegt weitab vom Gerichtssitz der Gemeinde auf dem Schloßberg.

Darum wollten die Fischerbacher Buren allezeit nicht gerne unter die „Herren", weil ihnen der Weg zu weit und die Zeit zu kostbar war. Sie wählten deshalb stets das Oberhaupt und die übrigen Herren unter den Buren z'Willer, am Fuße des Schlosses, oder draußen in Eschach an der Kinzig.

So geschah es, daß mit dem Jaköbele noch zwei von den wenigen Buren unterm Schloß im Rat saßen. Unter ihnen mein Spielkamerad, d. i. Mitrekrut, der Rauer-Hans. Er war der Sohn seines Vaters, des Rauer-Xaveri, den ich nie ohne Pfeife sah, und dessen Sohn Hans, einen Schritt in der Kultur weitergehend, nie ohne Zigarre gesehen wurde.

Sein Hof lag hinter den Hütten der schon genannten Handwerker und ernährte seinen Bur. Das wußte der Rauer-Hans, und drum spielte er auch rechtmäßig den Herrn, so oft er als solcher zu amten hatte.

Wenn er an einem Werktagmorgen im Sonntagshäs den steilen Fußweg von seinem Gut zum Schloß hinaufwandern und raten mußte, so ging er nicht mehr heim, bevor die alte Kirchenuhr unter dem „vergoldeten heiligen Michael" auf der Turmspitze Mitternacht schlug.

War die Sitzung im Ratsstüble zu Ende, so setzte Hans, der Herr, sich in die Wirtsstube nebenan und rauchte und trank im stillsten Frieden bis in die tiefste Nacht hinein. Und der Hahn auf seinem Hof krähte manchmal den Morgen an, wenn der Bur heimkam.

Alle andern Tage arbeitete der Hans wie ein Löwe auf seinen Feldern, aber ein „Herrentag" und ein Tag des

Trunks blieb ihm allezeit jeder Ratstag. Doch nicht diese verhältnismäßig seltenen Tage waren schuld, daß der Rauer-Hans so frühe „ins Gras beißen mußte“, sondern sein unbändiges Rauchen, und das hatte er vom Vater Xaveri geerbt. Der war aber bei seinem stets glimmenden Holzpfeifchen ein alter Mann geworden, den Hans aber haben die Kulturzigarren umgebracht. —

Der Jaköbele war der Sprecher des Parlaments in dem kleinen Rathausstüble und zugleich der Polizeiminister, ein Geschäft, dem er von seinen Hausknechtstagen her vollauf gewachsen war.

Es kam bisweilen vor, daß ein Bauersmann oder irgend eine ärmere Weibsperson vor dem Rat erschien mit der Anrede: „Guate Tag, Ihr Herren“, aber, weil der Bescheid der Herren ungünstig ausfiel, beim Fortgehen die Türe zuschlug, daß der Schlüssel hinausflog, ohne „Behüt Gott, Ihr Herren“ zu sagen. In diesen Fällen erhob sich regelmäßig Jaköbele, der Ratsherr, verfolgte den Scheidenden oder die unhöfliche Dame und sprach: „Ihr braucht nicht zu sagen: Adieu, Ihr Herren — aber der Schlüssel muß wieder in sein Loch, oder ich zeig' Euch den Meister.“

Dazu schaute er die Delinquenten so schneidig und kampfbereit an, daß sie gerne Folge leisteten. Seine Kollegen waren stets dankbar für diese Rettung der Amtsehre. Der Jaköbele aber nahm wieder Platz auf seinem kurulischen Sitz mit der Miene eines römischen Triumphators, der wilde Völker gebändigt.

In Hasle, wohin er an Markttagen bisweilen fuhr, kannte man des „Engelwirts Jaköbele“, wie die ältern Haslacher ihn heute noch nennen, fast nicht mehr, seit er „Bur“ geworden war. Solche Redfertigkeit hätten die Haslacher ihm nie zugetraut. Wenn ihm aber gar einer mit der Zunge zu nahe kam, so „putzte er ihn ab nach Noten“. Und Sprüche konnte er machen, der Jaköbele,

und Redensarten, als ob er alle Dialekte und Sprachen der Fremden, die er einst im Postwagen geführt, gelernt hätte.

Aber er war bei alledem ein tüchtiger, fleißiger Kleinbur und kam vorwärts in seinem Hausstand. Von allen „Herren", die seinerzeit im Ratsstüble saßen, hat's der Jaköbele am weitesten gebracht.

Sein nächster Nachbar, der Roser-Basche, der Nachfolger meines einstigen Freundes, des Keglermeisters Remmler-Michel, war mit dem Jaköbele Ratsherr und wurde später ein armer Taglöhner.

Und der damalige Vogt, der Bürgermeister Räpple, Ochsenwirt, Akzisor, Bezirksrat, Gemeindevorstand — alles in einer Person, dazu ein intelligenter, fleißiger Mann, ist später blutarm geworden und lebte bis zum Tode von dem, was er mit seiner Hände Arbeit verdiente.

Er war auch mit seinen Ämtern gewachsen, kaufte seinen Bauern alles ab, was sie zu verkaufen hatten an Frucht, Holz, Heu, Stroh, Schnaps — und trieb damit einen schwunghaften Handel. Die Bauern kamen zu Geld, und er selber, der all die Dienste und Geschäfte nicht mehr überschauen konnte, kam um den letzten Groschen.

Der Jaköbele aber stieg vom Ratsherr und Kleinbauer in Willer auf zum Großbauer in der Grub.

Im Jahre 1871 war der Stammhalter des Grubhofes als schwer invalid und zum Bauern absolut untauglich aus dem Krieg heimgekommen. Der alte Grubbauer aber war genug in der Einsamkeit gewesen, er wollte seine letzten Tage drunten im Städtle Hasle verleben und dachte deshalb daran, den Hof des weitern zu vergeben.

Trotzdem er einen ältern Sohn hatte, zog er den Schwiegersohn Jaköbele vor und bot diesem den großen Grubhof an. Da dieser mehr wie dreimal sein Höfle in Willer an Umfang übertraf und der Jaköbele lieber Großbur in der Einöde, als Kleinbur und Ratsherr an der Kinzig

war, so schlug er sofort ein, und anfangs der siebziger Jahre verkaufte er sein väterliches Heim und zog hinauf in die Grub.

4.

Jetzt war er „der Jaköbele in der Grub".

Aber auf diese Grube paßte das Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" nicht; denn die einsame, weltferne Grub in Mühlenbach war eine Goldgrube, und der seitherige Bur zog als Rentner im Städtle ein.

Vergeblich haben Bergleute in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unten in der Bergwand, in deren Mitte der Grubhof heute steht, nach Silber gegraben.

Sie nannten ihre Grube „Gnade Gottes" und muteten auf Silbererz, fanden aber nur Eisen, Kupfer und Blei. Gar bald verließen sie ihren „Stollen" wieder und hinterließen nichts zum Andenken, als der tiefen Mulde den Namen „Stollengrund", dem Hof darüber den des Grubhofes und dem ganzen Bergwinkel den der Grub.

Aus dem Grubhof aber zogen seine Besitzer von jeher Silber und Gold, und die edlen Erze, welche die Bergleute vergeblich unter der Erde gesucht, fanden die „Gruebbure" über derselben. —

Es muß ein eigenartiges Treiben voll poetischer Bilder gewesen sein, da in dieser Gegend, wie im ganzen mittlern Kinzigtal ein reges Bergwerkleben sich abspielte.

Ringsum schürften und pochten die Bergmännlein in allen Bergen und allen Tälern nach Erz. Silber und in zweiter Linie Kupfer und Blei war ihr Begehren.

Da waren im Mittelalter Erzgänge, die in die Römerzeit zurückgingen und in denen, wie z. B. in St. Bernhard im Huserbach, einige hundert Bergleute einfuhren.

Es waren vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, die Kriegszeiten abgerechnet, an der Kinzig weit mehr Bergwerke im Betrieb als jetzt Steinbrüche.

In einem Umkreis von zwei Stunden fanden sich bei Hasle damals die folgenden Erzgruben: Elisabeth am Kreuzberg, St. Bernhard im Huserbach, ebenda die Gruben Maria Theresia und Neu-Sophia, St. Ludwig im Adlersbach, St. Barbara oder Gottesgab am Kinzigsteg bei Hasle, Gottes Segen bei Schnellingen, St. Josef, Dreifaltigkeit, Frisch bergmännisch Glück und St. Anton ebendaselbst, Bergmanns Trost, St. Barbara, Unsere Liebe Frau zur Haselstaude, zur Hohen Krone, St. Anna, St. Ursula, St. Michael, St. Wilhelm, Marie Antoinette im Welschbollenbach, diese mit Golderzen; Prinz Karl in den Strickerhöfen, St. Anna im Altersbach, St. Nikolaus im Erzbach bei Biberach, St. Michael und Christian im Fischerbach, Gnade Gottes im Mühlenbach und die uralten Silbergruben in Prinzbach.

Für die Haslacher ist es doppelt ehrend, daß einer der Ihrigen, der Stadtschultheiß Sartori, einer meiner Ahnen, der Großvater meiner väterlichen Großmutter, noch im 18. Jahrhundert viele alte Erzgänge wieder „aufwältigte“ und Erze „im alten Mann“ suchte.

Noch zahlreicher als in der Gegend um Hasle waren die Bergwerke in den benachbarten Bezirken Rippoldsau, Wittichen, Schappach und Wolfach[1].

Es muß eine Großmacht gewesen sein, dieses zahlreiche Bergvolk auf so kleinem Raume. Wie zauberhaft müssen ihre Lichtlein gefunkelt haben, wenn sie am frühen Morgen aus den altersgrauen Städtchen Hasle und Huse oder von den einsamen Berghöfen aufbrachen, um durch die Wälder hinauf und hinab in ihre Gruben zu ziehen. Und wie malerisch müssen die Gruppen der Bergmännlein ausgesehen haben, wenn sie an Sonntagen unter dem bunttrachtigen Landvolk den Kirchen zuwanderten.

---

[1] Vogelgesang, Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigtäler Bergbaues. Karlsruhe 1865.

Wie mag das Landvolk auf den Höfen am Abend den alten Bergmännern gelauscht haben, wenn sie Sagen erzählten von den Kobolden, von den geisterhaften Erdmännlein und von dem ehemaligen Reichtum der Erzgänge.

Die Erzählungen der Bergleute und die glänzenden Erze, die sie zutage bringen sahen, ermutigten vielfach die Bauern des Kinzigtales, in freier Zeit auch zu graben, und manche der zahlreichen Gruben des Tales wurden von Bauern betrieben.

Während des Dreißigjährigen Krieges standen die Bergwerke still. Die jüngern Bergleute vertauschten den Pickel mit der Muskete, weil der Krieg reichlichere Ausbeute bot; die ältern saßen still auf den Höfen der Bauern, weil sie nicht Erz graben wollten, das die Soldaten geholt hätten.

Nach dem Krieg griffen die noch Lebenden wieder zum alten Beruf und erzählten den Bauern in Mußestunden ihre Erlebnisse in der Welt draußen.

Welch mannigfache Bilder werden sich so auf unsern Bauernhöfen abgespielt haben in jenen Zeiten, da die Bergmännlein in allen Tälern ihr Wesen trieben und die Bauern unter und über der Erde gruben!

Leider haben wir aus jenen Tagen nur trockene, prosaische Bergordnungen und Bergamtstabellen über „das Ausbringen an Erzen“ und, außer einigen wenigen Sagen, nichts über das Leben und Treiben in und außerhalb der Erzgänge und über die Schneeballen, die damals auf den Bergen und in den Tälern kamen und gingen, und deren Nachruhm die Vergessenheit ist.

Sicher ist, daß heute noch die Bauern des mittlern Kinzigtales über manchen „Klumpen“ gediegen Silber ihre Pflugschar führen und daß unter ihren Höfen weit mehr Geld „vergraben“ liegt, als sie selber je im Haus gehabt.

Vielleicht wird unsere Industrie, die auf allen Ge-

bieten an Überproduktion leidet, sich wieder einmal daran machen, mit Hilfe des neuen Maschinenwesens das Silber- und Kupfererz heraufzuholen. Aber der Bauer wird dann gerade so viel davon bekommen, als er jetzt schon davon hat.

Kirchen werden diese neuen Bergwerksinhaber ihnen sicher keine bauen, wie die alten Bergleute, welche im 15. Jahrhundert aus ihren eigenen Mitteln die alte Kirche des Städtchens Husen gebaut haben. Noch findet sich an dem schönen gotischen Chor das Bild eines Bergmanns, der einen Trog mit Erzstufen trägt. —

Mit dem Tage, da der Jakobele in die Grub kam, war er ein gemachter Mann; denn ein Bur auf dem Grubhof kann, wenn er's nicht absichtlich sucht, nicht zugrund gehen. Der Jakobele aber war und blieb trotz mancher Eigentümlichkeiten ein tüchtiger Bur.

Als Großbauer überkamen ihn zwar alsbald zwei Passionen. Er wurde zunächst Jäger, und dann hielt er viel auf ein schönes Leibpferd, das den Bur auf den Markt nach Hasle zu führen hatte.

Daß der Jakobele in die Versuchung des Jagens fiel, ist ihm nicht zu verübeln. Auf einem einsamen Berghof leben, rings umgeben sein von Wald und Heide, den „Hasenbühl" zu seinem Besitztum zählen, in Wintertagen, wenn das Dreschen vorüber ist, nicht wissen, was tun, das mag einen leicht auf den Gedanken bringen, ein Jäger zu werden.

Stolz pirschte der Jakobele auf den Höhen, im „Geroldswald", im „Burgwald", am „Hasenbühl" und am „Hörnle" als Jägersmann, und manches Häslein mußte in die Grub wandern.

Aber bekanntlich gehört zu einer guten Jagd auch ein „letzter Trieb", d. h. ein Wirtshaus, wo nach vollbrachtem Weidwerk der Jägersmann ausruht und zecht.

Diesen letzten Trieb genehmigte sich der Jakobele zwar bisweilen, indem er jagend weit hinabstreifte bis ins Dorf Mühlenbach und im Ochsen oder Löwen einen trank. Doch

hatte er schon oft gehört, der beste „letzte Trieb“ sei drüben in den „drei Schneeballen“ zu Hofstetten.

In jenem Revier aber hausten als Jäger, seitdem sie anno 1848 den Oberamtmann Dilger durch Katzenmusik und Revolution aus dem Städtle und aus dem Jagdrevier vertrieben, die Haslacher Jagdliebhaber. Sie hatten in dieser langen Zeit auch dafür gesorgt, daß die Hasen und Rehe den Bauern längst keinen Wildschaden mehr machten und fast ebenso rar wurden in der Gegend wie Bären und Wölfe.

Schon zu der Zeit, da ich als Student die alten Haslacher Weidmänner auf das Hofstetter Revier begleitete, brachten wir, nach tagelangem Streifen auf den Bergen, manchmal gar nichts heim, und im Zorn wurde beim Abstieg nach Krähen geschossen.

Dagegen war man gut verproviantiert und litt tagsüber weder Hunger noch Durst, und am Abend, beim „letzten Trieb“ in den Schneeballen, da gab's Nudelsuppe, Rindfleisch und „Schwinis“ im Überfluß.

Der Jaköbele hatte, wie gesagt, schon oft vom „letzten Trieb“ der Haslacher Jäger gehört und geglaubt, jenes „Triebs“ Üppigkeit sei eine Folge der guten Jagd. Er beschloß deshalb, das nächstemal „dene Kaibe Haslachern“ das Revier abzujagen, da „er die guten Nudelsuppen auch essen könne“.

Gedacht, getan. Als die Hofstetter ihre Jagd wieder versteigerten, erschien der Jaköbele aus der Grub und ließ mit Steigern nicht nach, bis ihm das letzte Gebot und damit die Jagd verblieb und die Aussicht auf die guten Nudelsuppen in den „Schneeballen“.

Es gibt für einen Jäger nichts Verdrießlicheres, als wenn er auf die Jagd geht und leer heimkommt. Dem wollte der Jaköbele bei seinem ersten Weidmannsgang ins neue Revier entgehen, damit ihn die Haslacher, deren Städtle er pas-

sieren mußte, nicht auslachen könnten, weil er zur ersten Nudelsupp' nicht einmal etwas geschossen habe.

Er erlegte deshalb auf seiner Hofjagd ein Häslein, tat es in seinen Leibwagen, band den Hund daneben in die „Benne", setzte sich vor Has und Hund und fuhr talab und Hasle zu. Unterwegs hatte er noch zwei Mühlenbacher Buren als Gastschützen aufgeladen.

Während der Fahrt diskurrierten die Buren-Jäger lebhaft über den „Spuk", den der „Gruebbur" den Haslachern gespielt, und wie sie hinfüro Herren der Jagd wären, vom „Hünersedel" bis zum „Farnkopf".

Der Hund Jaköbeles, der „Waldmann", war indes aber auch nicht müßig gewesen und hatte von seinem toten Reisegefährten, der neben ihm in der Benne lag, den „Ziemer" (das Lendenstück) und die „hintern Schlegel" verzehrt, was ihm jedenfalls so gut schmeckte, als den Buren die zukünftige Nudelsuppe.

Als diese abstiegen, um den Hund loszulassen und das Jagdwerk zu beginnen, fanden sie von dem Häslein, das zum letzten Trieb verspeist werden sollte, nicht viel mehr als den Kopf und einen kleinen Teil des Rumpfes.

Der „Waldmann" bekam vom Jaköbele eine tüchtige Portion Hiebe; allein damit war dem Hund auch alle Jagdlust aus dem Leibe getrieben, und es war ihm an diesem Tag nicht mehr ums Jagen. Vergebens streiften die Buren den Tag über durch Wald und Flur. Sie kamen am Abend ermüdet in „die Schneeballen", die Nudelsuppe schmeckte aber nicht so gut, als der Jaköbele gedacht hatte.

Es gab zwar fortan jeweils eine solche, aber selten einen Hasen auf der Jagd, und bald — lange ehe die Pachtzeit um war — ließen die Mühlenbacher alles im Stich, Revier, Nudelsupp' und letzten Trieb in den Schneeballen.

Die bösen Haslacher aber erzählen heute noch von diesen Jagdpartien des Jaköbele. —

Seine zweite Passion, die ihm abermals zu gönnen war,

bestand darin, daß der Bur in der Grub stets ein feines, schnellgehendes Pferd hielt, mit dem er „Staat machen“ konnte, wenn er ins Städtle fuhr.

Daß er als alter Postle darauf hielt, ist sehr begreiflich. Hatte er ja oft genug in seinem Postlesleben neben seinen magern Kleppern am Postwagen herspringen müssen. Jetzt wollte er als Großbauer auch ein Pferd haben, das ihn revanchierte für seine unfreiwilligen Fußtouren nach Hornberg.

Wenn der Grubbur vom Bächlewald her ins Städtle fuhr, da meinte man, es fahre ein olympischer Wagenlenker, um den ersten Preis kämpfend, daher.

Und wenn der Jaköbele spät am Abend heimfuhr und er seinem Leibroß von seiner eigenen Begeisterung noch etwas einhauchte, da ging's im Sturmwind der Grub zu.

In die Grub zu fahren, elegant zu fahren und in jeder Stunde der Nacht zu fahren, ist aber zweifellos eine Leistung, die dem Jaköbele keiner auch nur zweimal nachmachen würde, ohne mit Roß und Mann in die tiefste Tiefe zu stürzen.

Und der Jaköbele machte die Fahrt fast zwanzig Jahre lang unversehrt, bis ihm ein Unglück zustieß, aber keineswegs droben im Hochgebirg, an der letzten Bergwand vor seinem Hof, wo die gefährlichen Stellen sind, sondern ganz unten im Tal beim „Stein“, wo ein Kind fahren könnte.

Der Bauer in der Grub hatte in den letzten Jahren einen Braunen, der an Schnelligkeit alle seine Vorgänger auf dem Grubhof übertraf. Schon oft hatten andere Bauern diesen Läufer, der an starker Scheu litt, und gern abseits sprang, dem Jaköbele abkaufen wollen, allein der Stolz „der Bürin“ in der Grub litt das nicht.

„Wenn andere den Gaul wollen, um damit Staat zu machen,“ meinte das Weib zu ihrem Jaköbele, „so kannst Du ihn auch brauchen.“

Und nach wie vor behielt ihn der Jaköbele, wenn er auch bisweilen im schärfsten Trab, Hasle zu, in die Äcker und Wiesen hineinsprang.

Eines Tages, im Sommer 1890, war der Bur aus der Grub ins Städtle gefahren, um auf dem Markt einen Sack voll Bohnen zu kaufen. Bohnen gedeihen nimmer gut in der Grub, es ist ihnen zu kalt.

Einmal im Städtle, pressierte es dem Bur nicht, und es wurde Mitternacht, bis der Jaköbele durchs Dorf Mühlenbach sauste dem Dietental zu.

Da, an dieses Tälchens Mündung, beim „Stein", rollt ein Felsstück von der Bergwand ab und auf den Braunen zu. Der springt mit Recht beiseite, gerät aber mit dem Wagen an einen Baum am Abhang, zertrümmert das Gefährt, und der Jaköbele, den die Wucht aus dem Wagen stürzen will, bleibt darin hängen und erleidet eine Luxation des Kniegelenks, bekanntermaßen eine höchst schwere Verletzung.

Zum Glück bleibt der Gaul stehen, aber zum Unglück ist kein Mensch um und um. Eine Stunde lang ruft der Bur, in seinen Schmerzen im Wagen hängend, laut, wie ein homerischer Held, ins Tal hinein, aber niemand hört ihn um Mitternacht.

Endlich erwacht der Bur am Stein, weckt seine Knechte und entdeckt mit ihnen und einer Laterne den Jaköbele in seiner gräßlichen Lage. Sie führen den Verunglückten hinauf in die Grub. Ein Knecht soll mit dem gleichen Gaul und einem neuen Wagen den Doktor Wörner in Hasle holen. Aber gleich an der Bergwand unter dem Hof springt der Braune mit Mann und Wagen abseits und in die Tiefe.

Der Wagen ist ein Trümmerhaufen, Fuhrmann und Pferd, wie ein Wunder, ganz unversehrt. Der Knecht führt den Gaul das Tal hinaus, leiht beim ersten Bur einen Wagen und bringt gegen Abend den Arzt glücklich in die Grube, wo der Jaköbele seufzt und stöhnt in seinen Schmerzen. Der Doktor tut das Allernötigste und kommt am andern Tag wieder mit einem Kollegen, und dem Jaköbele wird das Kniegelenk eingerichtet.

Aber der Verlauf des schwierigen Prozesses muß im

Haslacher Spital beobachtet werden, da die Grub viel zu entfernt vom Arzte liegt.

Der Jakōbele soll die Heimat verlassen und in seinen Schmerzen bergab geführt werden. Man will ein anderes Pferd nehmen, aber das leidet er durchaus nicht. Er nimmt seinen Braunen in Schutz und schenkt ihm volles Vertrauen, wie zuvor. Bevor er seine Burg verläßt, nimmt er Abschied von Weib und Kindern, wie ein altdeutscher Ritter, ehe er einen Kreuzzug antrat.

Er empfiehlt seinem Weib, „wenn er nimmer komme, ja den Hof zu behalten, bis der Kleinste, der Sepp, erwachsen wäre. So könne sie noch viele Jahre Herr und Meister sein auf dem Hof und regieren."

Die Kinder, die alle brav sind, mahnt er zum Gehorsam gegen die Mutter. Dann scheidet er, einem Helden gleich, ohne auch nur mit einem Worte seines harten Geschickes zu gedenken.

In Hasle ist des Armen Bleibens aber auch nicht. Die Pflege im Spital ist zu mangelhaft. Der Arzt spricht den Kranken nach Freiburg, aber per Wagen, da er mit der Bahn nicht zu transportieren ist.

Schritt für Schritt muß mit dem Braunen gefahren werden. Der Jakōbele wird in ein Bett gelegt, und von abends 8 Uhr bis zum andern Morgen um 9 Uhr brauchen sie vors Spital in Freiburg.

Sie fahren das Mühlenbacher Tal hinauf, am „Stein" und an der Mündung des Dietentales vorbei. Hier stehen noch einmal Weib und Kinder und sagen ihm unter Weinen „Behüt Gott". Er muß in seinen Schmerzen von dannen und glaubt die Heimat nimmer zu sehen. Die Seinigen gehen unter Tränen der Grub zu, nur ein Knecht und der Schwiegersohn begleiten den Dulder bis Freiburg.

Wenige Tage nach seiner Ankunft im Spital hat sich dann unsere Bekanntschaft erneuert. Lange schwebte der Jakōbele

zwischen Tod und Leben, aber der Ärzte Kunst und seine alte Postlesnatur siegten.

Mit der Heilung hielt auch des Jaköbeles Humor gleichen Schritt. Und als der Instrumentenmacher Fischer ihm die Maschine für seinen Fuß anmessen will und er gerade am Essen ist, meinte der Grubbur: „Wenn a Kinzigtäler Bur am Essen isch, so kann er keinen Spezifikamentenmacher bruche" und wies den Maschinenmann ab.

Als er aber den ersten Ausgang machen durfte, fuhr er flott in einer Droschke vor mein Haus, begleitet von einem Wärter, der ihm behilflich war die Stiegen hinauf. Nun erzählte er mir noch von seinem Alltags-, Still- und Familienleben in der Grub.

Es ist ein ander Leben in diesem äußersten, verborgensten Winkel des Dietentales, als drunten in Weiler, wo lustig die Kinzig vorübereilt und Kirche und Wirtshaus so nahe liegen und das Städtle in wenig Minuten erreicht ist.

Von der Grub aus liegen Kirche und Dorf, zu denen der Grubhof zählt, dreimal weiter entfernt, als Dorf und Kirche von Prechtal, dem höchstgelegenen Orte im Elztal.

Drum hat der Jaköbele von jeher an Sonn- und Feiertagen mit seinen „Völkern" die Kirche im „Precht" besucht. Sie hat er in einer halben Stunde erreicht, und die Prechtäler Buren sind die hintersten nicht, wenn sie nach dem Gottesdienst im Wirtshaus sitzen.

Wenn der Jaköbele zum Kirchgang nach Prechtal muß, geht er oberhalb seines Hofes über die Grubeck, die eine herrliche Aussicht gewährt hinab ins Kinzig- und Elztal und hinüber gen Triberg.

Zur Sommerszeit steigt der Grubbur oft täglich aus seiner Mulde herauf auf diese Eck und hält Fernsicht, nicht bloß, um an dem schönen Blick sich zu ergötzen, sondern auch um zu sehen, was auf den Höfen ringsum geschafft ist, ob die Ernte noch steht und ob die andern Buren ihm vor oder nach sind in der Arbeit.

Das macht seinem Gemüt und seiner Umsicht alle Ehre. —

Weil sie in der Reformationszeit zwei Herren hatten, die Grafen von Fürstenberg und die Markgrafen von Hochberg, die letztern aber protestantisch geworden waren, so mußte ein Teil der Bauern von Prechtal der neuen Lehre folgen und der andere bei der alten bleiben, so daß bis heute die Bauernschaft im „Gebrech", wie es im Mittelalter hieß, religiös gespalten ist.

Aber so wüst sie einst tobten, die Prechtäler Buren, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, so friedlich sitzen sie jetzt beieinander im Wirtshaus an Sonntagen und unter ihnen als Ehrengast der Nachbar aus der Grub.

Der Jaköbele berichtet über das, was jenseits der Wasserscheide im Kinzigtal vorgeht, und die Prechtäler referieren aus dem Elztal.

Die Elztäler Buren unterschieden sich von jeher von denen im Kinzigtal, wie es überhaupt auch beim Menschen darauf ankommt, wo er aufwächst. Und wie die Äpfel und die Birnen und die Trauben und die Kirschen je nach dem Boden, auf dem sie gewachsen, einen etwas andern Geschmack haben, so sind auch die Menschen in jeder andern Gegend anders geartet, selbst wenn sie nur wenige Stunden auseinander wohnen und leben.

Es gibt sich dies schon an der Sprache kund.

Wer ein geübtes Ohr hat und aufpaßt, der kann finden, daß der Dialekt, die Volkssprache, Änderungen erleidet fast von Dorf zu Dorf.

Ich rede hier nur von einer Gegend, die ich genau kenne, vom Kinzigtal. Die da gesprochene alemannische Mundart variiert von Städtle zu Städtle, von Dorf zu Dorf, von Offenburg bis Freudenstadt. Ich will jedem Kinzigtäler seinem Dialekt nach sagen, aus welcher Gegend des Tales er ist.

Die Sprache variiert ebenso über jeder Wasserscheide von der Kinzig zum Rench-, Murg- und Elztal.

Und da der Stil und die Sprache der Mensch ist, so haben die Menschen überall neben den sprachlichen auch psychologische und intellektuelle Eigentümlichkeiten.

Das Elztal ist in seinen obern Partien viel rauher und steiler, als der über der Wasserscheide drüben liegende Teil des Kinzigtales. Und drum sind auch die Bauern beider Täler verschieden; der obere Elztäler ist rauher, wilder, einsilbiger, trockener als sein Nachbar im Kinzigtal, der kultivierter, lebendiger und heiterer sich gibt und fühlt.

Die Kinzigtäler Bauern haben diesen Unterschied in eine sehr drastische, aber weniger höfliche Bezeichnung gekleidet. Wenn sie einen Bauer aus dem obersten Winkel des Elztales nach seiner Heimat benamsen wollen, so nennen sie nicht dies oder jenes Dorf südlich und westlich der Heidburg, sondern sie sagen einfach: „Er stammt aus dem Tiergarten."

Der Jakobele, der an gewissen Tagen gerne trinkt und krakeelt, paßt auch nicht zu den heutigen Mühlenbachern; die sind nicht mehr wie die alten leichtsinnig und überlustig, sondern ideal, sparsam und fromm. Sie haben unter Führung ihres Pfarrherrn Beck, der 1905 als Pfarrer in Krauchenwies gestorben ist, ihre alte Dorfkirche zu einem wahren Tempel der Kunst gemacht. —

5.

So saß denn der wilde Grubbauer aus dem milden Kinzigtal bei den rauhen Prechtälern, aber nicht wie eine Schwalbe unter Eulen, sondern so ziemlich al pari; denn der Jakobele ist, wenn es gilt, loszuziehen, keiner der feinsten.

Mit seinen Mühlenbacher Bauern verkehrt er selten, in der Regel nur, wenn er von Hasle heimfährt und im Dorf noch einen Schoppen mitnimmt.

Bei ihnen hat es der Grubbur deswegen auch nicht zum „Herr" gebracht, wie in „Willer", wohl auch aus dem Grund, weil die Grub zu weit weg ist von dem Sitze des Senats.

Aber „die Meinung“ hat der Jakobele den Mühlenbacher „Herren“ schon mehr denn einmal gesagt, namentlich damals, als sie ihm den Weg in die Grub nicht fahrbar machen wollten, obwohl er mit einem Pfad zufrieden sich gab, der immer noch einen wahren Akrobaten verlangt, um mit Roß und Wagen durchzukommen.

Vergeblich hatte er die Dorfherren angerufen, die dem Grubbauer offenbar nicht hold waren, weil derselbe sie nicht in alleweg lobte und bisweilen im Wirtshaus über das Regiment räsonierte.

Dorfpotentaten sind hierin in der Regel ebenso empfindlich, wie andere Menschenkinder in ähnlichen oder höheren weltlichen und geistlichen Kollegien. Allüberall verlangen die „Herren“, daß die übrigen Leute den simplen Untertanenverstand ihrer Staatsweisheit unterwerfen, selbst wenn der simple Untertan eher alles andere als Weisheit in den Beschlüssen der hohen Obrigkeit zu entdecken vermag.

Also der Weg in die Grub ward nicht gemacht. Da kam das „Ruggericht“, d. h. der Amtmann kam ins Dorf gefahren, um den Dorfherren „das Gewehr zu visitieren“, die Klagen der Untertanen zu vernehmen, Mißstände zu rügen und dann im Löwen oder in der Sonne mit den „Herren“ con amore zu speisen.

Der Jakobele erschien beim Ruggericht, nicht ohne vorher einen oder den andern Schoppen genommen zu haben. Auf dem langen Weg aus der Grub bis ins Dorf hatte er seine Rede studiert. Vor die „Herren“ hingetreten, sprach er: „Herr Amtmann, unsere Herren von Mühlenbach glauben, der Gruebbur könne, wenn er von Hasle heimfahre, in die Grueb fliegen. Der Weg ist so im Stand, daß der Teufel nit in die Grueb käm mit einem Wagen. Wenn's ans Umlagzahlen geht, da kennt man den Gruebbur und nimmt ihm's Geld ab, wie den andern, aber, daß er auch einen anständigen Weg auf seinen Hof bekäme, daran denken die Mühlenbacher Herren so wenig, als der Teufel ans Weihwasser.“

„Ihr aber, Herr Amtmann, werdet nit zum Spazierefahren in unser Tal gekommen sein, sondern um zu rügen, wie es Recht und Brauch ist. Drum geht mit gegen die Grueb hinauf und schaut den Weg an, dann werdet Ihr sehen, ob ich recht hab' oder nit. Unsere ‚Herren' sollen nur auch mit und sich schämen vor dem Amtmann über einen solchen Gemeindeweg."

Der Amtmann — es war der Oberamtmann Becker — ging richtig mit und die Herren auch; der Jaköbele als Pfadfinder voraus. In der Nähe der Grub angekommen, meinte der Grubbauer: „Der Amtmann solle jetzt selbst sehen und sagen, ob das ein Weg sei für einen rechtschaffenen Bur und auf einen rechtschaffenen Hof. Da käme keiner nüchtern hinauf mit Roß und Wagen, noch viel weniger, wenn einer zu viel habe."

Und der Amtmann hatte ein Einsehen; er „rügte" den Weg und befahl dessen Verbesserung. Der Jaköbele empfahl sich, wandelte seiner Grub zu und ließ die „Herren" das Ruggericht im Dorf drunten fortsetzen. —

Ein andermal kamen zwei Tierärzte in die Grub. Sie hatten eine amtliche Mission. Die Schafräude war im Tal ausgebrochen. Von Hof zu Hof zogen nun die zwei „Viehdoktoren" und hielten Inspektion der Schafherden. So erschienen sie auch auf dem einsamsten aller Höfe und fragten den Bur, ob er räudige Schafe habe; sie, die Tierärzte, seien vom Amt geschickt.

Der Ausbruch einer Seuche ist für einen Bauer nicht bloß ein Schaden, sondern sie gilt auch als Schande. Man sagt, er habe keine Ordnung, keine Reinlichkeit im Stall. So faßte es auch der Jaköbele auf, und drum wurde er teufelswild und antwortete, „seine Schafe seien so wenig rüdig, als der Amtmann z'Wolfe".

Es ward ihm befohlen, sie vorzuführen.

Ingrimmig ging er in seine Schafhürde, wo seine Lämmer und Böcke hausten, nahm eines um das andere der Tiere

am Kopf, führte es den Herren vor, teilte sein weißes Vlies, so daß man auf die Haut sah, und sprach: „Sind die Schof' rüdig? Sie sind so suber, wie der vornehmst' Herr!"

Des Jaköbeles wilder Humor besänftigte selbst die zwei Tierärzte, die lächelnd den Schafen des Grubbauern das beste Gesundheitsattest ausstellten. —

Was seine Familie betrifft, so hat der Jaköbele, wie er mir selber sagt, ein Weib, „das nicht gerne folgt, und eine Anzahl sehr braver Kinder."

In bezug auf das erstere meint er: „Ich bin hitzig, aber 's Wib isch noch hitziger, und do muß eben ‚das Gescheiteste' nachgeben, und des isch in der Regel der Bur selber."

Ich bin überzeugt, daß der Jaköbele, so wie ich ihn kenne, keinem Menschen nachgibt bei einem Wirtshausdisput. Daß er aber seinem Weib nachgibt, zeigt, daß er mit höheren Familienrücksichten zu rechnen weiß, und das macht dem Grubbur Ehre.

In der Tat muß vielmal im Leben ein vernünftiger Mann nachgeben und einlenken, wenn die Frau ein Narr ist, schon um der Kinder und der Dienstboten willen. Wo diese aber fehlen, oder so oft der Mann bei solchen Veranlassungen allein ist mit seiner bessern Hälfte, darf er einem exaltierten Weib nie nachgeben, wenn er seinen Charakter als Mann nicht verlieren und nicht unter den Pantoffel kommen will.

Es gibt in unsern Tagen gar viele solcher Märtyrer des Ehestandes, die nervöse, hysterische, eigensinnige oder dumme Frauen haben und oft in Geduld auf die Zähne beißen und ihren gerechten Zorn schlucken müssen, wo sie am liebsten und am praktischsten dreinschlagen möchten.

Männer, die in solch kritischen Momenten Selbstverleugnung üben, sind in meinen Augen wahre Helden. Ich hätte in mir die Kraft nicht zu solch einem Martyrium.

In meinem Pfarrdorf am Bodensee kannte ich einen Rebmann, den „Mathis am See"; der wollte bei solchen Anlässen lieber, daß die schuldige Frau leide, als „daß ihn der

Zorn verreiße". Und deshalb schlug der Mathis drein, wenn's nimmer zum Aushalten war. Wenn dann die Walburg aus Leibeskräften schrie und die Nachbarn aus den Fenstern guckten, erschien der Mathis vor seiner Hütte und sprach mit der unschuldigsten und betrübtesten Miene von der Welt: „Ihr Leut', meine Frau wird noch ein Narr; denn jetzt schreit sie ‚übermacht', und es hat doch kein Mensch was mit ihr gehabt."

Zeigte sich die Walburg am andern Morgen mit einem verbundenen Kopf, so meinte der Mathis in der ganzen Betrübtheit seines Herzens, „es sei grausam, wie sein Weib so oft an Zahnweh leide und ein geschwollenes Gesicht bekomme."

So rettete der „Mathis am See" seine Ehemännlichkeit nach innen und die Ehre seines Weibes nach außen. —

Ich fragte den Jaköbele auch nach seiner Politik, und da hatte er den richtigen Bauernstandpunkt, daß der Bauer sich um dieselbe nicht viel kümmern sollte, da er unter allen Regierungen bezahlen müsse, ob „Schwarz" oder „Rot" Meister sei.

Der Bauer taxiert, nicht mit Unrecht, die Güte einer Regierung nach der Höhe der Lasten, welche er zu tragen hat.

Und doch ist die Politik seit Jahrzehnten in alle Winkel des Schwarzwaldes gedrungen, und auch hier unterscheiden sich die Bauern in rot (nationalliberal) und schwarz (Zentrum).

Über der Grub droben, aber nicht sichtbar von ihr aus, liegen auf dem Schulersberg die höchstgelegenen Höfe im Mühlenbach. Der eine Bur auf dem Schulersberg ist rot, der Jaköbele „schwarz, aber nit ganz".

Der Sohn des roten Schulersbergers hat die Tochter des Grubburen aber doch gefunden, obwohl die Politik die Väter trennt, weil die Liebe nicht auf die Politik und nicht auf die Religion schaut. Er hat sie geheiratet und, weil noch ohne Hof, auf dem Schulersberg Herberge gefunden in seinem Vaterhaus.

Und wie die Politik oft selbst Vater und Söhne verfeindet

in der Welt draußen, so ging's auch auf dem Schulersberg. Der Sohn wurde schwarz, der Alte aber war scharf rot, und als der erstere bei den Reichstagswahlen der neunziger Jahre einmal schwarz wählte, kam der Papa Schulersberger so in Zorn, daß er den Sohn mit Weib und Kind zum Haus hinausjagte.

Der „nit ganz schwarze" Jaköbele nahm den schwarzen, heimatlosen Schwiegersohn in die Grub auf und teilte mit ihm fortan Brot, Arbeit und Herberge in stillem Frieden.

Wir aber empfehlen den wilden Schulersberger nationalliberalen Regierungen zu einer Ordensdekoration. —

In religiöser Beziehung ist der Jaköbele ein „guter Christ", besitzt ein „rechtes Herz", beichtet einmal im Jahr, „aber da spukt's," und wandelt an Sonntagen unverdrossen ins „Gebrech" zur Kirche. Wenn er schon hie und da über die Geistlichkeit geschimpft hat, war er stets im Recht — so meint er.

Und, last not least, finanziell steht der Bur in der Grub, weil er ein tüchtiger, fleißiger Landwirt ist, sehr gut. Er hat, was man seinem Lebensbeschreiber zur Zeit, als er den Jaköbele beschrieb, nicht nachsagen konnte, Geld am Zins. —

Nur noch wenige Tage weilte der Jaköbele nach seinem Besuch bei mir in der Stadt. Dann schrieb er heim, sie möchten ihm den Wagen mit dem Braunen schicken, er wolle nicht den Umweg mit der Bahn machen, sondern auf der viel kürzeren Route durchs Elztal heimkehren.

Der Braune kam, der Jaköbele setzte sich mit seinem Maschinenfuß auf den Wagen, und wie „die Kugel aus dem Rohr" ging's dem Elztal und der Grub zu.

Hier hab' ich ihn ein Jahr später, im September 1891, von Hofstetten aus aufgesucht. Ich war bis in das vordere Dietental gefahren. Alle Täler im Mühlenbach hatte ich einst mit meinem Vetter Karl durchstreift, um seinem Vater Geißböcke, Kälber und Schafe beizutreiben, aber ins Dietental war ich nie gekommen.

Es ist in seinem unteren Teile gar lieblich mit seinen grünen Matten und dem lustig fortspringenden Bächlein. Nur eines fiel mir auf, daß die Höfe auch die Vornamen der einstigen Besitzer tragen.

Die Bauern auf dem Schwarzwald sind, wie alle Bauern der Welt, weil sie von Neuerungen selten was profitieren, konservativ. Aber die Schwarzwälder sind auch konservativ in der einmal angenommenen Benamsung der Höfe. Wenn z. B. vor zweihundert Jahren einmal auf dem oder jenem Hof ein Bauer namens Spänle gewohnt und dem Hof seinen Namen gegeben hat, so heißt der Hof bis zur Stunde noch der Spänlehof und der Bur bei seinen Mitburen Spänle, auch wenn längst die verschiedensten andern Geschlechter gekommen und gegangen sind.

Der Bauer hat dies sicher seinen einstigen Herren, den kleinen Dynasten, Dorf- und Burgrittern abgeguckt, deren Burgen ihren Namen behielten, ob auch die Geschlechter wechselten.

Im Dietental nun fand ich das Eigene, daß die Höfe entweder nur den Vornamen des einstigen Besitzers oder Vor- und Geschlechtsnamen vereinigt tragen, so der Baptistenhof, der Maurusenhof, der Geigersepplesh of, der Buchenseppenhof, der Kettererkaspershof und der Müllermichelshof.

In dem letzteren ließ ich Roß und Wagen stehen, weil weiter hinauf nur der Jaköbele zu fahren sich getraut. Am „Stollengrundbächle" hin wanderte ich der Grub zu.

Weit hinten im Stollengrund steht einsam eine Hütte am Wege. Davor hüten Kinder Schweine im Grase. Ich will mit ihnen reden, bringe aber, trotzdem ich Mühlenbacher Dialekt spreche, kein Wort aus ihnen heraus, so ängstlich und befangen waren die Kleinen über die Erscheinung eines Fremden.

Im stillen pries ich die Kinder glücklich ob ihrer Welt- und Menschenscheue.

Gleich über dieser Hütte droben fand ich die ersten Spuren

vom Jaköbele. Da, wo die Wege sich scheiden, der eine dem Schulersberg, der andere der Grub zu, stand ein schönes Kreuz aus grauem Sandstein mit der „goldigen" Inschrift: „Gestiftet von Jakob Krämer und Magdalene Schultheiß 1884."

Der Kruzifixus schaut schützend gegen den Saumpfad, der an der Bergwand hin in die Grub führt, und den der Grubbur gar oft nachts mit seinem scheuen Braunen zu fahren hat und auf dem nur einige Handbreiten Mann und Roß trennen von dem Absturz in den Stollengrund.

Einen anderen Schutz als dieses Kreuz hat der Jaköbele nicht angebracht. Da sind weder Abweissteine, noch ein Zaun. Frank und frei fährt er auf dem Streifen zwischen Abgrund und Bergwand seiner Grub zu. Zum Glück ist dieser Pfad ebenso kurz wie gefährlich.

Wenige Minuten vom Kreuz weg liegt, im denkbar einsamsten Bergwinkel, der Grubhof; ein stattliches Gebäude alter Schwarzwälder Art.

Zwei Tage zuvor hatte ich dem Jaköbele geschrieben, daß ich ihn besuchen würde; allein weder er, noch seine Kinder, noch der Postbote konnten meine Buchstaben entziffern. Nur an meinem klassischen Namen erlitt ihre Lesekunst keinen Schiffbruch, und der Bur ahnte etwas, um so mehr, als ich ihm kürzlich einen Besuch versprochen hatte.

Den Burgfrieden hat der Grubbur umzäunt mit einem hölzernen Hag, in dessen Gehege die Schweine des Hauses ihre Rekreation machten. Niemand sah und hörte mich, bis die Borstentiere laut grunzend auseinandersprangen, als die schwarze Gestalt das Tor des Burgfriedens öffnete und eintrat.

Ihr Grunzen mochte den Bur, der im Stalle geamtet hatte, bewogen haben, Ausschau zu halten. Und jetzt sah er mich. Feierlich, ernst und gemessen schritt er an einem Stock daher, einen alten, zerrissenen Filzhut auf dem Haupt und hemdärmelig.

Ebenso ernst und feierlich grüßte er mich, wie ein Pfarrer, der am Portal seiner Kirche einen hohen Würdenträger empfängt und in das Gotteshaus geleiten soll.

Ich kannte den Jaköbele, der erst vor acht Tagen mich in Hofstetten besucht, mir seinen Braunen vorgeführt und lustig, scharf und schneidig hinter dem Schoppenglas in den drei Schneeballen gesprochen hatte, kaum mehr, eine solche Amtsmiene hatte er aufgesetzt.

Aber gerade das imponiert mir am Grubbur, daß er zwei Gesichter hat, ein Sonntags- und ein Werktags-, ein Erholungs- und ein Amtsgesicht. An Werktagen hat er zu arbeiten, zu sorgen, zu kommandieren und ein gutes Vorbild zu geben im Ernst des Lebens, und am Sonntag und an Markttagen gibt's Zeit zu räsonieren, zu krakeelen und zu disputieren, zu scherzen und zu lachen.

So muß es sein. „Alles zu seiner Zeit," sagt Jesus Sirach.

„Es gibt," sagt dieser weise Mann, „eine Zeit zum Töten, eine andere zum Heilen, eine Zeit zum Bauen und eine andere zum Zerstören, eine Zeit, Steine zusammenzutragen, und eine Zeit, sie wieder auseinanderzuwerfen; eine Zeit zum Gewinnen und die andere zum Verlieren, eine Zeit zum Sparen, eine andere zum Verschwenden, eine Zeit zum Zerreißen und die andere zum Zusammennähen, eine Zeit zum Schweigen und die andere zum Reden, eine Zeit zum Lieben, die andere zum Hassen, die eine zum Krieg, die andere zum Frieden."

„Was hat also der Mensch von all seiner Bemühung?" fragt Sirach und antwortet so schön: „Diese Mühseligkeit hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich damit beschäftigen."

In der Tat, in all den genannten Gegensätzen spielt sich der Menschen Leben ab, und je nachdem sie der einen oder andern „Mühseligkeit" sich hingeben, machen sie ein anderes Gesicht dazu.

Und mit wie großer Feinheit bezeichnet der alttestament-

liche Menschenkenner Sirach alles, auch des Lebens Lust, sein Lachen und sein Gewinnen und sein Lieben, als eine Mühseligkeit, weil alle diese Dinge gar oft mit Leiden verbunden sind. —

Also der Jakobele handelt nach Sirach, wenn er auf seinem Hof ein ander Gesicht macht, als im Wirtshaus.

Er führte mich ins Haus und stellte mir hier sein Weib vor. Die „Völker" waren droben, über der Grub, in den Feldern. Auf den ersten Blick sieht man der „Gruebbüre" an, daß der Bur bisweilen nachgeben muß. Ich gehöre sonst nicht zu den „Verschrockenen", möchte aber auch keine „Händel" mit ihr bekommen.

Aber daß, wie allbekannt, die „hitzigsten Leute" die besten sind, das zeigte auch die Bäuerin in der Grub. Sie fragte mich, ob ich nicht etwas „nehmen" wollte nach dem weiten Marsch. Und als ich um ein weichgesottenes Ei bat, brachte sie nach wenig Minuten reichlich ein Dutzend in einer Schüssel und dazu Schinken. Der Bur aber holte Apfelmost und „Herbst-Pflummeschnaps". Kirschenwasser gibt's in der Grub keines, weil die Kirschen in diesem schattigen Erdenwinkel nicht gut gedeihen.

Indes, es ging dem Mittag zu, kamen die „Völker" von der Arbeit, eine Schar erwachsener Töchter und Söhne, Knechte und Hirtenbuben. Und auch der Erbprinz erschien, der Sepp, ein lebhafter rothaariger Bub, der in schneidiger Rede dem alten Grubbauer einst „nachschlagen" wird, wenn er auch heute mir gegenüber stumm war, wie die Kinder vor der Hütte drunten.

Seit drei Uhr morgens sind diese Menschen, der Bur voran, an der Arbeit. Mit der Laterne geht's auf dem Grubhof, selbst im Sommer, in den Stall zum Füttern und Anspannen. Und seit Tagesanbruch ist der Jakobele neben seinem Braunen und zwei Stieren am Wagen hergegangen und hat, auf den Stock gestützt, Dünger „in den Berg hinauf" gefahren.

Aber rings um den Hof, der wie in einer Bergschüssel

drin liegt, zeigen die Felder die Spuren emsigen Fleißes. Überall, wo bereits geerntet, ist wieder alles hergerichtet zum neuen Säen.

Wo man hinschaut, zeigt sich Ordnung und praktischer Verstand. Selbst mit dem Wasser des Hausbrunnens geht der Jaköbele haushälterisch um. Unter dem Brunnen hat er einen Teich angelegt, in welchen das überflüssige Wasser hinabrollt, und in welchem die Gänse der Bäuerin baden und im Sommer die Schweine des Bauern sich verkühlen. Ist der „Wiher" voll, und der Regen des Himmels fehlt, so wird er abgelassen und tränkt des Bauern Wiesen drunten im Stollengrund. —

Man sagt so gerne im Leben, Leute à la Jaköbele, die gerne viel und laut schwätzen und krakeelen, wenn sie in Gesellschaft kommen, seien nach dem Sprichwort zu taxieren: „Viel Geschrei und wenig Wolle." Es mag vielfach zutreffen, oft aber auch nicht.

Große Denker sind in der Regel große Schweiger, aber es gibt auch sehr viele, sehr billige Denker, die schweigen, weil sie trotz ihrer billigen Denkungsart doch fühlen, daß Schweigen für sie besser sei als Reden.

Ich kenne aber auf der andern Seite wenig wahre und große Genies, die nicht gerne den Mund voll genommen hätten, wenn sie von sich gesprochen haben. Als der größte Historiker aller Zeiten, der Grieche Thukydides, seine Geschichte des Peloponnesischen Krieges anfing, schrieb er, er sei überzeugt, daß seine Arbeit ein Werk sein würde „für ewige Zeiten".

Und Horaz freut sich seiner genialen Begabung, die nie untergehen werde in ihren Früchten.

Schopenhauer sagt in der Richtung vortrefflich: „Es ist ebenso unmöglich, daß, wer Verdienste hat und weiß, was sie kosten, selbst blind dagegen sei, wie daß ein Mann von sechs Fuß Höhe nicht merke, daß er die anderen überragt. Horaz, Lukrez, Ovid, Shakespeare und viele andere haben

alle stolz von sich geredet. Daß einer ein großer Geist sein könne, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität."

Schauen wir in die Tierwelt. Der Löwe brüllt, daß die Berge widerhallen; er brüllt, weil er weiß, daß er der Wüstenkönig ist, und alles zittert, wenn er spricht. Und er brüllt als offener, ehrlicher Kerl, der sich anmeldet, daß er Hunger hat und sich was holen will.

Füchse, Marder, Iltisse und die übrigen Dunkelmänner unter den Vierfüßlern machen keinen Lärm. —

Wenn demnach der Jaköbele, so er aus der Grub unter die Menschen kommt, auch bisweilen etwas Krakeel macht und räsoniert, so lasse man seine Mühle ruhig gehen; wer das Mehl davon sehen will, der beschaue seinen Hof, und er wird finden, daß der Grubbur ein Bur erster Qualität ist. Und Numero-Eins-Leute in ihrem Fach dürfen auch das Maul brauchen und einen Schoppen dazu trinken. —

Als ich nach kurzem Aufenthalt mich zum Rückweg anschickte und mit dem Bur unter das Strohdach heraustrat, kam eben der Postbote auf seinem mühsamen Marsch von Hof zu Hof in der Grub an. Er fragte den Jaköbele, ob er auch eine Zeitung wünsche für den Winter. „Nichts", meinte der Bur, der trotz seiner Einsamkeit und „Eingeschneitheit" zur Winterszeit von der Welt draußen nichts wissen will und sich keine Zeit nimmt, auch nur ein Blättchen zu studieren.

Er handelt nach Sophokles' schönen Worten:

„Der Weisheit sich entschlagen, macht das Leben süß."

Es ist gewiß ein großer Fortschritt im Postwesen, daß die Postboten jeden einzelnen Hof besuchen, den Bauern ihre Briefe bringen und die Tagesneuigkeiten aus der Welt. Aber unsere Bauern waren weit zufriedener, weit glücklicher, wenn sie ihre paar Soldatenbriefe gelegentlich am Sonntag beim Kirchgang im Dorf drunten bekamen und im Winter zum Zeitvertreib Späne schnitzelten und „Kienholz" machten hinter dem Ofen, statt jetzt Zeitungen zu lesen.

Je mehr unser Landvolk vom Leben und Treiben in der Welt draußen hört, und je mehr es dadurch in die sogenannte „Kultur" eingeweiht wird, um so mehr fühlen die Leute ihre Weltabgeschiedenheit und die Einfachheit ihres Lebens und werden so dessen, was heute ihr Glück ausmacht, überdrüssig.

Die Jugend von den Höfen zieht infolge davon mehr und mehr den Städten und damit meist der Lumperei zu. Vor vierzig Jahren dachte man an so was auf dem nördlichen Schwarzwald noch nicht.

Und das haben mit ihrem Singen die Kultur und die Post und die Blättle getan.

Drum gefiel mir der Jaköbele, daß er keine Zeitung bestellte und nichts liest von der Art. —

Um was ich ihn aber beneidete, das war die stille, stille Einsamkeit, die in der Grub herrscht. Da rasseln keine Postwagen am Hause vorbei, keine Hotelomnibusse und keine Droschken. Es pfeifen keine Gassenbuben, bellen keine Hunde, und lärmen keine Betrunkenen vor dem Grubhof wie in den kultivierten Städten unserer Zeit, wo einem vor lauter Kultur und Unkultur das ruhige Denken zur Unmöglichkeit gemacht wird.

Auf dem Grubhof schweigen selbst die Gänse der Bäuerin, und wo selbst Gänse schweigen, da, da möcht' ich wohnen. —

Der Grubbauer begleitete mich eine Strecke. Kaum waren wir aber aus dem Rayon seines Hofes, als er seine Amtsmiene ablegte und lebhafter wurde. Er fing an, über die Herren zu schimpfen, die ihn, wie jeden Bur, gezwungen hätten, in die Unfallversicherung einzutreten, aber jetzt, nachdem er „am Stein" drunten verunglückt und ein halber Krüppel geworden sei, nichts bezahlen wollten.

Der Advokat Muser in Offenburg, den er angerufen, habe ihm gesagt, ein Bauer müsse im Dienst, beim Geschäft, am Pflug oder im Wald verunglücken, sonst bekomme er nichts.

Nach seiner, des Jaköbeles Ansicht, sei er aber auch im Dienst verunglückt, denn ein Bur fahre nie nach Hasle wegen „Lustsachen", sondern wegen Geschäftssachen, sei also dann auch im Dienst. So habe er damals im Städtle drunten einen Sack Bohnen geholt und auf dem Heimweg sei er verunglückt.

Die Buren, meinte der Jaköbele, lasse man bezahlen, gäbe ihnen aber keinen Pfennig, wenn einem etwas passiere.

All diese neumodischen Anstalten seien keinen Pfifferling wert für die Bauern. Sie seien nur dazu gemacht, daß man mehr Herren brauche. Da, wo früher ein Herr gesessen sei, säßen jetzt drei, und der Bur müsse alles bezahlen, „selbst die Brillen, so die Herren auf ihren Nasen hätten".

Es wäre unhöflich gewesen, dem Jaköbele, dessen Gast ich eben war und dessen Weib mir ein Dutzend weichgesottene Eier aufgestellt hatte, zu widersprechen. Drum gab ich ihm Beifall, um so mehr, als ich dafür halte, daß ein Bauer, der in Geschäftssachen auswärts fährt und verunglückt, entschädigt werden muß, wenn man ihm für eine Unfallversicherung das Geld abnimmt.

Der Jaköbele gehört mit Recht zu jenen vielen Leuten, welche die verschiedenen Versicherungsanstalten für ein Pflaster halten, das die sozialen Wunden unserer Zeit ganz sicher nicht heilen, sondern vielfach vergrößern wird.

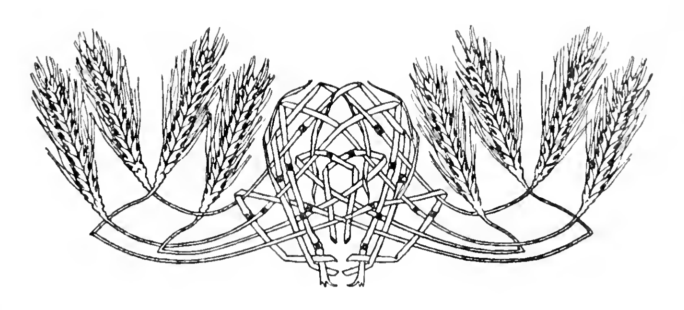
„Wann sind denn," sagt Johannes Scherr, „weltgeschichtliche Krankheiten mittelst Pflastern und Satzungen und wann weltgeschichtliche Krache bankerotter Gesellschaften mit gesetzgeberischen Mittelchen verhindert worden?" —

Am Kreuz, das der Jaköbele gestiftet, trennten wir uns. Er dankte mir für den Besuch und meinte, ich würde wohl meiner Lebtag nicht mehr in die Grub kommen; denn es sei kein Pläsier in dieser Einsamkeit. Ich tröstete ihn mit dem Hinweis, daß ich ihn um seine Einsamkeit schon im stillen beneidet hätte, und daß alle Menschen, hoch und nieder, einst dahin kommen, wo der Jaköbele schon sei — in die Grub.

So geschehen im September 1891. Heute, 1910, lebt der Jakóbele als einsamer Mann in dem Leibgedinghaus bei seinem noch einsamern Hof. Sein Weib ist schon zehn Jahre tot, seine Kinder leben in der Fremde zerstreut als Knechte und Mägde; einzelne in Hasle, wo die, die den braven Schulersberger geheiratet, ein eigenes Häuslein besitzt. Der Stammhalter, der Sepp, ist fort in die Schweiz, nachdem er in Triberg Knecht gewesen; denn der Vater hat den Hof an einen Fremden verkauft und ihn so des Anrechts, Bur zu werden, beraubt.

Der Alte kam nach dem Tode der braven Bürin mit seinen Kindern nicht mehr aus und „im Zorn" hat der Jakóbele eines Tages ihnen den Hof verkauft und damit ihre Liebe ganz eingebüßt. Reden konnte ich über die Sache nicht mit ihm. Ich hab' ihn seit bald zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Daß er mir aber die Freundschaft nicht gekündigt, zeigt die Tatsache, daß er kürzlich dem Maler Liebich, der ihn aufgesucht, gestanden ist zu einem Vollbild für die illustrierte Ausgabe dieses Buches.





Der Eselsbeck von Hasle.

1.

Wir kennen „Hasle“, das kleine Städtchen am badischen Kinzigstrand mit seinen dunkeln Tannenwäldern und seinen lustigen Forellenbächlein, seinem „silbernen“ Kirchturm, seinen „wilden Kirschen“, seinen vielen Wirtshäusern und den vielen durstigen Seelen.

In diesem Hasle, geographisch und ethnologisch das Herz des Kinzigtales, konnte man in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts alltäglich zur bestimmten Stunde einen kleinen, dicken Mann mit glattem Gesicht, blauen Augen und spitziger, leicht gebogener Nase, vom „neuen Tor“ herkommend, über den Marktplatz schreiten sehen.

Im Sommer geschah dies um vier Uhr, im Winter um drei. Und die alten und jungen Frauen, so am Marktplatz zur Winterszeit an den Fenstern saßen bei der Arbeit, oder zur Sommerszeit vor den Häusern Kinder hüteten, pflegten wohl zu sagen: „'s isch drei (oder viere), der Eselsbeck goht ins Wirtshus.“

Das kleine Männchen hörte das nicht. Bedächtig, die Hände auf dem Rücken, schritt er, vor sich hinschauend, seines

Weges mit einem Dreispitzhut, seinem langen, hechtgrauen Bäckerrock, seinen kurzen Kniehosen und seinen Schnallenschuhen.

Er war ein Original, der Eselsbeck; darum wollen wir einiges von ihm erzählen in den „Schneeballen", weil er mit diesen viel Verwandtes und in seinem Leben auch am liebsten mit den Bauern verkehrt hat.

Er war ein geborener Haslacher, das dritte Haus unter dem Rathaus in der vorderen Gasse, wo heute ein Brauer sein Bier schenkt, sein Geburtshaus, und sein Vater ein Bäcker, der „Toweis" (Tobias).

Der Toweis hatte fünf Buben; vier waren Bäcker wie der Vater und einer studierte. Der älteste war der Philipp, der spätere Eselsbeck, wegen seiner kleinen Gestalt in der Jugend nur der „Philipple" geheißen. Der Alte saß im „Rat" und besorgte die Kundschaft, d. h. er trank des Tags über die nötigen Schoppen bei den Brot holenden Wirten, seine Buben aber buken das Brot. Mit Ausnahme des Toni, der nach München und Rom wanderte, kamen die andern nicht weit in der Fremde.

Der alte Toweis meinte, die Bäckerei sei überhaupt keine Kunst, denn es könne ja jedes alte Weib backen, darum sei viele Wanderschaft nicht nötig, höchstens so lange, als die „Zunft" es vorschreibe.

Das leuchtete auch seinem Sohne Philipp ein, der deshalb nur ins unferne Elsaß wanderte und, da er in Straßburg keine Arbeit bekam, solche im benachbarten Hagenau nahm, wo er blieb, bis die Wanderjahre um waren, und dann wieder heimkehrte.

Wenn ihn jemand fragte, wie es in der Fremde gewesen, so pflegte er zu sagen: „Us der Fremde kann ich nichts ‚verzelle' (erzählen). Nachts hab' ich müsse backe, und am Tag hab' ich g'schlofe." Er meinte deshalb auch, ein Bäckergeselle, der viel aus der Fremde zu erzählen wisse, sei nichts wert. Denn wer untertags in den Wirtshäusern sitze oder auf den

Straßen herumlaufe, könne nachts in der Backstube nichts Ordentliches leisten.

Weil der alte Toweis Bäckerbuben im Überfluß hatte, so mußte der Philipp bald nach der Rückkehr aus dem Elsaß sich um ein eigenes Heim umsehen. Da war guter Rat etwas teuer; denn in Hasle sind die Bäcker zu allen Zeiten Legion gewesen und die Neugründung eines „Backwerks“ war daselbst stets ein gewagtes Unternehmen.

Doch des „Toweisen Philipple“ wußte Rat. Neben dem Pfarrhaus, unweit vom „neuen Tor“, am alten Stadtwallgraben hatte der Bäcker Peter Hammerstiel ein kleines Häuschen, in welchem er sein Gewerbe trieb. Er hieß allgemein der „Becke-Peter“ und hatte einen Sohn, den Jokele, einen zwerghaften Halbkretin, und eine Tochter, die alles war, nur nicht schön.

Unser Philipple, nicht viel über zwanzig Jahre alt, meinte nun zum Vater Toweis, der Becke-Peter sei alt, der Jokele könne nie sein Nachfolger werden, darum wolle er, der Philipple, um die Tochter anhalten und so selbständig werden.

Der Stadtrat Toweis, der ein schöner Mann war und stets eine rote Weste und eine weiße Zipfelkappe trug, antwortete: „Philipple, Du hesch (hast) immer ebbis (etwas) B'sunders. Jez willst Du 's Becke-Peters Maidle hirate, und die isch ebenso wüst als dumm.“ Auch die Mutter, Anna Maria Lienhard, eines Bäckers Tochter, hatte die gleiche Ansicht, und die Brüder lachten über den Geschmack Philipples.

Der aber war kurz gebunden und sprach: „Ich will ja die Anna Marie heiraten, und da muß ich sie haben und nicht ihr. Zum Brotverkaufen kann man das dümmste Weib brauchen, und was die Schönheit der Weibsleute betrifft, so ist sie vergänglich wie die von einem Groschenlaible. Von der Liebe und von der Schönheit seiner Frau kann niemand leben, am wenigsten ein armseliger Haslacher Bäcker. Wenn ich des Fürsten von Fürstenberg Sohn wäre oder

fürstlicher Obervogt im Amthaus drüben, so nähm' ich 's Becke-Peters Tochter auch nicht."

Nach diesen Worten der Weisheit ließ man den Philipple gewähren, und in kurzem war er der Nachfolger des alten Hammerstiel und überkam am Hochzeitstag mit der Tochter das Häuschen, den Jokele und den Namen „Becke-Peter". So geschehen am 24. Mai 1785.

Das Volk auf dem Schwarzwald ist, wie schon oben gesagt, konservativ, und die Bauernhöfe, Bäckerstuben, Metzger- und Kaufläden tragen oft jahrhundertelang den Namen eines alten Besitzers, während ganz neue Geschlechter sich ablösen auf seinem Besitztum.

Des Toweisen Philipple hieß vom genannten Maitag an der „Becke-Peter" so lange, bis er sich selber einen schöneren Titel gab und sich „Eselsbeck" taufte. Das aber kam also.

Heute führen nicht bloß herrliche Straßen in alle großen Täler unseres Schwarzwaldes, sondern auch die Lokomotive schnaubt über die Berge, und beide bringen das Volk des Schwarzwalds in bequemen Verkehr mit der großen und kleinen Welt. Zur Zeit des Becke-Peters war das nicht so. Da gab es keine ordentliche Landstraße, und die Wälderbauern hatten weder eine Straße noch Wagen, um in die Stadt zu fahren. Auf schmalen Saumpfaden wandelte der Verkehr. Esel und Pferde trugen die Lasten, und der Bauer schritt nebenher, wenn er etwas auf den nächsten Markt bringen wollte.

So kamen in des Becke-Peters Zeiten die Bauern des südlichen Schwarzwaldes von den Höhen oberhalb Triberg mit Eseln nach Hasle auf den Markt. Vom Rohrhardsberg her über das „Landwasser" führten sie ihre Grautiere den Spuren der alten Römerstraße nach durch „die Pfaus und den Fanis[1]" des Mühlenbacher Tales gen Hasle. Sie brach-

[1] Diese Worte hängen zweifellos mit dem lateinischen Worte „Fanum" (heiliger Hain) zusammen, in welchem der oben im „Jaköbele" erwähnte römische Altar stand.

ten meist Butter zum Verkauf und nahmen dafür mit, was sie brauchten und die Hausierer ihnen nicht zutrugen — Salz, Öl, Leder u. a.

Ihr Weg ging zum „neuen Tor" hinein ins Städtle, und hier stand gleich rechts das kleine Bäckerhäuschen, in welchem sie seit unvordenklichen Zeiten ihre Esel einstellten; so auch, als des Toweisen Philipple des Becke-Peters Erbe geworden war.

Der mochte es aber in alleweg nicht leiden, daß man die Dinge und Menschen nicht mit dem rechten Namen benenne, und so meinte er auch eines Tages, da er eigentlich Philipp und nicht Peter heiße, könnte man ihn füglicher den Becke-Philipp oder den Eselsbeck heißen.

Den ersteren Namen gab ihm das Volk nie, erst seinem gleichnamigen Sohn Philipp; aber der Name Eselsbeck gefiel vielen Leuten, und fortan hieß des Toweisen Philipple nicht bloß der Becke-Peter, sondern auch der Eselsbeck.

In der ersten Zeit hatte der Philipple keine Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und das Geschäft in Schwung zu bringen. Der alte Becke-Peter, sein Schwiegervater, machte in der kleinen Stube den Bauern einstweilen noch die Honneurs, und der Becke-Peter junior mußte für das Brot sorgen und die paar Felder bebauen.

Sein Schwager, der Jokele, saß jeden Morgen unter dem Rathaus und bot Brot feil, und die Frau Anna Marie verkaufte es in der Stube.

Doch schon im folgenden Jahre starb der alte Hammerstiel und nicht lange nach ihm, nach kinderloser Ehe, auch seine Tochter, des Philipples Frau.

Mit dem Jokele, der allein übrigblieb und noch im „Russenrumpel" lebte und Brot feilhielt, konnte der hinterlassene Becke-Peter nicht allein fort machen; darum schaute er sich bald wieder nach einem Weib um. Eines Tages schritt er dem Kreuz zu und fragte, ehe er einen Schoppen bestellte, den Kreuzwirt um seine Tochter, die Marianne.

Das „Kreuz“ z'Hasle war in jenen Tagen noch nicht das große Haus, wie heute, sondern eine alte Baracke, dem Hause des alten Toweis gegenüber. Auch hatte der damalige Kreuzwirt Zachmann lange nicht so vielen Mammon wie mein Vetter Karl, der hundert Jahre später Kreuzwirt wurde. Er konnte seiner Tochter nur wenig geben. Allein eine Wirtstochter hält sich zu allen Zeiten für etwas Besseres, als daß sie einen kleinen Bäcker heiratet; sie sieht es für eine Degradation an und meint, sie käme vom Pferd auf den Esel.

Der Becke-Peter liebte aber Gegensätze und Mesalliancen. Hatte er das erstemal Hammerstiels Anna Marie genommen trotz ihres blöden Geistes und ihrer Häßlichkeit, so wollte er jetzt des Kreuzwirts Marianne, obwohl sie eine Wirtstochter und eine Riesin war, neben welcher der Philipple sich präsentierte wie ein Knabe neben seiner Mutter. Sie konnte kaum aufrecht stehen in dem kleinen Bäckerhäuschen am neuen Tor.

Aber der Kleine „forcht sich nit“. So klein er war, so schneidig konnte er sein, und darum meinte er: „Ich bin mit einer Dummen fertig geworden und bringe auch eine Große dazu, daß sie sich duckt, und dann wird sie den Kopf nicht anstoßen in meinem kleinen Häuschen.“

Der Eselsbeck führte richtig die riesige Mariann' aus dem Kreuz am 11. Dezember 1792 heim. Über ihre ersten Ehejahre bin ich nicht unterrichtet. Meine Berichterstatter waren ihre Buben, und die konnten nur von jenen Tagen an erzählen, da sie selber etwas herangewachsen waren. Das Ehepaar im kleinen Häuschen am „neuen Tor“ hatte nach wenig Jahren vier Buben und zwei Mädchen; die letzteren blieben klein wie der Vater, die Buben aber schlugen der Mutter nach, und zwei von ihnen wurden selbst Gardegrenadiere. Was die Söhne, von denen ich noch drei kannte, mir vom Vater und der Mutter erzählten, das will ich jetzt vermelden.

Der kleine Mann hatte sein Wort gehalten. Er war und blieb Herr in seinem Häusle. Weib und Kinder fürch-

teten den Gatten und Vater, welcher der beste Mann von der Welt war, wenn alles nach seinem Willen ging; aber der letztere mußte aufs prompteste geachtet werden.

Hatte er am Morgen sein Brot aus dem Ofen genommen und das Produkt seiner nächtlichen Arbeit auf den Tisch in der kleinen Stube niedergelegt, so fertigte er, in aller Frühe, den Jokele ab, der mit einer „Zeine voll" unters Rathaus sitzen mußte. Indes war die Marianne aufgestanden und richtete die Kinder her.

Sobald sie mit diesen aus der Stubenkammer kam, zog der Eselsbeck den hechtgrauen Rock an, nahm den Dreispitz aufs Haupt, den Rosenkranz in die Hand und ging hinaus ins Kapuzinerklösterle in die erste heilige Messe. So hatte von jeher sein Vater Toweis getan und so tat auch der Sohn. Daheim fing jetzt die Mariann' an mit den Kindern zu beten und betete fort, bis die Leute kamen, um Brot zu holen oder der Vater aus der Klosterkirche zurückkehrte. War der wieder da, so ging sie mit den Kindern zur Messe in die nahegelegene Pfarrkirche. Nach ihrer Rückkehr legte sich Vater Philippus zu Bette und holte die verlorene Nachtruhe in einigen Schlafstunden nach.

So ging er täglich in die Kirche, nur nicht an Sonn- und Festtagen und nicht am Montag. An diesen Tagen, an denen er sein Brot vor Mitternacht buk, hatte er seine Hauptkunden zu bedienen und zu unterhalten, und das waren die schon genannten Schwarzwälder und die Bauern von den Kinzigtäler Bergen südlich von Hasle. Die kamen früh am Morgen, stellten Pferde und Esel in die Scheuer und zur Sommerszeit auch vor und um das kleine Häuschen, füllten abwechslungsweise, je nach ihrer Entfernung, die Bäckerstube und erholten sich, ehe sie ihre Geschäfte abmachten, oder stärkten sich, bevor sie ihren Rückzug antraten, bei Schnaps, Brot und der pikanten Unterhaltung des Eselsbecken; und diese letztere zog die Bauern so an, daß er immer mehr neue Kundschaft bekam.

Der Eselsbeck trug zu Hause stets eine weiße Zipfelkappe. Wenn dann die Bauern dasaßen und fragten: „Becke-Peter, was gibt's Neues?" so lüpfte er seine Kappe und sprach: „Unter dere (dieser) Kapp' isch immer ebbis (etwas) Neu's!" Dann setzte er sich zu den Bauern und fing an zu erzählen und zu räsonieren. Wer glauben wollte, der Eselsbeck habe den Bauern etwa vorgetragen, was er in Büchern gelesen, hätte sich schwer getäuscht. Er hatte nur ein Buch in seinem Hause, und das war das Gebetbuch, welches sein Nachbar, der Pfarrer Schumacher, herausgegeben, und darin las nur seine Frau. Er selber konnte kaum recht lesen und schreiben. In der Kirche betete er das „Nister" (Rosenkranz).

Er stand mit Lesen, Schreiben und Rechnen auf ziemlich gespanntem Fuß, meinte auch, der gemeine Mann brauche davon nur sehr wenig. Er pflegte zu sagen, wenn ein Bürger und Bauer nur die Zeit vom Zifferblatt der Kirchenuhr lesen und seinen Namen schreiben könne, sei das genug.

Seinen Namen, er findet sich noch in manchen Ratsprotokollen, schrieb er übrigens ganz sicher und gewandt. „Aber," so lautete sein Leibspruch, „der Mensch muß sich nie auf eine Feder oder auf ein Buch verlassen, sondern auf seine Zunge und auf seinen Kopf." Drei Dinge, so äußerte er oft, wären allein imstande, Eindruck auf die Menschen zu machen: Geld, Gewalt und ein gutes Mundstück.

Den Bauern erzählte er in jenen Jahren der Revolutionskriege und der darauffolgenden Heereszüge Napoleons vielfach von den Kriegsläuften.

Während seines dreijährigen Aufenthalts jenseits des Rheins hatte er das Elsässer Französisch etwas praktiziert, und in jenen Zeiten, da Franzosen Jahre hindurch talauf talab zogen, machte er eine Art Dolmetsch im Städtle. So war er stets gut unterrichtet von der Seite her.

Aber auch viele Handwerksburschen, alte Soldaten, Deserteure und Marodeure, die von Westen nach Süden und

Osten zogen und deshalb zum „neuen Tor“ hinaus mußten, kehrten beim Eselsbeck ein, nahmen einen Schnaps und wurden von ihm ausgehorcht.

Über die französische Revolution konnte er am besten berichten. Er hatte in Hagenau noch die Anfänge derselben erlebt und mit seinem Meister bei der nächtlichen Arbeit politisiert.

Da jeder Mensch von Natur aus Demokrat ist und jeder Haslacher als solcher auch, so verstand es sich von selbst, daß der „Becke-Peter“ auf seiten der Revolution war, so lange sie bloß gegen das „Herrenvolk“ zu Felde zog und die Religion in Ruhe ließ.

Das Wort „Herr“ war dem Eselsbeck zeitlebens ein verhaßtes, und daß die Franzosen den „Monsieur“ abschafften und jeden zum „Bourgeois“ stempelten, hielt er für eine Großtat der Revolution. —

War das Kriegsgespräch zu Ende, so gab der Eselsbeck das Neuste aus dem Städtle zum besten, d. h. er kritisierte die Herren auf dem Rathaus und die Beamten, vom Obervogt bis herab zum Nachtwächter.

So wußte er immer etwas Neues. Und mancher Bauer ritt später weg, als er gewollt, weil der Becke-Peter so „schön verzellen“ konnte. Vor Tagesgrauen schon rückten die ersten Bauern an, und nach Mittagszeit zogen die letzten ab. Darum kam der Becke-Peter an Sonn- und Markttagen nicht in die Kirche.

An Markttagen verließ er seine Gäste auf eine halbe Stunde in der Mitte des Vormittags, um bei den schwäbischen Bauern seine Frucht zu kaufen. Auf zweiräderigen Keltenkarren führten damals die Bauern aus dem württembergischen Neckartale mühsam und weither ihre Frucht nach Hasle, wo selbst Händler aus Basel sich einfanden, um schwäbischen „Kernen“ einzukaufen und per Achse dorthin transportieren zu lassen.

Die Bäcker bildeten in jenen Tagen durch ihre Zahl und durch ihr berufsmäßiges Wirtshaussitzen und Räsonieren

eine Großmacht im Städtle. Darum setzten sie es durch, daß vor zehn Uhr morgens kein fremder Händler Frucht kaufen durfte. Das war zwar nicht haslacherisch-demokratisch, aber für die Brotfabrikanten praktisch. Als Anhänger der Revolution und Gegner von Privilegien machte aber der Becke-Peter keinen Gebrauch von diesem Vorrecht. Er kam deshalb immer erst nach zehn Uhr auf den Markt und kaufte in freier Konkurrenz mit den auswärtigen Händlern.

Solange seine Buben nicht herangewachsen waren, mahlte der Becke-Peter, wie alle seine Kollegen, die Frucht selbst in der Stadtmühle. Diese war ein Monopol der Stadt; jeder Einwohner mußte in der Stadtmühle mahlen oder mahlen lassen.

Diejenigen Kollegen, welche die Mahlnacht mit dem Becke-Peter zu teilen hatten, freuten sich stets darauf; denn er wußte immer solche Unterhaltung in die Nachtstunden zu bringen, daß keiner lange Zeit bekam oder das Glöcklein überhörte, welches meldete, daß der Stein leer laufe.

Schon als Stellvertreter seines Vaters, des Toweis, hatte der Philipple manche Nacht in der Stadtmühle zugebracht, am äußersten Ostende des Städtchens. In mondhellen Nächten und besonders zur Winterszeit trieb er neben dem Mahlen her in dem Mühlkanal und in der anstoßenden Kinzig mit Vorliebe Fischerei. Namentlich war er Virtuos im Lachsstechen. Noch im späten Alter übte er diesen Sport, und einmal war der angestochene Fisch so groß und kräftig, daß er den kleinen Mann, der den „Dreizack“ nicht loslassen wollte, in die Kinzig warf.

Wenn der Becke-Peter zur Laichzeit abends spät in die Mühle ging, hatte er in der Regel in der einen Hand eine Laterne und in der andern die „Gär“, einen Dreizack an starker Stange, zum Lachsstechen. So wußte er immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Die Zeit außerhalb der Backstube, der Frühmesse, der Mühle und der Bauernunterhaltung gehörte beim Eselsbeck

in genauen Terminen der Natur und dem Wirtshaus. Um elf Uhr aß er zu Mittag, und dann ging er, je nach der Jahreszeit, bis drei oder vier Uhr spazieren in Feld und Wald. Eigenes Besitztum hatte er wenig: einen Acker auf den „Kampfäckern", je eine Matte bei der Säge und auf dem „Spiesacker" und ein Stückchen Reben nebst Reutfeld am Herrenberg. Vermögen hatte er vom Vater Toweis 1100 Gulden bekommen, und des Kreuzwirts Marianne, seine zweite Frau, brachte 300 Gulden. Dazu beerbte er nach dessen Tod den „Jokele", seinen Schwager, der noch etwas auf der alten Bäckerhütte stehen hatte.

Daß er trotzdem ein relativ vermöglicher Mann wurde, verdankte er, wie er zu sagen pflegte, seiner Zipfelkappe. Wenn er die auf hatte, kam ihm eine Fülle von Gedanken, und diese Gedanken verarbeitete er mit seiner Zunge. So entstand seine Unterhaltungsgabe, und die zog die Bauern in sein Häuschen am „neuen Tor".

Sie aßen ihm sein Brot weg, tranken seinen Schnaps, und jeder nahm noch eine Anzahl „Wecken" mit auf den Heimweg.

Die Bauern waren dem Eselsbeck aber auch die „liebsten Leute", viel lieber als die Haslacher. Diese hatten selbst gute Zungen und disputierten gerne mit dem Philipple, während die Bauern „Maul und Nas" aufsperrten, wenn er sprach. Und die Wirte, meinte er, seien als Kunden gar nichts wert, weil man den Profit zweimal bei ihnen vertrinken müsse.

Hatte er auch, wie erwähnt, wenig Feld und Wald, so marschierte er doch gar gern im Haslacher „Bann", wo damals in der Ebene noch überall, auf Äckern und Wiesen, riesige Eichen standen und auf den Bergen herrliche Tannen und Buchen.

Sein Bruder, der Arbogast, welcher „auf der Heimat" beider die Bäckerei betrieb, wurde später Waldmeister und ein Hauptjäger. Den begleitete der Becke-Peter zur Winterszeit auf die Jagd, während er im Sommer still und allein wanderte.

2.

Dieser seiner Liebe zur Natur verdankte der Eselsbeck sein erstes städtisches Amt, das drittunterste zwar, aber das poesiereichste. Der unterste Beamte der Haslacher Signorie war der Bettelvogt, der zweitunterste der Totengräber und der drittunterste der „Hirtenmeister", und zu diesem erkürten die Stadträte anno 1797 den Philipple, genannt Becke-Peter oder Eselsbeck.

Das war jeweils der wichtigste Tag in den Annalen des kleinen fürstenbergischen Städtchens, der Tag „der Ämterbesetzung", zu Anfang eines jeden Jahres.

Den Schultheißen setzte die „hochfürstliche Regierung" in Donaueschingen lebenslänglich, beziehungsweise so lange er dem Obervogt gefiel. Den Senat der Stadt wählte die Bürgerschaft, und dieser Rat ernannte die zwei Bürgermeister und besetzte alljährlich die übrigen städtischen Ämter.

Die zwei sogenannten „Amtsbürgermeister", die als solche ein Jahr fungierten und im Rang nach dem Schultheißen kamen, hatten das Rechnungswesen der Stadt, die zwei Bürgermeister „außer dem Amt[1]", Wald und Feld, das Setzen von Marksteinen, die Wege usw. unter sich.

Dann kam als erstes vom Rat, zu dem natürlich der Schultheiß und die Bürgermeister gehörten, zu besetzendes Amt der „Schullehrer"; ein Beweis, was die alten Haslacher schon auf Bildung hielten, obwohl der Eselsbeck ihr geschworener Feind war, weil er die Worte „Herr" und „Bildung" identifizierte.

Dem Schullehrer — in der Zeit des Eselsbecken — Nikolaus Blum, dem Ahnherrn einer ganzen Lehrergeneration und vieler „wilder Kirschen", folgten die drei Fürsprecher. Ihr Amt war ein äußerst praktisches und wäre noch heute in hohem Grade empfehlenswert.

[1] Die eben ihr Amt niedergelegt hatten.

Die Fürsprecher, in der Regel intelligente, angesehene, redegewandte Bürger, mußten alle Angelegenheiten, die ein gewöhnlicher, weniger redseliger Bürger sich nicht selbst vor dem Rate zu vertreten getraute, für diesen führen. Wer etwas auf dem Rathause zu tun hatte, Streitigkeiten über mein und dein, Ehrenkränkungen, Heiratserlaubnis, Bauangelegenheiten, und entweder den rechten Mut oder das rechte Wort nicht leicht fand, der ging zu einem der drei Fürsprecher. Dieser mußte ihn pflichtmäßig begleiten und den Advokaten machen.

Des Eselsbecken Großvater, Johannes, war seinerzeit einer der gewandtesten und von den „Herren" gefürchtetsten „Fürsprecher" gewesen.

Die drei Fürsprecher hatten aber noch ein anderes Amt, das heutzutage weniger populär wäre in unseren Städten und Städtchen. Der älteste von ihnen mußte dem Stadtrat bei allen kirchlichen Prozessionen das Kreuz vorantragen. Jetzt würde ein solcher „Fürsprech" in manchem Städtle seine ganze „Intelligenz" einbüßen, wenn er den „Mannesmut" besäße, gegen den Strom der religiösen Feigheit und Gleichgültigkeit zu schwimmen und eine Prozessionsfahne oder ein Kreuz zu tragen.

Schon das Anwohnen bei einer Prozession ist ja verpönt. Bei Schützen-, Sänger-, Pompiersumzügen, da kann ein intelligenter Mann noch mittun, und es gilt sogar für eine Auszeichnung, dabei eine Fahne tragen zu dürfen, aber zur Ehre Gottes so was mitmachen, ist in unseren Tagen dumm und ungebildet. —

Auf die Fürsprecher folgten die Ämter des Stadtbaumeisters, des Sägeverrechners, des Waldmeisters und der Weinanschneider. Der letzteren gab es in Hasle zwei. Sie hatten ein kitzliges Amt, sollten das Einlegen und Anstechen[1] der Weine bei den Wirten kontrollieren, der Stadt fürs richtige

[1] Die Steuer mußte erst beim Anstich bezahlt werden.

Ohmgeld sorgen und doch die Defraudationen der verschiedenen Hoteliers nicht sehen.

Auf sie kamen die Wagmeister, die Fruchtmesser, die Ratsdiener, die Zolleinnehmer an den Stadttoren, der Salzmesser, der Eichmeister, die verschiedenen Stiftungspfleger, die Feuerreiter und die Feuerschauer.

Die Feuerschau war in jener guten alten Zeit, wo noch nicht so viele Häuser verbrannten, weil nicht so viele angezündet wurden, äußerst peinlich geregelt. Wenn die Feuerschauer meldeten, daß einer zur Winterszeit „das Bett zu nahe an den Ofen gestellt habe", wurde er mit Geld gestraft.

Nach den Feuerschauern rangierten die vier Fleischbeschauer und die drei Brotbeschauer. Diese sieben Männer waren die Märtyrer der städtischen Beamtung. Metzger und Bäcker sind im allgemeinen friedfertige Leute. Bei allen großen Revolutionen waren diese „Bürger" noch stets die zahmsten, und heute noch wird man unter den Sozialdemokraten am wenigsten Metzger- und Bäckergesellen finden, obwohl diese bei schwerer Arbeit den schlechtesten Lohn haben.

Aber die gleichen Leute werden teufelswild und gefährlich, sobald es sich um ihr eigenstes Interesse, um den Preis von Fleisch und Brot, handelt. Um sonstige bürgerliche Freiheiten und um große Staatsangelegenheiten kümmert sich in der Regel weder ein Bäcker noch ein Metzger. Derlei Dinge sind ihnen ziemlich „wurst"; wenn man ihnen nur die Brot- und Fleischtaxe überläßt, überlassen sie andern Leuten gern die ganze Politik.

In der guten alten Zeit hatte aber die hohe und niedere Polizei ein scharfes Auge auf die wichtigsten Lebensmittel, auf Fleisch und Brot. So auch die Signorie von Alt-Hasle. Alljährlich wurden vier Bürger für Fleisch- und drei für Brotschau aufgestellt. Diese prüften die Ware und machten den Preis. Sie erschienen unerwartet in den Metzigen und Bäckerstuben und hielten Revue. Ihre Parole war „bank-

mäßiges Fleisch" und „eßbares Brot" zu entsprechenden Preisen.

Aber je ehrlicher sie es mit dem Publikum meinten, um so verhaßter waren sie bei den Metzgern und Bäckern. Nicht nur mit Schimpf und Spott, sondern auch mit Knochen, alten „Groschenlaiblen" und Hackmessern wurden sie beworfen, wenn sie ihres Amtes in Gerechtigkeit walten wollten. Und mehr als ein Ratsprotokoll erzählt von Fleisch- und Brotbeschauern, die ihr Amt niederlegen wollten, weil sie die „Verbal- und Realinjurien" von seiten der Metzger und Metzgerinnen, der Bäcker und Bäckerinnen satt hätten.

So hieß es z. B., der Metzger Meinrad Franz habe Geißenfleisch für Hammelfleisch verkauft und, vom Fleischbeschauer attrappiert, diesem die Geißenhörner an den Kopf geworfen. Oder der Metzger Armbruster habe auf den Vorhalt, sein Fleisch sei nicht bankmäßig, geäußert: „Wenn die Stadträt' und die Fleischbeschauer nur ihr Lebtag solches zu fressen hätten, wären sie froh."

Der hohe Rat am Kinzigstrand trat zwar jeweils strafend ein, allein volle Gerechtigkeit konnte er nicht walten lassen, denn Metzger und Bäcker sind offizielle Wirtshaussitzer, und solche Leute haben immer einigen Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Nach den Fleischbeschauern kamen in der Ämterbesetzung die zwei Waldschützen, der Mesner und die Kirchenvögte. Dem Mesner wurde nur das eingeschärft, was die politische Gemeinde als solche anging, „im Sommer um vier Uhr und im Winter um fünf Uhr Betzeit zu läuten und besonders bei Gewittern sich fleißig zu halten mit dem Läuten." Er erhielt dafür alljährlich von jedem Bürger einen Vierling[1] Korn und einen Laib Brot.

Die Kirchenvögte wurden angewiesen, „unartige Kinder und Burschen auf der Stelle unnachsichtlich und ohne Rück-

---

[1] Fünf Liter.

sicht auf deren Eltern zu strafen durch Ohrfeigen oder Maulschellen."

Solche Kirchenvögte kämen heutzutage, wo die kleinen und die großen Buben wie Majestäten behandelt werden und die Roheit immer größer wird, nicht mehr von den Schöffengerichten weg. —

Jetzt folgten in der Hierarchie die Nachtwächter, die Torwächter und der Hochwächter auf dem Kirchturm, dann die Polizei- und der Ratsdiener.

An Jahrmärkten wurden namentlich viele Zipfel- und Wollkappen verkauft, aber auch gestohlen. Drum bildete sich ein eigenes, städtisches Amt aus, das „des Aufsehers bei den Wollkappen", welcher diese zu bewachen hatte. Auf ihn kam jetzt erst der Hirtenmeister mit den vier städtischen Hirten für Gänse, Geißen, Schweine und Kühe.

Ihm folgte der Totengräber mit den zwei Hebammen, und den Schluß machte der Bettelvogt. Dieser war zweifellos eine der praktischsten Einrichtungen des Mittelalters. Ein ehrsamer, ärmerer Bürger, zog er allmonatlich einmal mit den Ortsarmen von Haus zu Haus und „heischte um Gottes willen". Das Ergebnis der Sammlung verteilte er sodann nach Bedürfnis an die Armen.

Sein Amt dauerte in der Regel vier Jahre, und er bekam für diese Zeit eine „Montierung" von der Stadt, zu welcher das Tuch die Elle zwei Gulden kosten sollte.

Anno 1806 wurden die Fürstenberger badisch und damit auch die Haslacher. Die baden-durlachischen Vögte (Amtmänner) hatten nichts Eiligeres zu tun, als den letzten Bettelvogt, Jakob Holzer, abzusetzen und eine Sammlung durch einen Ratsherrn zugunsten der Armen in Frack und Glacés einzuführen. Die Haslacher waren aber so vernünftig und gaben zu dieser vornehmen Sammlung nichts, so daß sie von selbst aufhörte. —

War die Ämterbesetzung im Ratskollegium beendet, so vereinigte ein Mahl auf Kosten der Stadt sämtliche Ernannte

und Bestätigte, vom Schultheißen herab bis zum Gänsehirt. Das Mahl stellte der städtische Stubenwirt, und der Preis wurde ihm vorher gemacht; es durfte aber samt einer Maß Wein nicht mehr als zwischen vierzig und fünfzig Kreuzer (1 Mk. 40 Pfg.) kosten.

Gleichwohl verfügte das badische Kreisdirektorium in Offenburg 1811, „die Zehrung bei der Ämterbesetzung dürfe in Zukunft, weil unnötig, nicht mehr abgehalten werden".

Es gibt doch nichts Schrecklicheres als die Bureaukratie in ihrem Wahne, die soziale Lage einer Gemeinde zu heben durch derartige blödsinnige Verbote von Dingen, denen doch der poesieloseste Holzschuhmacher noch eine gemütliche Seite abgewinnen könnte.

Die Antwort der Haslacher blieb nicht aus. Als kurz darauf das Obervogteiamt Haslach, das man badisch in den schönen Titel „Justizamt" umgetauft hatte, von der Stadt 462 Gulden verlangte zur Herstellung von Triumphbogen usw. bei der Durchreise der Großherzogin Stephanie, da stimmten Rat und Ausschuß, an des letzteren Spitze damals der Eselsbeck, scharf dagegen, bis auf einen Mann, Johannes Kern, den Hammerschmied. Dieser votierte, man „solle zur Ehrenbezeugung der allergnädigsten Landesfürstin nichts schonen", für welche Servilität er den bleibenden Namen „der Fürstenhans" bekam. Die andern meinten mit Fug und Recht, da sie sich die öffentlichen Gelder durch Verbot der Zehrung am Ämterbesetzungstage „am eigenen Maul" absparen müßten, hätten sie auch kein Geld für Triumphbogen.

Diese tapfere Sorte von Bürgern ist jetzt auch ausgestorben und hat dem Sozialdemokrat den Mut hinterlassen, gelegentlich so was zu sagen.—

Der Becke-Peter ward also 1797 Hirtenmeister, ein Amt, das man ihm übertragen hatte, weil man ihn täglich mit seinem Dreispitz auf weiter Flur wandern sah und er darum am besten die Hirten überwachen könnte.

Es gab ihm vollauf Gelegenheit, nach allen Richtungen

auf den Berg und ins Tal zu kommen. Der Kuhhirt amtete am höchsten; er weidete auf dem „Ried“, einer Alm auf der Höhe des „Urwaldes“ und über dem in der Karfunkelstadt erwähnten „Schwiggenstein“. Durch das „geschwigen Loch“, eine Waldschlucht, zog der Kuhhirt mit seinen Tieren in der Frühe hinauf und am Abend durch den Bärenbach herunter.

Ihn galt es schon deshalb zu überwachen, weil die auf der Höhe angrenzenden Bauern von Mühlenbach und Adlersbach ihr Vieh auch aufs Ried trieben ohne Recht und nur mit Bewilligung des mit Schnaps oder Speck bestochenen armen Teufels, Haslacher Kuhhirte genannt.

In der Regel hatte diese Würde ein armer „Hintersäß“ oder „Schurmgenosse“, dem bei Pflichtvergessenheit in seinem idyllischen Amte die Väter der Stadt gleich mit Ausweisen aus dem Paradies Haslach drohten.

Zur Zeit des Hirtenkonsulats vom Becke-Peter war ein hoher Ehrenmann im Amte des Kuhhirten. Er hieß Anton Fuchs, bekleidete die Stelle bereits vierzig Jahre und war wegen Wohlverhaltens auch zum Vollbürger, Nachtwächter und Bettelvogt avanciert. Aber sein Nachfolger Othmar Fehrenbach wurde wegen „schlechter Kuhhut“ samt seiner Mutter mit Ausweisung bedroht. Zweifellos hatte der arme Mann ein zu offenes Herz oder richtiger einen zu offenen Magen für die Bestechung der Adlersbacher und Mühlenbacher Bauern.

Wir sehen aber aus der „Bedrohung“, welche die Väter von Hasle ihm zukommen ließen, welch klassischer Scharfsinn in den kleinen Gemeinwesen der vergangenen Zeiten wohnte. Sie sahen die Verbannung als höchste Strafe an nach dem alten Spruch: „Jedem ist das Elend[1] finster, jedem glänzt sein Vaterland.“

Um 6 Uhr morgens, wenn die Kühe gemolken waren, mußte der Kuhhirt ausfahren. Am „untern Tor“ fing er

[1] Die Verbannung. In die Verbannung und ins Elend schicken hatte gleiche Bedeutung.

dann an zu „hupen“ aus einem großen Horn, aus Rinde gefertigt. Auf diesen Ruf öffneten sich die Ställe, und von Haus zu Haus kamen die schwerwandelnden homerischen Rinder der Bürger dem Hirten entgegen.

Zum „obern Tor“ fuhr er mit seiner stattlichen Herde, einem Hauptteile des Haslacher Bürgervermögens, dem „geschwigen Loch“ zu auf die Alm und am Abend zum „neuen Tor“ herein, „hupend und pupend“. Und „Alt-Haslach“ freute sich, wenn die vollen Rinder einrückten. —

Eine Stunde nach dem Kuhhirten — darüber bestanden ortspolizeiliche Vorschriften — „hupte“ der Geißenhirt mit einem kleineren Horn durchs Städtle, und die Hintersassen und „Schurmgenossen“ öffneten ihre Geißengehege und sandten ihm ihre „Gemsen“ zu. Er fing am „oberen Tor“ zu blasen an und fuhr zum „untern Tor“ hinaus, denn sein Weidgebiet lag dem des Kuhhirten entgegengesetzt, droben auf der „Geißbürde“ über der „Sommerhalde“.

War der „Geißenhirt“ abgezogen, so erschien von der Vorstadt her der „Sauhirt“ und „hupte“ aus einem Kuhhorn. Jetzt grunzten aus allen Häusern und Gäßchen die vielgeschmähten, verachteten und so gerne verzehrten Dickhäuter dem Manne entgegen, welchem die alten Heiden zu Homers Zeiten den Beinamen „des Göttlichen“ gegeben.

Er fuhr zum „neuen Tor“ hinaus und hinauf an den „Hagsbacher Berg“. Da lag zwischen Wald und Wald an Wiese und Bächlein der „Sauwasen“, wo die bürgerlichen Schweine tagsüber nach Herzenslust sich wälzen und baden konnten.

Als „Pagat ultimo“ erschien jetzt auf der kleinstädtischen Szenerie der kleinste und letzte der Hirten — der Gänsehirt. Er war ohne „Horn und ohne Hupe“. Die Rufer zur Weide waren die Gänse selber. Mit den ersten Exemplaren kam er zum „neuen Tor“ herein, und die schnatterten die nächsten zusammen, und unter dem von Haus zu Haus vermehrten Gänsegesang zog der Hirte durch Stadt und Vorstadt der

Kinzig zu, wo auf dem „Steinrucken" bei Gras, Weiden und Fluß die „Wächter des Kapitols" sich des Lebens freuten bis zum Abend.

Da sage man, es sei in früheren Zeiten kein Leben und Verkehr gewesen in den kleinen Städten! Lag nicht Leben und Poesie in Fülle in den verschiedenen Hirtenrufen am Morgen und am Abend? Und waren die Zeiten nicht poesievoller, da die Stunden des Tages nach dem „Pupen" der Kuh-, Geißen-, Schweine- und Gänsehirten bemessen wurden, als die heutigen, wo man sich nach dem Pfeifen der Lokomotive richtet!? —

All diese Hirten, abwechselnd den einen oder den andern, täglich zu besuchen und zu überwachen, war das Amt des Hirtenmeisters.

Wir leben in Tagen, in denen alle Standesunterschiede ausgelöscht werden und alles nivelliert wird. „Kraut und Rüben" untereinander und „gleiches Recht" für alle heißt die Parole, die in der Theorie gar schön lautet, in Wirklichkeit aber die soziale Revolution bedeutet.

Die alte Zeit dachte in dieser Richtung anders. Ja, sie dehnte die Standesunterschiede selbst auf die Tiere aus. Streng gesondert mußten die „Haslemer" Hirten ihre Tiere weiden. Der Kuhhirte durfte keine Ziege bei seiner Herde haben, nicht einmal seine eigene, und der Ziegenhirt keine Kuh.

Über diesen Punkt, über sorgfältige Hut, über die richtige Zeit der Aus- und Heimfahrt, hatte der Hirtenmeister zu wachen. Es war nur einem Manne, der gerne über Berg und Tal stieg in all den Richtungen, in welchen die Weidbezirke lagen, möglich, diese Funktion recht zu besorgen. Und dazu war der Becke-Peter der Mann, weil er als Naturfreund mit Vorliebe die Hälfte der Tageszeit seinem für das städtische Wohl so wichtigen Amte widmete.

Die Hirten, soweit sie Kühe, Geißen und Schweine hüteten, hatten ein eigenes, jetzt längst verschwundenes Haus,

das Hirtenhäusle genannt. Es stand bei der Stadtsäge auf dem Grün, unweit der Kinzig. Diese Hirtenkaserne zu inspizieren, die Händel zwischen Männern, Weibern und Kindern der verschiedenen Hirtenfamilien zu schlichten, war ebenfalls Sache des Hirtenmeisters.

Aber noch ein wichtiges Lokal unterstand dem drittletzten Beamten der Republik — der Pfandstall, jenes unheimliche Holzhaus auf dem hintern Graben, welches so viel Streit, Haß und Feindschaft in die Familien und in die Bürgerschaft trug, und das in meiner Knabenzeit noch funktionierte.

Wurde eine Kuh, Ziege, Gans oder ein Schwein, hirtenlos seine Nahrung suchend, entdeckt, so führte der nächste beste Bürger oder der Polizeidiener das Tier in den Pfandstall. Hier wurden seine „Personalien festgestellt" und es dann so lange als „Pfand" behalten, bis der Besitzer die übliche Strafe (von sechs Kreuzer bis zu einem Gulden) bezahlt hatte. Der Hirtenmeister war der Anzeiger beim Rat, und dieser, beziehungsweise der Stadtschreiber, setzte die Buße an.

Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit gar wohl an den Pfandstall und hatte jeweils, wenn der „Stumperle", unser damaliger Polizeiwächter, eine Gans oder ein Schwein in den Stall sperrte, Mitleid mit den Tieren, als Wesen, die unschuldig in Gefangenschaft kämen.

Da gab es denn in der Regel Spektakel vor dem Pfandstall zwischen Besitzer und Polizei, Streit in den Familien, deren Glieder keines schuld sein wollte, und Disput auf dem Rathaus, Haß gegen die Obrigkeit und ihre Vertreter, Schimpfen über die Hirten, welche zu früh ausgefahren wären und das betreffende Vieh nicht mitgenommen hätten.

Am schlimmsten war in dieser Beziehung der Gänsehirt draußen an der Kinzig dran. Dem flog bisweilen ein fideler Gänserich über den Fluß und einige Gänsedamen ihm nach und hinüber ins Städtle. Dort fielen sie der „Sicherheit" oder irgend einem Weib, dessen Hausgärten sie besucht, in die rächenden Arme und wanderten dem Pfandstalle zu.

Ich aber sage: Goldene Zeiten, in denen die Kleinbürger und Bürgerinnen am Abend sich stritten über verlaufene Kühe, Schweine und Gänse! Jetzt liegen sich die Männer in den Haaren wegen „schwarz“ und „rot“, und die Weiber lesen Zeitungen, machen in Emanzipation und politisieren über Land- und Reichstagswahlen! Was war nützlicher und wichtiger? —

3.

Der Becke-Peter, ein Mann von Humor, hatte seine helle Freude an dem Leben und an der Aufregung, welche das verschiedene Getier ins Städtle brachte, und zeichnete sich nebenbei durch große Unparteilichkeit aus in seinem Amte. Als während seines Hirtenkonsulates seines eigenen Vaters, des alten Toweis, Schweine dem Obervogt Merlet in den Garten einfielen, meldete er es und rücksichtslos mußte der Papa bezahlen.

Unter badischem Regiment wurde später das Hirtenwesen ganz aufgelöst. Jeder sollte seine Kühe und seine Geißen selber am Seil hüten. Diese bodenlose Weisheit führte zu solchen Unzuträglichkeiten, daß die Stadt 1823 wieder einen eigenen Kuhhirten und einen Geißenhirten anstellte. Die Schweine- und Gänsehirten waren der badischen Bureaukratie nicht verfallen und amteten noch zu meiner Knabenzeit, in der ich auch noch den letzten Kuhhirten a. D., den „Kühmarti“, kannte.

Hatte der Eselsbeck seine Hirtenrevue beendet, so war oft noch eine weitere Funktion des Hirtenmeisters zu erfüllen, die dem Becke-Peter vielen Spaß machte, er hatte ex officio die „Bettlerkuche“ zu besuchen.

Kaum zehn Minuten von seinem Häuschen am neuen Tor entfernt, lag auf einer Halbinsel am Hofstetter Talbach zu den Füßen des Bächlewalds die Bettlerkuche. So wurde ein von riesigen Eichen überschatteter Rasenplatz genannt, den die Stadt allen fremden Bettlern und Vagabunden, ihren Karren und Wagen als Lagerstätte zugewiesen hatte.

Diese bunte Gesellschaft unter den Eichen zu besuchen, bei ihnen am Feuer zu sitzen und ihre Erzählungen zu hören, war des Becke-Peters Freude und sie zu überwachen seines Hirtenmeisterdienstes letzte Pflicht.

Als er dies Amt längst nicht mehr bekleidete, ging er oft noch hinauf in die Bettlerkuche, um sich zu unterhalten.

Vieles von dem, was er den Buren erzählte, schöpfte er aus der Bettlerkuche, die, wie die alten Eichen, längst verschwunden ist und deren Namen und Stelle zu meiner Knabenzeit nur alte Leute noch zu sagen wußten.

Von der Bettlerkuche weg, als seiner letzten Station, begab sich der Becke-Peter ins Wirtshaus. Hier entwickelte er seine Beredsamkeit in etwas anderer Art, als bei den Bauern. Jetzt besprach er vorzugsweise und mit noch spitzigerer Zunge die engeren bürgerlichen Angelegenheiten ebenfalls unter seiner Zipfelkappe hervor.

Zu Hause trug er stets diese auf dem Haupte. Auf der Straße nahm er den Dreispitz, vergaß aber nie die Zipfelkappe, seinen Talisman, in seinen langen Rock zu stecken, ehe er ins Wirtshaus ging. Im Kreuz oder in der Sonne oder im Raben oder Adler angekommen, legte er den Dreispitz ab und setzte die Zipfelkappe auf. Jetzt konnte es losgehen. Den Stoff nahm er stets aus der Tagesgeschichte des Städtchens oder aus Vorfällen in den einzelnen Familien, bisweilen, wenn er eben aus der Bettlerkuche kam, auch von dieser.

Lange reichendes Material gab jeweils die Ämterbesetzung, sowohl ehe sie vor sich ging, als nach ihrem Vollzug. In städtischen Angelegenheiten war der Becke-Peter stets auf der Seite der Opposition gegen die „Herren“, d. i. gegen die Mitglieder des Stadtrats.

Diese führten ein äußerst strenges Regiment und waren namentlich gleich bei der Hand mit Strafen wegen Beleidigung der amtlichen Majestät. Wer auf eine Vorladung unentschuldigt nicht erschien, wurde 24 Stunden auf den Kirchturm gesperrt, und wer gar den „Rat“ beschimpfte, im „spa-

nischen Mantel" vor dem Rathaus ausgestellt. Bürger, die nachts gegen das Verbot auch nur eine Viertelstunde nach zehn Uhr im Wirtshaus angetroffen wurden, selbst wenn sie nichts mehr tranken, mußten je einen Gulden Strafe erlegen.

In den neunziger Jahren des 18. und dem ersten Dezennium des folgenden Jahrhunderts fielen manchen Monat 150 Gulden in die Stadtkasse von „den Übersitzern" im Wirtshaus, unter ihnen die unbescholtensten Bürger.

Der Eselsbeck war nie unter ihnen, er ging regelmäßig im Winter um sechs Uhr und im Sommer um acht Uhr heim aus dem Wirtshaus und trank nur zwei Schoppen. Blieb er aber einmal sitzen und trank einen oder den andern Schoppen über den Durst, so bekam er „zu viel", und dann mußten Weib und Kinder aus dem Weg, wenn er heimkehrte.

War er um die regelmäßige Zeit nicht zu Hause, so wußte die Marianne schon, was zu tun sei. Sie rief ihre sechs Kinder zusammen, löschte alle Lichter aus und legte sich mit den Kindern zu Bett, sonst hätte es einen Mordsspektakel gegeben.

Denn, meinte der Eselsbeck, wenn der Mann angetrunken ist, so braucht die Frau das nicht zu sehen. In der Regel könnten die Weiber das Maul nicht halten, und dann gäbe es Händel und Streit. Kinder sollten es aber erst recht nicht wissen, daß der Vater zu viel habe, weil sie sonst den Respekt verlören.

Die gute Marianne, eine sehr fromme, zufriedene Frau, welche morgens in der Küche beim Kochen immer ihr Lied sang, war in Todesängsten, wenn die Buben noch an unbekannten Orten des Städtchens abwesend und der Vater um die gewohnte Zeit nicht daheim war. Denn wenn nicht Finsternis herrschte im Hause und nicht alles mäuschenstill im Bette war, wenn dieser heimkam mit einem „Zopf" unter dem Dreispitz, so wetterte er in Wort und Tat.

War aber alles tot, so hielt er noch während des Auskleidens einen Monolog über das Verhalten von Weib und Kind bei „Brandunglücken" des Vaters, legte sich dann noch

für kurze Stunden zur Ruhe, und am Morgen war Frieden im Land.

Also trotzdem er nie zu den strafbaren Übersitzern gehörte, so machten sich die Unzufriedenen im Wirtshaus stets um den Becke-Peter, weil er die bissigste Lauge über die „Herren“ auszugießen verstand, ohne dem „spanischen Mantel“ zu verfallen. Ja, er lobte in seiner Art die „Herren“ und legte ins Lob die feinste Satyre. Wenn einer „vom Rat“ erfuhr, der Eselsbeck sei im Adler oder im Kreuz, so ging er sicher nicht hinein, weil er wußte, daß er die Kosten der Unterhaltung zu tragen hätte. Wohlweislich schaute deshalb manch einer von den „Herren“ zuerst durchs Fenster in die Wirtsstube, ob er die weiße Zipfelkappe des Becke-Peters nicht erblicken möchte.

Als anno 1805 die Fürstin von Fürstenberg mit ihrem kleinen Sohne, dem zukünftigen Fürsten, durch Haslach fuhr — kurz vor der Mediatisierung (Absetzung) — schickten die „Herren“ alsbald nach Freiburg, um Muster zu holen zu Ehrenpforten, wie die Stadt Freiburg 1770 sie der Marie Antoinette errichtet hatte auf ihrer Reise nach Frankreich. Der Pfarrer mußte Inschriften machen und ein Maler Kopp von Ettenheim sie auf Papier malen. Das Bürgermilitär erhielt neue Federbüsche und neue Patronentaschen. Sämtliche Stadträte und Wirte wurden zu Pferd befohlen und unter das Kommando des fürstlichen Rentmeisters von Gagg gestellt. Die Pferde aber waren in jenen Kriegszeiten rar.

Der Eselsbeck, ergrimmt über diese Huldigung, erbot sich, den Ratsherren Schwarzwälder Esel zu stellen, damit sie auch beritten wären und „jeder auf einem andern säße“.

Diese Reiterkavalkade von 1805 und der Spott des Eselsbecken und anderer Leute waren schuld, daß man gleich nach 1813 die Errichtung einer städtischen „Paradekavallerie“ beschloß. Sie bestand aus 24 Mann, welche Pferde und Uniform selber anschaffen mußten, während die Stadt die Schabracken und Säbel stellte. 1818, als der junge Fürst Egon durch seine

ehemalige Stadt fuhr, paradierte die Kavallerie flott samt den städtischen „Gardegrenadieren" und dem Musikkorps. Die Gardegrenadiere trugen Federbüsche und Epauletten, welche ebenfalls die Stadt lieferte.

Das Musikkorps nannte sich „türkische Stadtmusik". Ihr „Musikdirektor" war der junge Lehrer Ludwig Blum, des alten Nikolaus Sohn. Die Stadtmusik spielte auch in der Kirche zum Gottesdienst und genoß den vollen Beifall der Bürgerschaft.

Und doch rief sie einmal eine halbe Revolution hervor, und das war im Jahre 1817. Ihr sehnlichster Wunsch war, für ihr Korps noch einen „türkischen Halbmond" zu haben. Der Rat beschloß nun in genanntem Hungerjahr diese Anschaffung. Der Musikdirektor fuhr nach Straßburg, um den heißersehnten Halbmond zu holen. Der Fabrikant Kretschmann aber hatte dieses Wunderwerk nicht fertig, und der Schullehrer, der eher ohne Kopf als ohne Halbmond heimkommen durfte, wartete drei Tage auf dessen Vollendung.

Das Ding kostete 144 Franken, und 15 Franken hatte der Kapellmeister während des Wartens verzehrt. Das war keine Kleinigkeit für 1817, und der Halbmond machte so viel Wirtshausgerede und Gemütsbewegungen, als ob die Türken selber ins Städtchen eingefallen wären.

Daß der Becke-Peter nicht der letzte war, der gegen die „Herren" donnerte, versteht sich von selbst. Übrigens hatte seine Polemik ihn längst populär gemacht. Schon 1809 hatten ihn seine Mitpatrioten und Zuhörer im Wirtshaus in den städtischen Ausschuß und die Mitglieder dieses Kollegiums zu ihrem Obmann ernannt. Er blieb dies bis in die zwanziger Jahre hinein.

Das war damals ein wichtiges Amt, „im Ausschuß" zu sein. Seine fünf Mitglieder wachten über die „Herren" und übers „Volk", brachten alle Mißstände in der Stadt, in Feld und Wald beim Rat zur Sprache und kontrollierten die städtischen Beamten und die Beschlüsse des Rats. Kurz,

sie waren in Klein-Haslach, was der Rat der Zehn in Groß-Venedig.

Der Eselsbeck brachte durch eine geschickte Manipulation den Ausschuß wieder zu Ehren. Die Vorgänger waren lauter „gute Kerle" gewesen, die zu allen Beschlüssen des Stadtrats ihre Genehmigung gegeben hatten. Als nun der neue Ausschuß sich „auf die Hinterfüße stellte" und nicht zu allem „Ja" sagte, was die „Herren" wollten, schimpften diese über „die dummen Bäcker, Schlosser und Schreiner" im Ausschuß, während im Rat „Kaufleute, Buchbinder und Rasierer" saßen.

Jetzt schlug der „Becke-Peter" vor, einfach so lange nicht mehr auf dem Rathause zu erscheinen, bis man den Ausschuß respektiere und den Schimpf abbitte. Da gewisse Beschlüsse ohne den Ausschuß nicht zustande kommen konnten, so gaben die „Herren" in Bälde nach und taten, wie der Eselsbeck verlangt hatte.

Dieser machte nun bei jeder Gelegenheit ergiebigen Gebrauch von seiner Vorliebe für die „Herren". Selbst seinem alten Vater Toweis, dem einstmaligen, vieljährigen Ratsherrn, war seines Sohnes Philipp Frontmachen gegen die Obrigkeit nicht genehm. So oft er in seinem hohen Alter ein Geschäft beim Rat hatte, sandte er nie seinen Sohn, den schlagfertigen Philipple, auch keinen von seinen „andern Buben", sondern seinen Schwiegersohn, den Kupferschmied Lorenz Sandhaas, einen gescheiten, vornehmen Mann, den Vater genialer Söhne.

Anno 1841 war Bürgermeister der Kaufmann Josef Anton Stelker. Der Metzger Armbruster, der Vater unseres in den „wilden Kirschen" gezeichneten Nagler-Wendels, nannte nun das Stadtoberhaupt nach seinem Vornamen, der im Haslacher Deutsch „Seppe-Toni" lautet. Der Gestrenge auf dem Rathaus nahm dies so übel, daß er den Metzger zu 1 Gulden 30 Kreuzer Strafe verurteilte.

Der „Seppe-Toni" bildete nun wochenlang das Thema

für den Eselsbeck, und so lange der Mann Bürgermeister war, behielt er im Volksmund den Namen „der Seppe-Toni uf'm Rothus". Von Rechts wegen.

Badischer Amtsvorstand im Städtle war dazumal der Oberamtmann Wölfle, genannt Sägermichele, den wir vom Nagler-Wendel her auch noch kennen. Wölfle war ein praktischer Beamter, Feind aller Vielschreiberei, und hatte eine höchst einfache Art, dem Stadtrat auf seine Anträge die bezirksamtliche Antwort zukommen zu lassen. Er ließ sich nämlich das Protokollbuch des Stadtrats in das gegenüberliegende Amthaus bringen und schrieb seinen Bescheid kurzweg auf den Rand oder unten dran.

Doch auch mit ihm kam der Eselsbeck in Konflikt. Der Ausschuß hatte sich über den Stadtrat beim Bezirksamt beschwert. Der Amtmann aber wollte nicht ziehen. Da verklagten ihn die Ausschußmitglieder beim Kreisdirektorium in Offenburg. Der Sägermichele bekam einen „Wischer".

Aber er rächte sich bald darauf an der ganzen Bäckerzunft, vorab am Eselsbeck. Er verordnete, daß die elf Bäcker des Städtchens nur an Sonn-, Feier- und Markttagen alle backen dürften, die übrigen fünf Tage je nur zwei. Da es aber elf Bäcker waren für fünf Wochentage — den Marktmontag abgerechnet, so kamen auf einen von den fünf Tagen drei Konkurrenten, und zu diesen teilte er den Becke-Peter ein.

Die Untertanen durften nun an den betreffenden Tagen das Brot nur bei zwei Bäckern holen und nur diese zwei Weißbrot backen und verkaufen.

Das wäre, abgesehen von der Malice gegen den Eselsbeck, weise gewesen, aber es kam noch ein weiterer Ukas, der die Haslacher Bäcker des schlechtesten und teuersten Brotes im ganzen Kinzigtale zieh und auf Erneuerung der alten Brotschau und Brottaxe drang.

Das war nicht bloß eine Ehrenkränkung, sondern auch eine Schädigung der Bäckerinteressen.

Der Eselsbeck räsonierte in den Wirtshäusern: „Der

Amtmann habe eben als Bub eines armen Sägers in Welschensteinach stets nur Gipfel und Pasteten bekommen, und die Krämer, Buchbinder und Rasierer auf dem Rathaus hätten gar feine Mägen. Deshalb könnten die Herren das Haslacher Bäckerbrot nicht mehr genießen."

Aber Bezirksamt und Rat standen fest zusammen und den Bäckern blieb nur das Schimpfen in den Wirtshäusern.

Der Eselsbeck trieb seine Abneigung gegen die „Herren" jetzt so weit, daß er gar kein „Herrenbrot" (Weißbrot) mehr buk und nur Schwarz- und Halbweißbrot fabrizierte, resp. fabrizieren ließ durch seine Buben.

Diese waren indes so herangewachsen, daß sie den Vater ablösen konnten in der Backstube, und der besorgte jetzt beim Geschäft nur noch die Unterhaltung der Bauern; das nächtliche Backen überließ er seinen Buben, zunächst den ältesten, dem Sepp und dem Xaver.

Alle vier aber wurden zu Bäckern bestimmt — ohne Gnade. Der Alte meinte, die Bäckerei sei zwar eines der schlechtesten und übelzeitigsten Gewerbe in kleinen Städten, allein seine Buben sollten es nicht besser haben als ihr Vater. Sie sollten wissen und erfahren, was es heiße, „ein Kleinbeck" zu sein. Es sei nie gut, wenn man die Kinder über seinen eigenen Stand hinausschauen lasse. —

Das Stadtregiment sorgte durch seine meist sehr weise Strenge immer für Stoff zur Kritik in den Wirtslokalen, wo Bäcker und Metzger das Hauptwort führten.

Zunächst waren es die schon erwähnten Strafen gegen das Übersitzen, welche im Jahre 1812 eine kleine Revolution heraufbeschworen, indem viele angesehene Bürger und Wirte drohend auf dem Rathaus erschienen und gegen das Denunzieren der Gardisten und Nachtwächter und gegen das „Punktieren"[1] des Ratschreibers Fernbach lärmten.

---

[1] Der Ratschreiber schrieb stets den Strafzettel: N. N. wird wegen Übersitzens im Adler mit einem Gulden punktiert (statt puniert = bestraft).

Ferner hatte der Rat schon 1805 verboten, Taufschmäuse in den Wirtshäusern zu halten. Der Vater wurde mit vier Gulden, jede dabei anwesende Person mit einem Gulden „punktiert".

Mehr als einmal war kein Pfennig Geld in der Stadtkasse. Die lustigen Bürger brachten, trinkend und schmausend, und deshalb bestraft, die ersten Einnahmen wieder auf.

Die guten alten Zeiten hatten den Gebrauch, daß bei Verkäufen der Käufer verlangen konnte, daß fünf Prozent der Kaufsumme in Wein aufging. Der seit 1811 nach badischer Art eingerichtete Stadtrat hob diesen feuchtfröhlichen Gebrauch auf, — aber nicht, ohne wochenlange Salven in den Wirtshäusern über sich ergehen lassen zu müssen.

Wenn dann der Eselsbeck mit seinem Ausschuß dem Rat auch wieder Unregelmäßigkeiten aufdeckte, so war das Balsam für das empörte Volksgefühl.

Auch sonstige strenge Maßregeln des Stadtregiments gaben vollauf Stoff zu Wirtshausgesprächen. So vorab die Hartherzigkeit gegen Ehelustige, die schon im alten Rat im Schwange war. Wer nicht ein eigenes Haus besaß oder von einem Hausbesitzer die Garantie zehnjährigen Herbergsrechtes und genügendes Auskommen nachweisen konnte, wurde ohne Gnade abgewiesen mit seinem Heiratsgesuch. Ich führe nur einige eklatante Beispiele an. 1759 will ein Feldscherer beim Regiment von Schnitzer, Kuttruff aus Möhringen, die Nichte des Haslacher Stadtschultheißen selbst, die Tochter eines Bürgers und Chirurgen Batty, heiraten. Er wird abgewiesen, und auch sein Oberst, zu dessen Regiment er das Mädchen mitnimmt, läßt die Heirat nicht zu, weil der Rat von Hasle das Gesuch abgelehnt.

1817 tritt der städtische Gardist Pfrängle, unser späterer Krippelesvater, mit der Tochter eines fürstbischöflich speyerschen Leutnants, Heck von Bruchsal, und dem besten Leumundszeugnis derselben nebst 425 Gulden Vermögen vor den hohen Rat und wird „gänzlich abgewiesen".

Später muß es dem Gardisten doch gelungen sein, denn ich kaufte von seiner ehemaligen Braut, dreißig Jahre später, als Knabe Obst, das sie als Matrone unterm Rathaus feilhielt.

1820 kommt der Invalide Nikolaus Schmieder, der die napoleonischen und die Befreiungskriege mitgemacht, mit einer Dame aus Schwetzingen, Frischdörfer, heim in die Vaterstadt, darf aber nicht heiraten, und beide können wieder hin, wo sie hergekommen sind.

Bisweilen wollte der Stadtrat einen aufnehmen, da machte aber der Ausschuß einen Strich durch den Beschluß.

So war man früher zu peinlich mit der Heiratserlaubnis und jetzt ist man zu liberal. Man hat, wie in so vielen Dingen, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und alle Schranken niedergerissen. Aber immer noch weit besser zu streng, als jeden heiraten lassen, der Zeit und Lust, aber nicht die Fähigkeit und den Willen hat, eine Familie zu erhalten.

In Althaslach aber war das jeweils ein Gaudium, wenn so ein hoffnungsvoller Jüngling mit seiner Donna aus der Fremde kam und sie wieder heimschicken mußte. Wenn der Rat gar einen Handwerker abwies, so jubelten alle Zunftgenossen, daß sie keinen Zuwachs bekamen. Aber auch das war weise, daß die Senatoren, wenn ein Gewerbe bereits „übersetzt" war, keinen weiteren Meister desselben Handwerks zuließen, im eigenen Interesse des Bittstellers.

„Ordnung muß sein", war die Parole der vergangenen Zeit, und darum ging der Stadtrat von Hasle selbst gegen die städtischen „Gardegrenadiere" und gegen die „Paradekavalleristen" vor, wenn einer oder der andere fehlte beim offiziellen Ausrücken.

So wurde jeder Gardegrenadier um zwei Gulden „punktiert", wenn er bei der Fronleichnamsprozession gefehlt hatte. Keine Entschuldigung ward angenommen.

„Gestrenge Herren", so sehr ihre Weisheit zu loben, sind nie beliebt, und die allzeit freiheitsliebenden Haslacher waren nicht die letzten, die gegen strenges Polizeiregiment murrten

und räsonierten. Doch der Humor ging ihnen dabei nie verloren und ihre Opposition machte sich auch in lustigen Streichen Luft. So am 3. Mai 1822. Es war ein Sonntag und viele Bürger auf der neben dem Ratszimmer befindlichen Wirtsstube beisammen. Der damalige Stubenwirt, der Vater des „Christian" in den „wilden Kirschen", war ein lustiger Vogel, wie später seine Söhne Christian und Alise (Alois).

Er hatte durchs Schlüsselloch bemerkt, daß der alte Ratsdiener Oschwald allein im Ratszimmer sitze und schlafe, und schlug nun seinen Mitbürgern vor, eine Ratssitzung zu halten und den Seppe-Toni, die Krämer, Buchbinder und Rasierer des Kollegiums nachzumachen.

Zwei Mann trommelten alsbald den Oschwald aus seinem Vormittagsschlummer und erklärten: sie kämen im Auftrag des Bürgermeisters, es müsse sofort eine Rats- und Bürgerversammlung abgehalten werden. Der Ratsdiener solle alsbald den Teppich „auf den Tisch legen und das Tintenfaß" darauf. Meister Oschwald beeilte sich, dem Befehl nachzukommen, und nun setzten sich sieben lustige Haslacher an den runden Tisch, die übrigen standen im anstoßenden Bürgersaal, und es begann eine regelrechte Sitzung. Heiratsanträge wurden gestellt und „glänzend abgewiesen", „Nachtgulden" dekretiert, Ehrenkränkungen abgeurteilt, weil einer behauptet, „die Ratsherren wären Esel", ein anderer schon zum drittenmal den Bürgermeister „Seppe-Toni" genannt und ein dritter den Oberamtmann „Sägermichele" gescholten hätte.

Die Sache wurde natürlich ruchbar, und der Rat beschloß in seiner nächsten Sitzung: „Der Rathausdiener Oschwald, weil er den auf dem Rathause versammelten Bürgern, so wie es nur einem ordentlichen Gerichte allein gebührt, den Tisch mit dem R a t s t e p p i c h gedeckt und zu mehrer Beförderung der verbotenen sträflichen Handlung gegen den Stadtrat auch noch das T i n t e n f a ß vorgesetzt habe — sei für seine härter verdiente Strafe für diesmal per majora zu 12stündigem Arrest mit der Bemerkung kondamniert, daß,

wenn er in Zukunft eines weiteren ähnlichen Vergehens sich schuldig macht, er dimittiert werden müßte."

Die lustigen Bürger ließ man weise in Ruhe, und den guten Oschwald entschädigten jene mit reichlichem Trunke.

Aber die damaligen Haslacher „Herren", an ihrer Spitze der Seppe-Toni und sein Adjunkt, der Buchbinder Hinterskirch, haben in jenen Tagen außer ihrer vernünftigen Strenge einen Spruch getan, der ihnen die größte Ehre macht, und der in goldenen Buchstaben gefaßt werden sollte.

Im Jahre 1821 drängte das badische Oberamt wiederholt auf Anstellung einer Industrielehrerin auf Kosten der Stadt. Der Rat gab nun unterm 6. Juli also zu erkennen: „Eine Industrieschule ist unnötig, denn in jeder Haushaltung sind die Leute des Nähens, Strickens und Spinnens kundig. Und was eine höhere als die gemeine Kunst des Strickens und des Nähens betrifft, wodurch der Luxus und die Kleiderpracht gefördert werden, so kann man nicht ohne Sorge bemerken, wie daß man von seiten der Staatsbehörden vielmehr daran sein sollte, daß allem derlei Übel und Sittenverderbnis, wodurch das Wohl der Familien und des Staates bedroht wird, gesteuert werden und hauptsächlich auf Abschaffung aller Luxus- und Kunstgegenstände das notwendige Augenmerk genommen werden sollte — statt Pflanzstätten dieser Art zu errichten, durch welche es am Ende im Großherzoglichen Staate so weit kommen könnte, daß selbst die Dienst-, Vieh- und Bauernmägde gestickte Hemden und Halskrägen neben dem Karst und der Haue tragen möchten."

„Überhaupt glaubt man beim Stadtrat, daß alle solche Luxusgegenstände für die Bürgerklasse verbannt und den auswärtigen der Eingang durch hohe Steuern verstopft werden sollte." Bravissimo!

Dagegen errichtete der praktische Rat in der gleichen Zeit eine Schule für „architektonisches und geometrisches Zeichnen". —

Die zwanziger Jahre brachten eine Neuerung, welche

in das Kulturleben der Haslacher scharf eingriff und eine unblutige Revolution hervorrief.

Die Bürger hatten bisher friedlich, jeder vor seinem Haus, den Dung aufgespeichert von ihren Kühen, Ziegen und Schweinen, deren selten einer mehr als zwei von der gleichen Sorte besaß. Jetzt sollten auf bezirksamtlichen Befehl und mit des Stadtrats Zustimmung alle diese so nützlichen Positionen vor den Häusern aufgegeben werden.

Eltern und Voreltern hatten sie schon vors Haus gesetzt und waren gesund geblieben und alt geworden, und jetzt „kommt der Sägermichele, selbst ein Bauernbub, und kommandiert ihre Entfernung, und der einfältige Stadtrat geht darauf ein" — so und ähnlich hieß es in allen Wirtshäusern.

Unter denen, die am kräftigsten für das gute, alte Recht ihrer Dunghaufen eintraten, war in erster Linie auch der Eselsbeck. Er verlangte einen stadträtlichen Augenschein. Und als die Herren vor seinem kleinen Häuschen angekommen waren, trat er, die Zipfelkappe auf dem Kopfe, heraus und sprach: „Ihr Herren, mein Misthaufen enthält meistens Eselsmist von den Eseln der Wälderbauern, und da die Esel überall Vorrechte haben, so hab' ich gedenkt, mein Misthaufen werde auch mehr Recht haben, als die andern, und bleiben können." Sprach's und ging in seine Hütte. Für den Augenschein bezahlte er einen Gulden und dreißig Kreuzer, und der Dunghaufen wurde ihm „abgesprochen". Ob alle die Bosheit des Eselsbecken gemerkt haben?

Doch trat dieser bei einem viel poetischeren Gebrauch, ebenso vergeblich, in den Vordergrund. Es bestand in Hasle bis zum Jahre 1828 die schöne Sitte, daß die Chorknaben am 25. Mai, dem Feste des hl. Urban, des Patrones der Winzer, bei allen Rebenbesitzern des Städtchens umgingen und ein Lied sangen zu Ehren des Weinheiligen. Es war in demselben eine Fürbitte angerufen zum Gedeihen des Weines, den die Haslacher draußen am Herrenberg pflanzten und im Städtle tranken.

Die Buben bekamen dafür in jedem Haus, wo sie sangen, ein Geldgeschenk, bisweilen auch ein Glas Wein. Die bezirksamtliche Bureaukratie, die geschworene Feindin jeder Volkspoesie, verbot nun in dem genannten Jahre „diese Bettelei" und meinte, die Stadtkasse solle die Knaben entschädigen. Die Ratsherren sagten mit Recht nein — das Bezirksamt aber blieb bei seinem Verbot.

Zu den wenigen Rebenbesitzern, und unter diesen zu den kleinsten, gehörte auch der Eselsbeck, den es in seinen alten Tagen ärgerte, daß er das Urbanuslied, das heute leider gänzlich verloren ist, nicht mehr hören sollte. Er ließ deshalb die Buben noch, so lange er lebte, alljährlich in seine Stube kommen, bewirtete sie mit „Wecken und Wi" und ließ sich das Lied vorsingen. —

Im gleichen Jahre 1828 ereignete sich eine Tatsache, die fürs Tagesgespräch neues Material lieferte.

Im Städtle lebten damals zwei Barone. Der eine war Sproß der alten Haslacher Patrizierfamilie Gebele von Waldstein, deren Name in meiner Knabenzeit noch fortlebte ins „Gebeles Brunnen", einem Wasserspender vor des Geschlechtes einstigem großen Holzpalais. Der andere, von Kraft, war durch seine Mutter, eine geborene von Lassolaye[1], die sich in Haslach ein Haus gebaut, dahin gekommen.

Galt unter den echten Althaslachern à la Becke-Peter und Genossen ein „Baron" an sich nichts, so waren arme Barone erst recht nicht ästimiert.

Ferdinand von Gebele war in dem genannten Jahre in Gant geraten, und auch der junge Kraft machte allerlei Anstrengungen, das Vermögen seiner Mutter durch verfehlte Spekulationen vollends loszubringen.

So kam ihm in den Sinn, da er sonst nichts gelernt hatte, Wirt zu werden, und er steigerte nach dem Tode des Stubenwirts die städtische Wirtschaft auf dem Rathaus als Pächter.

[1] Es ist dieselbe, die später Männerkleider trug und von der in meiner „Jugendzeit" erzählt wird.

Das gab kein schlechtes Hallo unter den Proletariern, Metzgern, Bäckern, Schuhmachern, als sie hörten, der Baron von Kraft sei Stubenwirt geworden. „Das fehlte noch," meinten sie, „daß auf dem Rathaus, wo man den Stadtherren Komplimente machen soll, wenn man was von ihnen will, auch noch ein Baron als Wirt sitzt, der meint, man müsse es für eine Gnade ansehen, wenn er unsereinem einen Schoppen gibt. Er und die Herren sollen die Schoppen allein saufen, wir gehen in keine so noble Wirtschaft."

Jetzt merkte selbst der Baron, daß sein Plan, unter den Haslachern als Restaurateur zu wirken, nichts wäre, und er suchte die „Stubenpacht" wieder loszubringen. Und wer nahm sie ihm ab? Niemand anders, als der „Seppe-Toni", der Bürgermeister Stelker. Der hatte eben sein Amt niedergelegt, erhielt die Konzession, die „Stube" auf sein Haus zu verlegen und mit seinem Kaufladen zu verbinden. Er nannte sich von nun an „Stadtwirt", und ich hab' ihn noch wohl gekannt, den schmächtigen, blassen, klugäugigen Mann mit einem braunen, langen Rock und hohem Zylinderhut. —

Der Baron aber fing ein flottes Frachtfuhrgeschäft nach Straßburg an, und das trieb er so lange, bis sein und seiner Mutter Geld alle war, und dann wurde er — Bahnwart.

Im Jahre 1847 sah ich als Knabe den Baron von Kraft in dieser Eigenschaft in Funktion an der kleinen Station Schallstadt zwischen Freiburg und Basel. —

4.

In den ersten zwanzig Jahren des Jahrhunderts waren zwei Fremde als Bürger ins Städtle gekommen, die der Zipfelkappe des Eselsbecken ganz bedeutend Konkurrenz machten und seine Popularität in Schatten zu stellen drohten.

Der eine war der „Wälder-Xaveri" von Triberg und der andere der „Burger-Toni" aus dem Harmersbach.

In den letzten Jahren des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts wanderte an Samstagabenden regelmäßig

ein junger Hausierer ins Städtle ein. Er kam bald von den Bergen und Tälern jenseits der Kinzig, bald von dem Farnkopf oder der Elzacher-Eck her, bald das untere Tal herauf. Auf seinen schmächtigen Schultern trug er eine große Kiste aus Föhrenholz — in der Hand einen starken Dornstock mit eiserner Spitze.

Der Frachtfuhrmann von Kehl oder Mannheim hatte unter der Woche eine Warenkiste unter seiner Adresse im Kreuz z' Hasle abgestellt, und aus dieser ergänzte er seine Hausierwaren — Nadeln, Faden, Bändel und Knöpfe.

Am Samstagabend kam er, hielt am Sonntag Gottesdienst und Rasttag und am Montag in aller Frühe nahm er seine gefüllte Kiste wieder auf den Rücken und zog über Berg und Tal.

Auf jedem einzelnen Hof, viele Stunden weit rings ums Kinzigstädtle, „verhausierte" er seine Sachen.

Wenn er so am Abend ins Kreuz kam und müde seine schwere Kiste auf einem Tisch hinten in der Stube abstellte, gab von den anwesenden Bürgern niemand dem armen Hausierer acht. Er saß allein da, wo er seine Last abgestellt; die Magd oder Kellnerin brachte ihm sein einfaches Essen und Trinken und stellte ein Unschlittlicht dazu.

Da sich niemand mit dem Manne abgab, öffnete er, offenbar kein Freund früher Bettruhe, seine Kiste, holte daraus ein Buch und las, bis der letzte Haslacher fort war und die Wirtsleute auch zum Schlafen gingen.

Man kannte den Hausierer allgemein unter dem Namen „der Wälder-Xaveri", weil er von Triberg stammte und die Leute jener Gegend im untern Kinzigtal allgemein „Wälder" hießen, und Xaver sein Taufname war.

Er war der Sohn eines armen Drechslers, Nikolaus Kaltenbach, in Triberg und hatte seine Knabenjahre als Ministrant und Diener bei den Ordensleuten an der dortigen Wallfahrtskirche zugebracht, bis er seinen Hausierhandel anfing.

Allen Bauern im Kinzigtal war er gar wohl bekannt.

Wo die Nacht ihn in seinem mühsamen Tagewerk einholte, auf dem Hofe blieb er und schlief die ganze Woche über auf den Ofenbänken der Bauern.

Bei diesen hatte er längst die Erlaubnis, wenn er nachts nicht schlafen konnte oder die Bauern ihm zu früh ins Bett gingen, ein Licht anzünden und lesen zu dürfen. Er hatte zu diesem Zweck stets einige Kerzen in seiner Kiste.

Dafür erzählte er dann auch den Bauern, aber nicht Neuigkeiten von dem oder jenem Hofe, auf welchem er hausiert oder übernachtet hatte, sondern Neues aus seinen Büchern — von alten Kriegszeiten, von Schlachten, von großen Königen, von dem Römervolk und von den alten Deutschen.

Und die Bauern staunten und horchten auf und meinten, der Wälder-Xaveri sei „grausam belesen“, belesener als der Pfarrer und Obervogt, die zudem ihre Weisheit nicht in den Bauernstuben auskramten. —

Wer dem Wälder-Xaveri im Kreuz z' Hasle allein Aufmerksamkeit schenkte in den letzten Jahren seiner Hausierzeit, das war die blutjunge Kellnerin, die Luitgard, eines armen Schlossers Tochter aus der „hintern Gasse“.

Der damalige Kreuzwirt Welle, zugleich Güterspediteur, behandelte den Hausierer, wie alle Welt heute sie behandelt, und die Haslacher Vollbürger machten es geradeso. Nur die Luitgard, selbst armer Leute Kind, sprach mit dem müden, blassen, jungen Mann und dem so stillen Leser jeweils freundliche Worte. Er schenkte ihr beim Fortgehen bisweilen einen seidenen Bändel, und sie war dankbar dafür.

In der Küche amtete ihre Schwester, die Lene, als Köchin, und so oft die Luitgard an den Abenden, da der Hausierer kam, eine Fleischsuppe in der Küche bestellte, setzte sie stets hinzu: „Lene, gib mir au a guate, der Wälder-Xaveri isch do.“

Jahre kamen und Jahre gingen. Der Wälder-Xaveri hatte bereits seit mehr denn fünfzehn Jahren seine Kiste über Berg und Tal getragen im mittleren Kinziggebiet, als

er eines Tages auf dem Rathaus z' Hasle erschien vor dem Stadtschultheißen Batty, einem Großhandelsmann dem Hausierer gegenüber, denn er hatte ein schönes Haus mit Laden am Marktplatz.

Der Wälder-Xaveri bat, seine große Schildkappe in der Hand, um Aufnahme als Haslacher Bürger. Seßhafte Kaufleute und Hausierer standen allezeit auf gespanntem Fuß. Drum schaute der Krämerschultheiß den Hausierer nicht sehr freundlich an und meinte: „Wir können keine Hausierer in der Stadt brauchen. Wer kein eigenes Haus besitzt und nicht genügendes Auskommen nachweist, wird in Haslach nicht Bürger."

„Gestern," antwortete der Wälder-Xaveri, „hab' ich dem Herrn von Gebele das Haus am ‚Gebeles Brunnen' abgekauft, ich bin also Hausbesitzer, und daß ich mein Auskommen finden werde, kann ich Euch auch beweisen." Jetzt machte der Hausierer eine große „Ledergurt", die er um den Leib trug, los und legte sie auf den Ratstisch. Sie war schwer voll von „Louisdors". Dann langte er in seine Rocktasche, zog einen Brief hervor, in welchem stand, daß das Kaufhaus Bilet in Offenburg, eines der angesehensten weithin, für alles einstehe, was der Stadtrat von Haslach etwa verlange zur Bürgeraufnahme des Wälder-Xaveri.

Jetzt ward's dem Schultheißen anders zumut, und wohl oder übel mußte er die Bürgerannahme des Hausierers in der nächsten Ratssitzung beantragen.

Das Geld war unter den Haslachern — einzelne ausgenommen — zu allen Zeiten rar, und der Lederbeutel mit den Goldstücken imponierte dem Rat und Ausschuß und, als es bekannt geworden, der ganzen Bürgerschaft.

Der Wälder-Xaveri war nach seiner ersten Audienz wieder ruhig auf den Handel gegangen, und als er das nächstemal vom Samstagabend bis Montag im Kreuz gerastet hatte, trat er abermals vor den Schultheißen und fragte nach seiner Bürgeraufnahme. Alles war gewährt und beschlossen.

Und nun ging der Hausierer in seine Herberge zurück und zu's Kreuzwirts Kellnerin, „des Schlossers Gärde"[1], und hielt an sie eine Ansprache, die also lautete: „Jungfer! Wenn ich, der Wälder-Xaveri, als am Samstagabend mit meiner Kiste ins Kreuz gekommen bin, habt Ihr stets so freundlich mit dem armen Hausierer verkehrt. Ihr seid der einzige Mensch im Städtle gewesen, der mir ein gutes Gesicht und ein freundlich Wort gegeben hat. Jetzt komme ich eben vom Rathaus, bin hier als Bürger angenommen, und ein Haus hab' ich auch, das bezahlt ist. Das Hausieren kann ich nicht mehr das ganze Jahr über treiben, meine Gesundheit leidet Not. Ich will jetzt einen Krämerladen einrichten und nur zur Sommerszeit noch mit der Kiste gehen. Wenn ich aber fort bin, muß ich jemand daheim haben, also heiraten. Und Ihr, Gärde, sollt meine Frau werden, wenn es Euch recht ist. Ich hab' zuerst Euch fragen wollen, und wenn Ihr einverstanden seid, gehe ich zu Eurem Vater."

Diese Worte des Wälder-Xaveri waren ein Schlag ins Herz der Kellnerin Luitgarde; denn sie war kaum siebzehn Jahre alt. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahre im „Kreuz", hatte sie in jenen guten alten Zeiten manchmal von der oder jener Heirat reden hören, aber dabei doch nie an sich selber und das Heiraten gedacht. Sie glaubte eben auch, weil arm, ledig bleiben zu müssen, wie ihre Schwester Lene, die Köchin in der Küche draußen.

Und jetzt kommt der Wälder-Xaveri, von dem sie in der Wirtschaft hatte erzählen hören, er hätte auf dem Rathaus eine ganze „Gurt" voller Goldstücke niedergelegt und das schöne Haus bei 's „Gebeles Brunnen" gekauft — und will sie heiraten.

Der stille, bescheidene, leseeifrige Hausierer hatte ihr längst Achtung abgewonnen, aber daß er jetzt, nachdem er als vermöglicher Mann galt, an sie dachte, weckte noch andere Gefühle in der armen Luitgard.

[1] Luitgarde hieß in Althaslach „Gärde".

Sie stellte zwar ihre Jugend und Unerfahrenheit vor — überließ aber die Entscheidung dem Hausierer selbst und ihrem Vater.

Der alte Schlosser Heim, ein kreuzbraver Mann, hatte viele Kinder und seine Buben bei seinem armseligen Handwerk in die weite Welt schicken müssen. Zwei waren bereits nach Ungarn ausgewandert. Trotzdem er keinem Kind mehr als zweihundert Gulden geben konnte, hatte er in den eben vergangenen Kriegszeiten, da die Stadtkasse absolut geldlos war und der Rat vergeblich eine Anleihe suchte bei seinen Bürgern — sein ganzes Barvermögen, 500 Gulden, aufs Rathaus getragen und so die besseren Bürger beschämt. Auch er hatte von dem gehört, was zwischen dem Wälder-Xaveri und dem Schultheißen auf dem Rathaus vorgegangen war, und kannte den unermüdlichen Hausierer seit Jahren, vom Kreuz her, wo er am Sonntagabend sein Schöpplein trank.

Er erbat sich einige Tage Bedenkzeit. Der Wälder-Xaveri nahm an jenem Montag unverdrossen seine Kiste wieder auf den Rücken und hausierte über Berg und Tal bis zum Samstagabend. Als er spät ins Kreuz zurückkehrte, wartete der alte Schlosser schon auf ihn und sagte ihm die Hand seiner Gärde zu.

Wenige Wochen später, und sie waren Mann und Frau. Der Xaveri ließ jetzt seine Hausierkiste zeitweilig stehen. An Markttagen kamen die Bauern, die er seit Jahren auf den eigenen Höfen besucht, alle zum Wälder-Xaveri und holten ihren Bedarf.

Fleißig, wie er war, gründete er auch noch eine Lichterzieherei, arbeitete nachts in diesem Gewerbe, und die Luitgard wurde eine gewandte, beliebte „Krämerin“.

Kundschaft und Kredit erweiterten sich, der ehemalige Hausierer bezog bald seine Waren direkt von Frankfurt, übernahm im „Russenrumpel“ Militärlieferungen und wurde ein „Handelsherr“. Die Kiste blieb jetzt ganz stehen, und er hausierte gar nicht mehr.

Während er im Kreuz ehedem hinten in der Stube seinen Platz hatte, saß er jetzt hier und in allen Wirtschaften vorne mitten unter den Bürgern, die dem unterhaltenden Manne abhorchten. Aber da kam er in Konkurrenz mit dem Eselsbeck.

Der Wälder-Xaveri war, wie gesagt, ungemein belesen, und was er seit vielen Jahren gelesen, davon erzählte er beim Wein den Haslachern, deren Hauptunterhaltung bisher der Eselsbeck besorgt hatte. Dieser hatte selbst ein oder das andere Mal dem neuen Redner zugehört, aber sofort über ihn abgeurteilt, zweifellos auch aus Neid und Eifersucht. Denn auch der Eselsbeck war ein Mensch und mochte es ungern sehen, daß ein Fremdling seiner Zipfelkappe die Zuhörer entziehen könnte.

Drum meinte er über den Wälder-Xaveri und seine Vorträge, jener sei kein so gescheiter Mann; denn wer, um etwas erzählen zu können, Bücher brauche und nicht aus dem eigenen Kopf und von dem, was um ihn herum vorgehe, zu schwätzen wisse, der sei nicht weit her. Und über den Inhalt äußerte er, der Wälder-Xaveri habe alles aus Büchern, und was aus Büchern komme, sei meistens „verlogen“. Diese lesenden Bürger, räsonierte er weiter, machten nur den Herren nach; der Amtmann Wölfle sei auch so ein Büchernarr und lese auf der Straße und stolpere dabei über die Steinhaufen.

Bald teilten sich die Zuhörer in solche, die dem Wälder-Xaveri huldigten, und solche, die der Zipfelkappe des Becke-Peters ihren Beifall zollten. Zu den ersteren gehörten alle besseren Bürger, selbst des Eselsbecken Bruder, der Arbogast, Zunftmeister der Bäcker — und zu den letzteren die Proletarier (Vorstädtler und Demokraten, Nagler, Schuster, Schlosser). Was den Redensarten des Eselsbecken unentwegt, wie bisher, einen besonderen Reiz verlieh, war der Umstand, daß er vorzüglich zu „sticheln“ wußte gegen die Rat- und Amthauslöwen und überhaupt, was im Volke stets beliebt macht, eine scharfe, kritische Zunge führte.

Auch äußerlich unterschieden sich beide Erzähler. Der Wälder-Xaveri war mittelgroß, blaß und schmal, der Eselsbeck klein, dick und wohlgenährt; dieser redete langsam und gemächlich, kühl und sarkastisch, jener lebhaft und warm. Auch diese letztere Seite tadelte der Becke-Peter an seinem Gegner und meinte, „wer so schnell schwätzt, wie der Wälder-Xaveri, denkt nicht und weiß nicht mehr, was er sagt."

Der stille, friedliebende Wälder-Xaveri kannte seinen Gegner bald, da der Eselsbeck mit seinen Bemerkungen in den Wirtsstuben nicht zurückhielt. Wenn daher der ehemalige Hausierer in ein Wirtshaus kam, wo der Zipfelkappenmann saß, machte er ein Spiel und hielt mit seinen Vorlesungen zurück.

Das Spielen war aber auch keine Empfehlung beim Becke-Peter. Er glaubte, nur diejenigen Leute spielten, die nichts Ordentliches zu reden wüßten.

So vermochte der Wälder-Xaveri, von allen wahrhaft wißbegierigen Leuten hochgeachtet, die Sympathie des Eselsbecken nicht zu gewinnen, und doch sollte er noch, allerdings nach des ersteren Tod, mit dessen Familie in nächste Verwandtschaft treten. —

Noch ein Mann trat, zehn Jahre später als der Wälder-Xaveri, auf dem Haslacher Schauplatz auf, der den Becke-Peter an Kenntnissen und Scharfsinn weit übertraf und seine Kritik herausforderte. Das war der „Burger-Toni aus dem Hambe" — ein jetzt längst vergessener, bedeutender Mann aus dem Reichstal Harmersbach.

Sohn eines armen Tagelöhners, hatte er sich dem von Römerzeiten her im Harmersbacher Tale schwunghaft betriebenen Hafnergeschäft zugewandt. Als Geselle war er in die Schweiz gewandert und hatte sich tüchtig umgeschaut. Nach seiner Rückkehr errichtet er auf einem Acker seines Vaters einen Brennofen und will etwas Neues, das er in der Fremde gesehen, feuerfeste Tongeschirre, machen. Da die Sache nicht gelingen wollte, schlug der Toni seinen Brenn-

ofen wieder in Stücke und ging nochmals einige Jahre in die Fremde, um sich besser auszubilden. Das geschah noch zu Zeiten des heiligen römischen Reichstales.

Als er wiederkam, war der „Hambe" ein badisches Dorf geworden. Der Burger-Toni ließ sich in Zell nieder und fabrizierte jetzt flott feuerfestes Geschirr. Er baute ein schmuckes Häuschen, die heutige Apotheke, und studierte emsig weiter. Bei seinen Gängen in die Berge fand er Schwerspat, teils als Findling, teils in Bergschichten. Ihn zu Staub zu mahlen, mit Erde zu mischen und daraus Geschirre zu machen, war des Burger-Tonis nächster, großer Gedanke. Er gelang, und nun dachte der Toni an die Gründung einer Steingutfabrik, wozu ihm aber das Geld fehlte.

Er fand es und damit einen Associé in der Person eines Jakob Ferdinand Lenz von Meißenheim bei Lahr, der in England sein Geld verdient hatte. —

Im Jahre 1807 erhielten beide vom Großherzog Karl Friedrich das Privilegium, eine Steingutfabrik zu gründen. Sie kam bald in Flor. Allein zwei Kompagnons, von denen der eine das Geld, der andere das Talent vorschießt, taugen selten zusammen.

Burger verlor zudem seine Frau und auf eine gräßliche Art seinen einzigen Sohn, der als Knabe unter die Fabrikräder geriet und zerrissen und tot herauskam. So ward ihm Zell entleidet. Er verkaufte seinen Anteil an der Fabrik, zog mit seiner einzigen Tochter 1819 nach Hasle, heiratete die schöne Euphemia, die Tochter des Färbermeisters Schättgen, eines Vetters vom Eselsbeck, und wurde „Krämer" am Marktplatz, da wo der Schultheiß Batty es gewesen, der, weil kinderlos, die Euphemia zu seiner Erbin eingesetzt hatte. —

Die Zeller sahen bald ein, daß die Steingutfabrik ein Hauptlebensfaktor ihrer untergegangenen Reichsstadt geworden, und beschlossen, „dem Gründer" derselben noch bei Lebzeiten beider Fabrikanten ein Monument zu errichten.

Jetzt aber entstand ein Streit unter den ehemaligen

Reichsbürgern, wer das Monument verdiene, der Burger-Toni oder der Lenz von Meißenheim.

Die einen waren für den letztern, weil ohne dessen Geld die Gründung nicht zustande gekommen wäre und weil sie dem Burger-Toni, der eigentlich nur aus dem Hambe und ein Hafner war und zudem das heilige Land von Zell verlassen hatte, diese hohe Ehre nicht gönnten.

Die andern, um einige Pferdelängen vernünftigeren Zeller meinten, die Ehre gebühre dem Burger-Toni, als dem Erfinder. Zu diesen gehörte, zu seinem Lob sei's gesagt, Lenz selber.

Da aber die Dummheit in den meisten derartigen Fällen siegt, so siegten die Gegner des Burger-Toni. Lenz, der jetzt einsah, daß er seinem Schicksal nicht entgehen könne, vernichtete nun alle seine Porträts, damit zu der beabsichtigten Büste kein Modell da wäre.

Als nun nach seinem 1828 erfolgten Tod die Zeller doch ein Monument bauten und auf dasselbe einen schönen Baldachin für Lenzens Büste setzten, fanden sie kein Modell. Den Hafer-Toni, der noch lebte, wollten sie nicht hineinstellen, obwohl er allein es reichlich verdient hätte. So steht denn heute noch der Säulen-Baldachin, der die Büste decken und schützen sollte, da, wie ein Vogelkäfig ohne Vogel, und bildet eine Art Schwabenstreich für die Zeller, an dem ihr berühmter Landsmann, Hofrat Buß, sich auch noch beteiligte, indem er schwunghafte Lobsprüche auf Lenz dichtete, die in den Stein gemeißelt sind. Aber vergeblich fragt der Wanderer, nachdem er sie gelesen, wo denn die Büste des Besungenen sei. —

Ich hatte im Herbst 1891 erfahren, daß in Hasle, in seinem ehemaligen Wohnhaus, noch ein vom „närrischen Maler" gefertigtes Porträt des Burger-Toni existiere. Das mußte ich sehen und sah es.

Und als ich davor stand, staunend über den genialen Menschenkopf, da dachte ich: „Die Zeller sollten prozessionsweise zu diesem Bilde wallfahren und dieses edle, vornehme,

geistvolle Menschenbild, das wie geschaffen ist für eine Büste, betrachten; sie würden dann, davon gewiß begeistert, in ihr leeres Monument den rechten Mann setzen, ihnen und ihm zur Ehre."

In der Tat, es ist nach meiner Überzeugung im ganzen 19. Jahrhundert im Kinzigtal kein Mann aus- und eingegangen, der solch einen Denkerkopf getragen hätte, wie dieser Hafner aus dem Hambe. —

Der Burger-Toni kam aber vom Regen unter die Dachtraufe, als er von Zell nach Hasle zog. Die Haslacher waren von jeher für fremde Größen noch weniger zu begeistern, als für einheimische, soweit sie das Niveau eines guten Wirtshausredners à la Eselsbeck übertrafen.

Wenn jemand sein Leben an eine Idee gesetzt hat und wenn er nur ein Hafner wäre, so wird er derselben treu bleiben bis zum Ende, und sie wird in allen seinen Reden bald mehr, bald weniger wiederklingen. So ging es auch dem Burger-Toni.

In seinen Gesprächen und Unterhaltungen drehte sich alles um Technik, Industrie und gewerblichen Fortschritt. Das waren spanische Dörfer für Althaslach, wo als der größte Techniker der Kupferschmied Lorenz Sandhaas und als die höchstgekannte mechanische Leistung seine Feuerspritzen galten, und wo der gewerbliche Fortschritt darin bestand, daß die Metzger seit einiger Zeit Lyoner Würste machten, die Bäcker Semmel buken und der Schuster Wachtler Stiefel à la Suworow schuf.

Als der Krämer am Marktplatz und der ehemalige Hafner „im Hambe" gar davon redete, mit Unterstützung der Stadt eine Fabrik für seine Erfindung in Haslach zu gründen, da erhob sich mit Macht die Fraktion Eselsbeck. Ihr Wortführer, als Obmann im Ausschuß maßgebend für städtische Unterstützung, meinte bei seinen Weingesprächen, „das fehlte noch, um die kleinen Handwerker zu ruinieren, eine Fabrik, die alle Hafner brotlos oder zu Gesellen machen würde.

Später kämen dann Schuh- und Brotfabriken, und mit den Kleinmeistern wäre es fertig."

Des Eselsbecken Schwager, der geistvolle Kupferschmied Sandhaas, und sein eigener Bruder, der Arbogast, gehörten zu den Anhängern des großen Hafners, und des Eselsbecken eigene Tochter, die Marianne, das schönste Mädchen im Städtle, war die beste Freundin der ältesten Tochter des Burger-Toni.

Aber das half alles nichts. Der Eselsbeck war und blieb ein Gegner der gefährlichen Gründung und ihres Urhebers. —

5.

So standen dem Manne mit der Zipfelkappe zwei Konkurrenten gegenüber, ein Büchergelehrter und ein Techniker. Ihren neuen, in die Haslacher Bürgerschaft geworfenen Ideen schrieb der Eselsbeck auch einige Veränderungen zu, gegen die er vergeblich ankämpfte, und gegen die er all seinen Spott ergoß. Die Bürger fingen nämlich an, die seither üblichen dreispitzigen Filzhüte mit großen Schildkappen oder hohen Hüten und die Kniehosen mit langen zu vertauschen. Das war dem Becke-Peter ein Greuel. Er berief sich auf den größten Mann des Jahrhunderts, auf Napoleon I., der auch einen Dreispitz getragen habe, und deshalb brauchten sich die Krämer, Metzger und Bäcker in Hasle seiner nicht zu schämen. Jahrelang war der Becke-Peter in seiner letzten Lebenszeit der einzige, der dem Dreispitz und der alten Tracht treu blieb. Und alte Leute in Hasle wissen von ihm nur noch, daß er einen Dreispitz getragen habe.

Auch die Zipfelkappen waren in Abgang geraten und an ihre Stelle samtene „Cerevismützen" getreten, die bisweilen gestickt waren.

Solche trugen die Kaufleute, wie der Wälder-Xaveri, der Burger-Toni und ihnen nach viele andere gewöhnliche Bürger. Auch das empörte den Alten am „neuen Tor",

und wenn er im Wirtshaus einen solchen „Studenten" traf, so fing er alsbald zu sticheln an: „Es gibt Leute, die meinen, die Kappe mache den Kopf aus. Aber wenn sie ihre ‚Studentenkäpple' noch so sehr verzieren, der Esel bleibt doch darunter, und es gibt viele, die unter ihrer Zipfelkappe mehr haben, als zehn solche ‚Gestickte'."

Übrigens ging der Becke-Peter mit billigen Denkern sonst gnädig um. Er pries sie bisweilen glücklich und meinte, er habe noch nie einen dummen Menschen getroffen, der über seine Dummheit unglücklich gewesen und sich darob gekränkt hätte, und das sei ein Glück.

Und in der Tat, so wie niemand sein eigen Fleisch haßt, so haßt keiner seinen eigenen Geist. Auch der Dümmste tröstet sich, namentlich in höheren Regionen, daß es noch Dümmere gebe. Hier gilt das schöne Wort Shakespeares:

Noch Kleinere gibt's, so bildet selbst sich ein
Der Kleinst', nur um sein Vorrecht auszuüben;
Großmütig teilt der Dümmst' gern diesen Sparren,
Sitzt selbst zu Gaul — läßt andre karren. —

Die besseren Bürger hatten auch in den zwanziger Jahren angefangen, sich vom Maler Sandhas porträtieren zu lassen — und die andern bis zum Nagler und Schuhmacher herab ihnen nachgemacht.

Wer fast allein widerstand, das war der Eselsbeck, obwohl seine Buben wiederholt in ihn drangen. „Das sei," so räsonierte er, „nur etwas für ganz große Herren, die ihre Bilder in ihren Schlössern aufbewahren, wo sie von Geschlecht zu Geschlecht weitergehen. So arme Schlucker, wie die Haslacher Krämer, Bäcker und Schuster, bei denen die Häuser so oft wechselten und die Familien vielfach ganz verarmten — brauchten keine Bilder von sich zu hinterlassen. Für die meisten sei es zudem gut, wenn man später nicht sehe, wie dumm sie in die Welt geschaut hätten."

Er hatte nicht unrecht. Sein eigenes Häuschen steht

längst nicht mehr und das neue, welches ein Sohn von ihm baute, der Nepomuk, ist in andern Händen, und wo sein Vater und seine Brüder und seine eigenen Söhne gewohnt, wohnen heute — mit einer einzigen Ausnahme — fremde Leute, und die Familien sind gestorben oder verdorben.

Dem Herrenvolk alles nachzumachen, meinte er, sei eine Schande und ein Schaden für das Bürgertum.

Und als die Haslacher das neue Tor und das obere samt dem untern im Jahre 1830 niederrissen, um die Neuzeit zu den offenen Gassen hereinzulassen, da verhüllte der Eselsbeck sein Haupt und war froh, nicht mehr lange leben und diese und ähnliche „Viechereien" ansehen zu müssen.

Zu diesem Schwabenstreich, den so viele alte Landstädtchen gemacht, kam in Hasle noch ein besonderer.

Auf dem oberen Stadtturm, der gegen Osten lag, war eine Uhr und eine Turmglocke gewesen. Jetzt hörten die Bürger jener Gegend nicht mehr die Stunde schlagen, noch Sturm läuten bei Bränden, weil der Kirchturm zu entfernt war. Sie beschwerten sich, und der hohe Rat beschloß, auf das Haus des Schmieds Eisele, welches vor dem ehemaligen Tor draußen stand, einen neuen Turm mit Glocke und Uhr anbringen zu lassen.

Der Hohn und Spott der Proletarier unter Anführung des Eselsbecken ließen den schönen Plan wieder zunichte werden. —

Auch sonst wurde es im Städtle immer toller. In den dreißiger Jahren hatten die Haslacher drei Arten von Bürgermilitär: Paradekavallerie, Gardegrenadiere und Infanterie.

Noch eines kränkte in jenen Tagen den Becke-Peter als Freund der Natur. Rings um das Städtle standen von alters her auf dem Allmendfeld prächtige, hundertjährige Eichen. Um diese Eichen versammelte sich die männliche Jugend an Sonntagen zum Kegelspiel — ans Wirtshaus dachte sie nicht — und an Werktagen stand zur Sommerszeit der alte Hirtenmeister unter ihnen mit dem oder jenem

Bürger, der in der Flur gewesen, und redete über die Zeitläufte im Städtle und über die Aussichten auf die kommende Ernte.

Zu Anfang des Jahrhunderts begann nun die Ausrottung der gewaltigen Eichbäume. Die Bürger, Bebauer der einzelnen Allmendstücke, schlugen sie mit Genehmigung des Rats nieder und bezahlten dafür an die Stadtkasse eine Kleinigkeit.

In den dreißiger Jahren waren die herrlichen Bäume fast alle verschwunden und damit eine höchst malerische Zierde der Landschaft.

Der Eselsbeck wurde mehr und mehr melancholisch über die Zerstörungswut der „neuen Zeit", über die neuen Moden und die neuen Ideen, die in der Bürgerschaft um sich griffen.

Humor und Elegie sind bekanntlich Geschwister. Der Eselsbeck sprudelte von Humor unter seiner Zipfelkappe heraus, aber von Zeit zu Zeit kam auch die Elegie über ihn; dann saß er tage-, ja wochenlang in der Stubenkammer auf seinem Bett und brütete still vor sich hin.

Wenn er sich dann einige Tage im Wirtshaus und auf den Feldern nicht sehen ließ, so pflegten die Haslacher zu sagen: „Der Becke-Peter studiert wieder, man sieht ihn nimme." Sobald der schwere Geist gewichen, war der Eselsbeck wieder der Alte.

Während er, wie wir gesehen, die „bessern" Bürger im Städtle nicht respektierte und Leute wie den Burger-Toni und den Wälder-Xaveri nicht leiden mochte, war ihm das Ideal eines braven Mannes sein ehemaliger, bankrott gewordener Kollege und Vetter, der Bäcker Lienhard.

Dieser war um Hab und Gut gekommen und schämte sich darob so, daß er nie mehr unter die Menschen ging. Er lief den ganzen Tag in seiner Stube auf und ab und seufzte.

Das imponierte dem Becke-Peter, und er schilderte ihn in den Wirtshäusern als den brävsten, ehrenhaftesten Mann

im Städtle, weil er sich so kränke, daß andere Menschen an ihm verloren hätten.

Öfters nahm der Eselsbeck beim Heimgang eine „Botell Wi“ aus dem Adler oder Kreuz mit, verbarg sie in die Schöße seines langen, hechtgrauen Rockes und brachte sie dem Lienhard nebst einem Bericht über die Vorgänge in Stadt und Land.

Seit 1828 wohnte der Bruder des Eselsbecken, Josef, als pensionierter Pfarrer im Städtle und im elterlichen Hause beim Bruder Arbogast. Diese beiden besuchte der Becke-Peter weit seltener als den Lienhard, denn der „Sepp“ gehörte mehr oder weniger zur „Herrenzunft“ und der Arbogast zu den „Neumodischen“.

Der Lienhard wohnte am hinteren Graben, in dem Hause, welches in meiner Knabenzeit der Schneider Österle bewohnte und das jetzt im Besitz meines Jugendfreundes ist, des lustigen und durstigen, aber geistreichen Schlossers „Fidele“, des Präsidenten der Haslacher Montagsgesellschaft „Konklave“.

Mein Vater erzählte mir noch, daß der Lienhard, bis der Tod ihn abrief, die Bretter des Stubenbodens ganz durchgelaufen habe. —

Der Eselsbeck wurde älter und älter. Seine Alters- und Gesinnungsgenossen waren einer um den andern aus dem Leben verschwunden, wie die alten Eichen auf der Haslacher Flur. Die Ideen einer neuen Zeit, wie der Burger-Toni und der Wälder-Xaveri sie verkündeten, brachen sich mehr und mehr Bahn, auch unter der Bürgerschaft. Im Jahre 1828 wurde der Burger-Toni sogar zum Bürgermeister gewählt gegen die Stimmen der Partei Eselsbeck, der vergeblich trotz seiner Jahre gemahnt und gespottet hatte, doch keinen Fremden zu wählen; es sei eine Schande für ganz Althaslach.

Sein eigener Sohn Josef, welcher in Wien und Paris seine Bäckerstudien gemacht hatte und zum großen Ärger des Vaters mit einem „Schnauzer“ heimgekommen und alsbald

Schnauzbeck getauft worden war, gehörte zu den Anhängern der neueren Richtung.

Doch der geniale Harmersbacher Hafner sollte als Oberhaupt des Städtchens nicht auf Rosen gebettet sein. Der Spott der Gegner sorgte dafür. Sein Vorgänger, der Kaufmann Stelker, hieß wegen seines Vornamens nur der „Seppe-Toni uf'm Rothus", sein Nachfolger, der Burger-Toni, trug zum Unglück auch den Namen Josef Anton, flugs hieß er bei den Gegnern „Seine Hafner-Majestät Seppe-Toni II."

Was der brave Mann in bester Absicht Neues auf die Tagesordnung brachte, verfiel dem Spott und Witz der Haslacher Wirtshausparlamentarier, und der Burger-Toni war Bürgermeister in einem Wespennest.

Je größer der Mensch angelegt ist und je besser er es meint, um so weniger verträgt er aber Wespen- und Nadelstiche. So ging es auch Seppe-Toni II.

Nach kaum zweijähriger Amtszeit legte er sich zum Sterben nieder und sagte zu seiner Frau, der schönen Euphemia, die „Haslacher hätten ihn zu Tod geärgert".

So teilte der geistreiche Harmersbacher Taglöhnerssohn das Schicksal fast aller großen Geister auf Erden.

Am Eingang zur Gottesackerkapelle haben sie ihn begraben, und dort meldet noch heute eine rote Sandsteintafel: „Hier ruht Josef Anton Burger, geboren 1766, gestorben 1830. Bürgermeister, Handelsherr und Erfinder des Steinguts."

Seine Witwe, in meiner Knabenzeit noch eine stattliche Frau, heiratete bald darauf abermals einen „Fremden", den Lorenz Armbruster, meinen spätern Frühschoppenkollegen aus der Studienzeit. Er war ein charmanter und galanter Mann, stammte aus der Wirtschaft „zum Herrengarten", einer Art Museum in der bekannten Kinzigtäler Intelligenzstadt Wolfach und hieß deshalb in dem unkultivierten Hasle bald „der Charmantele" und „der Herrengarten", auch „der Lord".

Burger-Tonis Geist hatte sich eine blühende Fabrik gründen wollen. Es mißriet. Doch wie das Gesicht des Großvaters oft auf den Enkel übergeht, so ging Burgers Wunsch beim Sohne seiner Tochter Valentine in Erfüllung.

Wer heute in Freiburg die Kaiserstraße gen Zähringen durchwandert, trifft rechts einen älteren „Palazzo" und weiter draußen links eine große Spinnerei. Sie gehören dem reichen Enkel unseres Burger-Toni, dem Heinrich, der in meiner Knabenzeit beim Stiefgroßvater Lorenz in Hasle die „Kaufmannschaft" erlernte. Doch ist der liebenswürdige Besitzer Heinrich Eckstein, mit dem ich gar oft über Alt-Hasle redete, jetzt auch tot. —

„Sr. Majestät Seppe-Tonis II." Nachfolger war abermals ein „Krämer", so daß die ganze lange Lebenszeit des Eselsbecken die „Krämerzunft" den Schultheißen bezw. Bürgermeister stellte. Doch der neue Bürgermeister Sahl war ein Mann nach dem Herzen des alten Becke-Peters, er konnte die „Herren" nicht leiden sein Leben lang, und noch als Greis, in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, saß der alte Sahl, nachdem er zweimal Bürgermeister gewesen, im Gefängnis, weil er große und kleine Herren im Wirtshaus beschimpft hatte. —

Zehn Jahre nach dem Tode des Eselsbecken kam endlich einer aus der Bäckerzunft, der Schwarzbeck, an das Konsulat, und bald darauf brach im Städtchen die Revolution aus. Wenn aber der Urdemokrat Becke-Peter es erfahren hätte, daß nach der Revolution sein Sohn Philipp hätte Bürgermeister der Reaktion werden sollen, weil er einer der wenigen loyal gebliebenen Untertanen im Städtle war — er hätte sich im Grabe umgedreht.

Wir wissen, daß alle „Buben" des Eselsbecken des Vaters Handwerk ergreifen mußten. Die zwei ältesten hatten sich nach ihrer Wanderschaft längst eigene Backstuben gegründet; denn keiner durfte daran denken, des Alten Häuschen zu bekommen, so lange er lebte.

„So lang ich lebe," meinte er, „will ich Herr und Meister sein in meinem Hause und mir nicht von meinen Buben vorzählen lassen, wie viele Schoppen ich noch trinken darf."

Der Liebling des Alten war der dritte, welcher auch des Vaters Taufnamen Philipp trug. Er hatte den Humor von ihm geerbt und die Unterhaltungsgabe.

Von ihm sagten seine Zeitgenossen, „er konnte allein eine ganze Stube voll Menschen unterhalten". Er wußte von „allem" zu reden, obwohl er der einzige von's Becke=Peters Buben war, der nicht „in der Fremde" gewesen. Nur seine Militärzeit hatte er abgedient und war dann wieder heimgegangen und daheim geblieben, bescheiden als Geselle bei seinem Schwager arbeitend.

Der Becke=Peter hatte nicht nur seine Buben alle zu Bäckern, sondern auch seine zwei Mädchen zu Bäckersfrauen gemacht. Die schöne Marianne hatte den reichen Bäcker Bosch am oberen Tor geheiratet. Bei ihm diente der stille, schwarze Philipp viele Jahre als Geselle. Er war bereits gegen die Mitte der dreißiger Jahre gekommen und noch immer ledig, so daß der alte Becke=Peter oft spöttelte, „mein Philipp wird noch Kapuziner".

Doch der Philipp spielte ihm noch einen Streich mit dem Heiraten. Nur ein Haus trennte des Bosche=Bäckers Palast, einst Sitz der Herren Stähelin von Stockburg, von dem Krämerladen des Wälder=Xaveri.

Dieser war indes aus dem Hausierer ein vermöglicher Kaufmann geworden, hatte aber bei seinen mühsamen Bergfahrten in jungen Jahren seine Gesundheit ruiniert und starb, erst ein guter Fünfziger, im Jahre 1834. Seine Frau, die Luitgarde, führte rüstig und tüchtig den Kram weiter, ihr zur Seite die einzige erwachsene Tochter Cäcilie.

Diese holte jeden Morgen das Brot im Nachbarhaus, wo der Philipp die Kreuzer= und Groschenlaible, welche er in der Nacht gebacken, in der ersten Frühe, da Schwester und Schwager noch schliefen, verkaufte.

Die Luitgarde lobte gar oft den braven, stillen Bäckergesellen, und ihre Tochter fand ihren sonstigen Gefallen an dem schwarzen Grenadier. Und es geschah, wie's oft im Leben geschieht, des Eselsbecken Philipp und des Wälder-Xaveris Älteste wurden anno 1835 Braut und Bräutigam und bald darauf Eheleute und des dem alten Becke-Peter wegen seiner Bücherleserei unsympathischen Hausierers Cäcilie des Eselsbecken Schwiegertochter.

Dieser und seine Tochter, die Beckin am oberen Tor, hatten dem Philipp des Sonnenwirts „Karline", die ebenfalls oft Brot holte und ihn auch gerne sah, zugedacht.

Allein der lange Philipp war bei der Sache ebensowenig zu belehren, als sein Vater, der Philipple, einst in ähnlicher Lage. Er blieb bei der Cäcilie. Es war für die Karoline ein Glück; denn sie bekam später einen reichen Bierbrauer, Laile in Baden-Baden, und ich habe als Rastatter Studentlein in den fünfziger Jahren einmal einige Glas Bier von ihr geschenkt erhalten, „weil sie auch von Hasle sei."

Der Becke-Peter machte gute Miene zur Überraschung, meinte aber zu seinem Sohne: „Wenn Deine Buben dem Wälder-Xaveri nachschlagen, so gibt's lauter Studenten." Doch wenn sein Lieblingssohn geglaubt hätte, der Vater gäbe ihm vielleicht sein Häuschen, so hätte er sich getäuscht. Der Eselsbeck kaufte dem Fuhrmann Neumeier das neue Haus ab, welches dieser an der Ecke unter des „Gebeles Brunnen" gebaut hatte, und hier gründete der Philipp mit des Wälder-Xaveris Cäcilie sein Heim und trieb das Geschäft seines Vaters, buk Brot, schenkte Schnaps und unterhielt die Bauern an Sonn- und Markttagen.

Während der Becke-Peter aber die Schwarzwälder und die Bauern aus der Pfaus und der Eichhalden, aus dem Bärenbach und dem Salmersbach unterhielt, hatte Philipp junior die Bauern aus den Tälern am rechten Kinzigufer zu Gästen — die aus der Karfunkelstadt, aus dem Waldstein, vom Erlengrund, vom Andersbach und Fischerbach.

Ein Jahr nach Philipps, des Sohnes, Hochzeit trat der Eselsbeck in sein 75. Lebensjahr. Jetzt dachte er ans Sterben und übergab seinem Jüngsten, dem Nepomuk, die alte Hütte durch Kauf; aber der sollte erst perfekt werden mit des Vaters Todestag. Rüstig buk dieser mit seinem Stammhalter noch weiter das Brot und wog den Teig ab, während der Sohn ihn formte.

So kam das Frühjahr 1837. Der alte Naturfreund machte seine üblichen Spaziergänge durch Wald und Flur. Da traf er eines Tages den Holzer-Peter, den Zimmermann, wie er die einzige und letzte der drei großen Eichen in der „Bettlerkuche" zum Falle brachte.

Das ärgerte den alten Eichenfreund. Die Kuche sollte aufgehoben und eine Matte daraus gemacht werden. Er schimpfte über den Stadtrat, weil er die Bettlerkuche, diese Hochschule der Volkspoesie, aufhob, und in den alten Eichen nur das Holz sah, und dann ging er heim und meinte, „das Leben sei ihm jetzt ganz entleidet, weil die letzte große Eiche gefallen." Sein Wunsch ward erfüllt. Er fiel in eine Krankheit, merkte gleich, daß es zum Sterben komme, ließ seinen nächsten Nachbar, den Pfarrer Brüderle, rufen und versöhnte sich mit Gott. Dann verordnete er, ihm ja seine Zipfelkappe mit ins Grab zu geben, sonst wisse er in der Ewigkeit nichts zu reden — und starb.

Am 2. März 1837 haben sie den Eselsbeck begraben, ganz in die Nähe „Seppe-Tonis II.", aber nicht an die Kapellenmauer, sondern in die gewöhnliche Reihe der Proletarier und kleinen Bürger. In meiner Knabenzeit stand ein großes, eichenes Kreuz auf seinem Grab, welches, wie das Kreuz, jetzt längst verschwunden ist, und in dem schon lange wieder eines andern Gebeine modern.

Schon vor ihm war seine Tochter Marianne zu Grab gegangen in ihren schönsten Jugendjahren. Und ihre beste Freundin, des Burger-Tonis Valentine, lag zu gleicher Zeit mit ihr auf dem Sterbebett. Sie hatte einen Amtmann

Eckstein, einen Freiburger, geheiratet, war aber krank geworden und weilte der Genesung halber bei ihrer Stiefmutter in der Heimat.

Als sie hörte, die Marianne sei gestorben, meinte sie, sie werde bald nachfolgen, und bat, ihren Leichnam neben den ihrer Freundin zu legen. So geschah es. Zwischen den zwei feindlichen Vätern ruhen nun auf dem Kirchhof die zwei innig befreundeten Töchter.

Von des Eselsbecken Nachkommen lebten zu Ende des 19. Jahrhunderts im Städtle nur noch drei Enkel: der Bosche-Kaspar, ein humoristischer Naturdichter erster Güte und der zweite Bäcker, welcher im 19. Jahrhundert es zum Bürgermeister gebracht, und seine geistvolle Schwester Genovef, die alte Kanonenwirtin, welche von ihrem Großvater die Liebe zur Natur, die Demokratie, aber auch seine Melancholie geerbt hat. Jahrelang wanderte die Vef einsam und allein täglich in Feld und Flur. In ihren dunkeln, großen Augen lastete noch dunklere Schwermut.

Das dritte Enkelkind war der Sonnenwirt von Hasle, der vom Eselsbeck die gewandte, schlagfertige Rede überkam, aber, wie sein Ahnherr, bisweilen „böse Wi" trank, und dann war es am besten, wenn die Menschheit ihm aus dem Weg ging, weil's gefährlich wurde, „den Leu zu wecken".

Alle drei sind jetzt auch durch das Tor der Ewigkeit gegangen, wie ihr Ahnherr.

Das ist die Geschichte vom Eselsbeck von Hasle, der wenige Monate zuvor aus der Welt ging, ehe ich in dieselbe eintrat, und von dem mir mein Vater frühzeitig oft und viel erzählt hat, weil — m e i n V a t e r s e i n S o h n w a r.

Ja, des Eselsbecken Lieblingssohn, der Philipp, war mein Vater, und ich hieß deshalb in meiner Knabenzeit der „Philipple". Und des Wälder-Xaveris Cäcilie war meine Mutter — und so sind die beiden Gegner: der alles aus der Zipfelkappe schöpfende, räsonierende Demokrat Becke-Peter und der büchergelehrte Wälder-Xaveri, dessen Hausierkiste

heute mein Silberschrank und dessen Hausiererstock mein Spazierstock ist — meine leiblichen Großväter.

Der freundliche Leser merkt was! —

6.

Von allen Bürgern im Städtle Hasle zur Zeit des Becke-Peters lebten im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts nur noch zwei einzige, der sechsundachtzigjährige „Nagler Valentin", den wir aus den „wilden Kirschen" kennen, und der neunzigjährige Stricker Schätzle, genannt der „kleine Strickerle".

Ich habe im Herbst 1891 beide besucht. Bei seinem Sohne Wilhelm, in der gleichen Stube, in welcher zu meiner Knabenzeit Valentins steinalte Mutter gewohnt, während er noch rüstig Tag und Nacht an seiner Esse Nägel schmiedete — verlebte der Valentin seine alten Tage.

Er saß, als ich eintrat, auf einem vergilbten Lederstuhl, sein Pfeifchen im Mund, und schaute hinab auf die Straße, wo die Jugend und das Leben an dem alten Mann vorüberziehen.

Eine hölzerne Schwarzwälderuhr, ein Tisch und ein Bett bildeten das Ameublement, und an der getünchten Wand hängen die Porträts vom Valentin und seiner längst heimgegangenen Frau, der Lies; sie in ihrer schönsten Jugendfrische, und der Valentin kühn und schneidig aus einer roten Cerevismütze hervor in die Welt schauend, beide gemalt vom Sandhas.

Unter ihnen hängt eine alte Silhouette von Valentins berühmtem Bruder, dem Hofrat.

Wir sprachen von längst vergangenen Zeiten, von seinem Nachbar, dem Wälder-Xaveri und vom Becke-Peter. Da erwachte der alte Valentin, und er fing an von seinen damaligen Mühen zu reden, wie jene Männer täglich ins Wirtshaus gehen konnten, während er oft nicht einmal am Sonntag zu einem Schoppen kam. Daß er ein „Märtyrer" geworden

sei, hänge am Ende doch mit seinem Hochzeitstag zusammen. Er sei jetzt erst darauf gekommen.

Er habe seine Hochzeit auf den ersten August 1833 verlegt, und da hätten ihm alte Leute von diesem Tag abgeraten, weil es ein „verworfener Tag" sei. An einem ersten August „habe nämlich seinerzeit unser Herrgott die bösen Engel in die Hölle gestoßen".

Damals habe er, der Valentin, gelacht über solchen Aberglauben, aber je älter er geworden in Arbeit und Entbehrung, um so mehr glaube er, daß „am Ende doch etwas an der Sache gewesen sei."

Als ich meinte, sein Hochzeitstag sei ein Glückstag gewesen, denn daß er so alt geworden und noch so rüstig dabei — wäre doch sicher kein Unglück — da lachte er und sprach: „Es könnt' am End' auch ein Glück gewesen sein beim Unglück; denn wenn ich so viele Schoppen hätte trinken können, wie der Wälder-Xaveri und der Becke-Peter, wäre ich sicher nicht so alt geworden. Und jetzt habe ich doch auch noch etwas fürs ‚Pfifle' und bisweilen zu einem Schoppen. In meinem Lieblingsfeld am Stricker, das ich nicht hergebe, so lange ich lebe, sind mir dieses Jahr für 84 Mark Kirschen und Haber gewachsen."

„Der Strickerbur hat sie gekauft, aber noch nicht bezahlt. Heute will ich aber hinunterlaufen und ihn ans Zahlen erinnern, denn ich brauche Geld."

Vom Sterben sprach der Alte kein Wort. Er bedankte sich aber wiederholt, daß er in den „wilden Kirschen" stehe, denn in einem Buche, meinte er, lebe man „von Generation zu Generation". —

Von ihm weg suchte ich den „kleinen Stricherle" heim. Er weilte in einem noch viel kleineren Stübchen, als der Valentin, im hintersten Winkel seines in einsamer Gasse stehenden Häuschens, das er längst verkauft, in dem er sich aber eine Herberge vorbehalten hat.

Ein Sonnenstrahl drang, sparsam und wie ein Almosen

des Himmels, in die winzige Kabine, in welcher der „Stricker le" an einem wackeligen Tische sein altes Handwerk trieb, d. i. strickte.

Er war in meiner Knabenzeit der stillste, bescheidenste Bürger des Städtchens, wohl deshalb, weil er nicht von Hasle war. Wenn wir Buben in der hintern Gasse in der Nähe seines Hauses am Stadtbach krakeelten und er am Fenster strickte, konnte er bisweilen das Fenster öffnen und bescheiden in etwas österreichischem Dialekt herausrufen: „Said auch a biserl still, ihr Buben, man kommt ja ganz draus beim Stricken."

Und das kleine, stille Männchen imponierte uns, und wir riefen ihm zu: „Jo, Stricker, wir gehn, daß Ihr nit drus kommt." Und wir zogen ab.

Drunten an der Kinzig, in der alten Schnellinger Mühle, geboren, hatte man den kleinen Alise (Alois) wegen seiner Kleinheit zu einem Meister ins „Geroldseckische", nach Prinzbach, getan, damit er ein Stricker werde. Mutig zog der Kleine nach der Lehre in die Fremde und hinab bis nach Großwardein, in Ungarn, wo er zehn Jahre lang in Arbeit stand. 1828 aus der Welt heimgekehrt, läßt er sich in Hasle nieder und wird in Bälde sogar Zunftmeister.

Heute erzählte er mir, wie wehmütig er auf seine Zunft zurückblicken müsse. „Er sei längst der einzige Stricker weit und breit, und er selbst habe nichts mehr zu stricken, außer für sich. Eben stricke er sich ein Paar Winterstrümpfe und denke dabei oft an die vergangenen besseren Zeiten seines Gewerbes."

„In Großwardein habe er, wie alle seine Handwerksgenossen, Degen und Schiffhut getragen, und die Strickerzunft sei so angesehen gewesen, daß selbst Amtmannssöhne in dieselbe eingetreten und Stricker geworden seien. Jetzt sei sie verachtet und brotlos."

Bei diesen Worten strickte er emsig weiter, seine Nadeln aus einer Röhre ziehend, die er mit einem Lederriemen um

den Leib gebunden hatte — als wollte er durch Verdoppelung der Arbeit seinen Schmerz zu vergessen suchen.

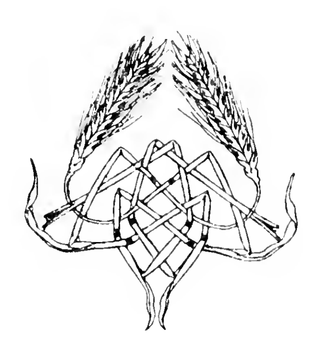
Auch er sprach nichts vom Sterben und richtete sich, sicher des kommenden Winters, seine Strümpfe zu.

Als ich ihn fragte, ob er keine „Langezeit" bekäme, so mutterseelenallein in dem trüben Stübchen, da meinte er, Langezeit habe er sein ganzes Leben nie gehabt. Das Stricken sei das unterhaltendste Geschäft der Welt, sonst würden es nicht „Buren- und Herrenwiber so gerne treiben".

Sprach's, und dann erhob er sich, um mir eine Strickmaschine zu zeigen, die sein Vetter, der Postsekretär in den „wilden Kirschen", ihm geschenkt, welche er aber nie gebrauche, schon wegen der „ehrlichen Strickerei" nicht.

Ich schied vom Valentin und vom „kleinen Strickerle", diesen einzigen lebenden Ruinen von Althaslach, nicht ohne Bewunderung ihrer armseligen, zufriedenen Einsamkeit und ihrer Seelenruhe gegenüber Tod und Leben.

Heute, 1911, da dieses Buch in Volksausgabe erscheint, haben beide seit vielen Jahren ausgelebt, und die ganze lustige Bürgerschaft zur Zeit des Eselsbecken ruht jetzt längst drunten auf dem Kirchhof.



Heinrich Hansjakob

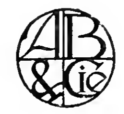
Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Sechster Band

Schneeballen

Dritte Reihe



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.



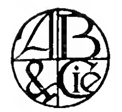
Schneeballen

Dritte Reihe

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Wie ich an den See kam.

Ich habe das Büchlein „Aus meiner Studienzeit" geschlossen mit meiner im Frühjahr 1864 erfolgten Anstellung als Lehramtspraktikant an dem Gymnasium in Donaueschingen.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Es ist eine Kleinigkeit, was Kinder freut." Man kann dieses Volkswort ruhig auch auf das Jünglingsalter anwenden, das aus Kleinem Großes schafft durch die Ideale, die es daran knüpft, und so sich aus einer armseligen irdischen Existenz einen Himmel „voll von Baßgeigen" konstruiert. Es sind diese Ideale ein wahrer Segen. Sie machen dem jungen Manne seine subalterne Berufszeit leicht. Und so ging es auch mir.

Sechsundzwanzig Stunden Unterricht in der Woche, jeden Sonntag Gottesdienst mit Predigt für die Gymnasisten — bei sechshundert Gulden Gehalt, von denen einhundertzwanzig Gulden für Wohnung abgingen, ist gewiß ein armseliges Dasein für einen Menschen, der zwei Fakultäten absolviert hat.

Aber in dem geplagten und kärglich bezahlten geistlichen Lehramtspraktikanten lebte das Ideal von einem „Professor". Ich glaubte damals, es gäbe kein höheres Wesen auf Erden als ein Professor und Staatsdiener, und hatte vor diesem Stand so vielen Respekt, als heute noch ein Schwarzwälder Bauernjunge, der nie aus seinem Dorfe gekommen ist.

Meine geistlichen Studiengenossen, die als Vikare mit hundert Gulden Gehalt ihren Beruf übten, glaubte ich an

äußerer Lebensstellung himmelweit zu überragen und als ich gar ein Jahr später, im Frühjahr 1865, als Vorstand an die höhere Bürgerschule nach Waldshut versetzt wurde, da meinte ich, es gäbe keinen schöneren und höheren Beruf als den meinigen.

Ich war zwar in Waldshut, einer der schönst gelegenen Städte des badischen Landes und des ganzen Oberrheins, noch Kaplan der Kaplanei zum Kalvarienberg, der auf einem weit hinschauenden Kalkfelsen am Rhein eine Kapelle trägt und wohin ich jede Woche einmal wandern und in der Fastenzeit jeden Freitag predigen mußte, auch hatte ich mit dem Pfarrer und seinem Vikar in der Pfarrkirche abwechselnd zu predigen — aber mein Stolz gehörte unentwegt meiner Zukunft als Professor.

Und doch möchte ich heute um alles in der Welt kein Professor sein, am allerwenigsten ein Gymnasial-Professor, und wenn ich noch einmal unter ähnlichen Verhältnissen und Schicksalsfügungen auf die Welt käme, würde ich als bescheidener Vikar in die Seelsorge gehen, statt mich mit einem philologischen Staatsexamen abzuplagen, um dann Professor zu werden. Es wäre dies auch meinem Seelenheile weit ersprießlicher gewesen, als die fünf Jahre, die ich mit dem Größenwahn eines badischen Lehramtspraktikanten in der Schule verlebt habe. Ich danke es nächst der Gnade Gottes heute noch dem Minister Jolly, der mich, ganz nahe am Ziele zum Professor und Staatsdiener, absetzte, weil ich mich nicht von ihm hatte maßregeln lassen. Ich habe ihm deshalb in den siebziger Jahren einmal in einer öffentlichen Kammersitzung meinen Dank ausgesprochen für die mir so segensreich gewordene Absetzung.

Diese heilsame Operation kam aber so:

Ich hatte als Erstlingsprobe meiner Schriftstellerei in Waldshut ein Büchlein geschrieben über „die Salpeterer“, eine religiös-politische Sekte auf dem Schwarzwald. Die Arbeit war inhaltlich ebenso korrekt kirchlich als formell schlecht

geschrieben; denn ich hatte weder am Gymnasium zu Rastatt noch auf der Universität deutsch gelernt. Wegen des Inhaltes tadelten liberale Blätter die Form. Sie meinten, „ein Mann, der nicht deutsch schreiben könnte, sollte nicht Vorstand einer Schule sein.“ Sie hatten recht, denn mein Styl war zu allen Zeiten kein guter, damals aber geradezu unter dem Strich.

Ich weiß nun nicht ob wegen des schlechten Styles oder wegen des katholischen Inhalts — mein oberster Vorgesetzter, der Minister Jolly, schritt ein. Weil er geäußert hatte, „dafür sorgen zu müssen, daß Kultur und gute Sitte dem badischen Volke nicht entrissen würden durch die katholische Kirche“, mußte er natürlich auch dafür sorgen, daß den badischen Schulbuben der Styl nicht verdorben werde durch einen katholischen Priester.

Und so kam es, daß ich zunächst vom Vorstand der höheren Bürgerschule zum letzten Lehrer an der gleichen Anstalt degradiert wurde. Daß ich diese Ehrenstelle sofort ablehnte, versteht sich von selbst. Ich meldete dies, kurz entschlossen, der Oberschulbehörde, mit dem Zusatz, daß ich mit Beginn des Sommer-Halbjahres die Schule in Waldshut nicht mehr betreten würde und mich auch nicht in gemaßregelter Art an einer andern Anstalt als Lehramtspraktikant verwenden ließe.

Hierauf tiefes Schweigen in Karlsruhe. Ich war nun ausschließlich, was ich seither nebenbei gewesen, Kaplaneiverweser des Kalvarienbergs in Waldshut.

Es war dies alles im Frühjahr 1869 vor sich gegangen, in welchem Frühjahr im gesegneten Ländchen Baden ein frischer, fröhlicher Kulturkampf losging. Die Katholiken wehrten sich mannhaft gegen die Kulturrettung des Ministers Jolly, dem damals und lange nachher noch unter Halli Hallo alles unbedingte Heeresfolge leistete, was liberal hieß und es zu etwas bringen wollte.

Daß ich nach dem obigen Vorgang nicht auf des Ministers Seite kämpfen würde, war sonnenklar. Ich stellte

mich, wie es einem katholischen Priester geziemte, auf Seite der vom Minister zu kultivierenden Kirche.

Einer ihrer damaligen Vorkämpfer, der edle Freiherr von Andlau, lud mich in dieser Stimmung ein, mit ihm eine Volksversammlung in Engen im Hegau zu besuchen und eine Rede zu halten.

Ich sagte zu und reiste mit dem Baron, der landaufwärts gefahren kam, an einem schönen Mai-Sonntag von Waldshut weg dem alten Städtchen der Grafen von Lupfen zu. Mild schien die Sonne. Die Kegelberge des Hegaus mit ihren Ruinen Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenhöwen und Hohenkrähen schauten licht und helle ins Tal herab, und von allen Seiten kamen die Hegauer Bauern, um der Versammlung beizuwohnen.

Neue Besen kehren gut. Ich war unter den verschiedenen Rednern der neueste und jüngste und hielt, was nahe lag, eine scharfe Philippika gegen meinen Maßregler, den Minister Jolly. Ich meinte unter anderem, wenn das Ministerium Jolly so fortmache, so werde „Karlsruhe für die badischen Katholiken das, was Petersburg für die Polen".

In der Versammlung saß der damalige Redakteur des „Trompeters von Säckingen", mein Studienfreund, der Kaplan Adam Halbig, jetzt Pfarrer in Bühl bei Offenburg. Er druckte die Rede in seinem Blättchen ab und der „Badische Beobachter", unter dem Redakteur Berberich, sie nach.

Der Staatsanwalt Traub in Waldshut, ein Sohn Israels, erhob Anklage gegen den Redner und gegen die Verbreiter der Rede. Kurz zuvor hatte er ein kleines Büchlein von mir, das Lebensbild des Erzbischofs von Vicari enthaltend, mit Beschlag belegt wegen der Stelle: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen". Da dem Manne des alten Testaments nicht zuzumuten war, daß er das neue Testament kenne, so war es ihm nicht zu verübeln, wenn er meinte, jene Stelle sei von mir erfunden, um damit Karlsruhe und das Ministerium Jolly als „die Pforten der Hölle" zu bezeichnen.

Schon aus Rücksicht auf derartige zweideutige Stellen des neuen Testaments sollte man keinen Staatsanwalt aus einem Volke wählen, das am liebsten das ganze neue Testament mit Beschlag belegen möchte.

Der Prozeß wegen meiner Engener Rede zog sich in die Länge, und ich beschloß, indes noch etwas zu lernen, und unternahm im Juni eine Studienreise nach Wien. Im August kehrte ich zurück an den Oberrhein und fand eine Ladung des Bezirksamts Waldshut vor. Hier erschienen, eröffnete mir ein junger Referendär, Rasina war sein Name, daß der Minister Jolly meinen „Strich aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer" verfügt habe.

Meine Professoren-Pläne von ehedem waren damit gründlich kuriert, und ich sah mich um eine Stelle in der Seelsorge um.

Der Bistumsverweser Kübel, den wir aus meiner „Studienzeit" kennen, rief mich nach Freiburg und bot mir die Pfarrverwaltung in dem nahen Städtchen Endingen am Kaiserstuhl an, wo eben der Pfarrer gestorben war. Ich wollte mir den zugedachten Posten zuerst besehen und fuhr an einem schönen Herbsttag des Jahres 1869 nach Riegel, wo die alten Römer schon Ziegel machten, und wanderte von da zu Fuß hinüber ans Gebirg und ins malerische, alte Städtchen.

So gut mir dieses gefiel samt seinen zwei Kirchen, ebenso sehr mißfiel mir das Pfarrhaus — eine alte, zerfallene Hütte. Und da bei mir gut gewohnt halb gelebt ist, so war ich gleich entschlossen, nicht nach Endingen zu gehen.

Zudem dachte ich an das bekannte Sprichwort, daß in Endingen „der Groschen (9 Pfennig) einen Batzen (12 Pfennig) wert sei", d. h. daß die „Andinger" etwas protzig seien und sich einbildeten, ihr Geld habe höheren Wert als das anderer Menschenkinder der Nachbarschaft. Da ich aber in jenen jungen Jahren selber hochgradig an „Einbildung" litt, so hätten die Endinger und ich uns nicht wohl vertragen.

Drum schüttelte ich, ohne jemanden als den Kaplan

Sättele gesprochen zu haben, den Staub von meinen Füßen und ging wieder Riegel und Freiburg zu.

Am Abend, da ich mit Bischof Kübel zu Tische saß und wir über eine andere Pfarrverwesung sprachen, konnten wir nichts finden. In der Nacht studierte ich, längere Zeit schlaflos, über meine Zukunft nach und, da ich vorab auf eine „schöne Gegend" abhob, so ging ich im Geiste die schönen Gegenden unseres Ländchens durch und kam auch an den Bodensee.

Da fiel mir ein, daß im Sommer 1868 auf einer Studienreise nach München bei der Fahrt über den See ein stilles, liebliches Dörfchen mir so imponiert hatte. Das Schiff hatte unweit von seinem Ufer gehalten, und auf einem Kahn eine „Fergin", ein großes, starkes Mädchen, Passagiere herangerudert.

Ich fragte einen Matrosen, wie diese Station heiße, und erhielt die Antwort: Hagnau. Der Name war mir so fremd, daß ich wissen wollte, ob der Ort badisch sei oder württembergisch, da die beiderseitigen Grenzen sich dort berühren. Der Schiffsmann deklarierte das Dörfchen als „baddisch", und ich dachte mir damals schon einen Augenblick: da möchte ich Pfarrer sein.

Auf der Reise und nach der Rückkehr hatte ich das Bild des Dörfchens ganz vergessen. Erst in obiger Nacht tauchte es wieder in meiner Seele auf mit seinen Rebhügeln und dem silberglänzenden Seeufer.

Des Morgens sprach ich dem Bischof von diesem Dorfe und daß ich „unbeschaut" dorthin ginge, falls es vakant wäre. Als der damalige Regent der Diözese am Mittag von der Kanzlei kam, sagte er mir, die Pfarrei sei unbesetzt und der Pfarrverweser ein Württemberger aus Altshausen, namens Mohr[1]. Er, der Bischof, wolle versuchen, meinen Wunsch zu erfüllen.

---

[1] Er starb 1894 als Pfarrer zu Leipferdingen im Hegau.

Ich galt zu allen Zeiten bei Bischof Kübel weit mehr, als ich es verdiente, und wußte sicher, daß ich an den See käme, weshalb ich beruhigt von dannen ging, Waldshut zu, um den Ausgang meines Prozesses wegen meiner Rede in Engen abzuwarten.

Ehe dieser zu Ende war, Mitte November, hatte ich meine Anstellung als Pfarrverweser nach Hagnau am Bodensee. Der genannte Württemberger ging nicht gerne und hatte allerlei Gegenvorstellungen gemacht und meine Anweisung sich so bis in den November hinausgezogen. Ich war aber damals eine Art „Märtyrer" des Kulturkampfes, und deshalb mußte der Schwabe schließlich dem langen Kinzigtäler weichen.

Am 25. November sollte mir endlich von der Strafkammer in Konstanz das Urteil gesprochen werden, und gleich nachher wollte ich meine neue Stelle antreten. Der Rechtsanwalt von Wänker in Freiburg war aller drei Angeklagten Verteidiger, der israelitische Staatsvertreter der Ankläger. Trotz der vortrefflichen Verteidigung wurde ich zu vier Wochen, die zwei Redakteure der Blätter, welche die Rede gedruckt hatten, zu je drei Wochen Festung verurteilt.[1]

Ich ging am Tage nach der Verurteilung wohlgemut über den See, um meine zukünftige Pfarrverweserstelle zu inspizieren. Es war ein trüber, kalter, nebelfeuchter Wintertag, als ich von Meersburg her auf einsamer Landstraße dem Dörflein zuwanderte, das mich fortan fünfzehn Jahre beherbergen sollte. Die Weinberge waren entlaubt, und die Winzer saßen hinterm warmen Ofen.

Kurz vor dem Dorfe begegnete mir ein altes Mütterlein, die Stiefmutter meines späteren, großen Sakristans. Es gilt bekanntlich für kein gutes Zeichen, wenn einem, als

---

[1] Mein Büchlein „Auf der Festung, Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen", eben jetzt wieder neu erschienen, gibt näheren Aufschluß über die Folgen dieses Urteils, dessen Vollzug auf meine Bitte verschoben ward bis zum 1. Mai 1870.

die ersten, „alte Weiber“ in den Weg laufen. Und die mir Begegnende machte zudem ein äußerst verdrießliches Gesicht.

„Wenn die Hagnauer alle solche Gesichter machen, so wird die Sache nicht gut werden, und du hättest am End' lieber an die Endinger Batzen geglaubt,“ sagte ich mir und schritt weiter ins Dorf hinein.

Daß die Begegnung mit der alten Frau „nicht ohne“ war, zeigte sich alsbald. In dem kleinen, alten Pfarrhause, wo mein wider Willen scheidender Mitbruder nicht zu Hause war, machte seine Schwester ein noch weit verdrießlicheres Gesicht, als die Alte auf der Landstraße.

Weiberzorn hat mir im Leben noch nie imponiert. Und kalt und ruhig ersuchte ich die grimmige Schwäbin, mir das Innere des Hauses zu zeigen. Als ich in die oberen Zimmerchen trat und sah, daß jedes von ihnen einen herrlichen Blick auf den nur wenige Schritte vom Pfarrhäuschen entfernten See gewährte, da war ich mit allem versöhnt. Die keifende Pfarrersköchin, die nebenher immer schimpfte, daß ihr Bruder bei d e r Jahreszeit fortmüsse, trübte meine Freude über das so schön gelegene Häuschen keine Sekunde.

Wie die Leute jetzt auch sein mochten, mir gefiel das neue Heim über alle Maßen wegen seiner prächtigen Aussicht auf das Schwäbische Meer. Das andere überließ ich ruhig der Zukunft.

Ich machte dann noch einen Besuch beim Bürgermeister Model. Und auch hier spukte das Unheil, welches die Begegnung mit dem alten Weibe verkündigt hatte. Model, ein ehemaliger Feldwebel, aber ein gescheiter Mensch, war Akzisor und langjähriger Bürgermeister. Seine Eigenschaft als Akzisor offenbarte ihn schon als einen getreuen Staatsdiener. Und das war er in hohem Maße. Seine mehr als nötige Regierungsfreundlichkeit wurde ein Grund, warum ich, einmal Hahn im Korb, mithalf, ihn 1870 von seiner Höhe als allgebietender Ortsvogt zu stürzen. Wir wurden aber später wieder gut Freund, und jahrelang, so oft er den Über-

gangszoll für mein Fäßchen Münchnerbier bei mir einzog, saßen wir beisammen, tranken eins und sprachen von alten Zeiten und von längst vergangenen Menschen.

An jenem Abend aber, da ich zu ihm eintrat, um mich als den neuen Pfarrverweser vorzustellen, hatte er eben die Konstanzer Zeitung aus der Hand gelegt und gelesen, daß wieder ein „junger Hetzkaplan namens Hansjakob, zu vier Wochen Gefängnis verurteilt worden sei wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung".

Der Alte fragte mich allen Ernstes und mit bitterem Gesicht, ob ich „derjenige sei", von dem er eben gelesen habe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich allerdings „derjenige", aber zu ihm gekommen sei, nicht um mich als „denjenigen", sondern als den neuen Pfarrverweser von Hagnau am Bodensee zu präsentieren.

Er mochte aus meiner Antwort ersehen, daß der junge Kaplan nicht sehr höflich und auch nicht erschrocken sei, und meinte, es gehe ihn das allerdings nichts an.

Dann ging er auf den im Jahr zuvor verstorbenen Pfarrer Öchslein[1] über, mit dem er viele Jahre lang sehr gut zusammengewirkt habe. Der sei ein liberaler Mann gewesen, der jetzige Pfarrverweser aber, der Württemberger, finster und bigott. Er bedauere nicht, daß dieser fortkomme.

Ich muß offen sagen, diese Unverfrorenheit eines Landbürgermeisters, der frisch von der Leber weg redete, imponierte mir, und ich gab ihm das Versprechen, weder in die Fußstapfen des verstorbenen Pfarrers, noch in die meines Vorgängers treten zu wollen, da ich weder „liberal" noch „finster und bigott" sei. Er möge es jetzt einmal mit einer andern Nummer versuchen, um so mehr, als ihm keine andere Wahl bleibe.

Des war er zufrieden und begleitete mich, da in jener Zeit das Abendschiff noch nicht in Hagnau landete, eine

[1] Öchslein, geboren zu Oberachern, war von 1849—1868 Pfarrer in Hagnau gewesen.

Strecke weit gen Meersburg. Unterwegs verriet er mir, die „ganz Schwarzen" im Dorf verlören den „bigotten" Pfarrverweser nicht gern und würden mir zweifellos kein freundliches Gesicht machen.

Ich tröstete ihn mit der Bemerkung, daß ich auch die Gesichter der „ganz Schwarzen" nicht fürchten und in der kommenden Woche mit Sack und Pack eintreffen würde. Am „Harlacher Weiher", halbwegs Meersburg, trennten wir uns; er, ungewiß, wen er vor sich gehabt, und ich, sicher, einen liberalen und aufgeklärten Bürgermeister im zukünftigen Pfarrdorf zu besitzen.

Spät am Abend kam ich in Konstanz an, wo mein Absteigequartier bei einem Mit-Haslacher sich befand, beim Spitalpfarrer Anton Pfaff, den ich in früheren Schriften schon gezeichnet habe.

Hier erwartete mich die in Konstanz wohnende Köchin des verstorbenen „liberalen" Pfarrers von Hagnau, eine schneidige, auch liberale Person, um mir die Verhältnisse der Gemeinde zu schildern, mich vor den dortigen „Extremen" zu warnen und mir den Bürgermeister zu empfehlen.

Mit dem ganzen Redewerk einer echten „Hauserin" stürmte sie auf mich ein, doch die Wege des seligen Pfarrers zu wandeln und „die schwarzen Heuchler und Betbrüder" zu verachten.

Sie war die Nichte des bekannten freisinnigen und bedeutenden Pfarrers Kuenzer an der Spitalpfarrei in Konstanz, der im ersten deutschen Parlament zu Frankfurt saß, und sie mag ihre Redseligkeit und den Liberalismus von diesem Onkel, bei dem sie lange war, gelernt haben.

Es ist bekanntlich schwer, einem redegewandten weiblichen Wesen älteren Datums zu widersprechen, einer alten Pfarrersköchin aber etwas zu widerlegen, ist unmöglich. Ich hütete mich, so schneidig ich dem Bürgermeister entgegen getreten, „dem Fräulein Emma", so hieß sie einst in Hagnau, Opposition zu machen. Ich machte ihr ein Kompliment

über die gewandte Detaillierung der Verhältnisse, dankte für den „guten Rat" und versprach, an ihre Warnungen und Empfehlungen zu denken.

Ich hatte damit ihr Herz gewonnen, und sie bemühte sich jetzt sehr um einen tüchtigen „Schiffmann" von Hagnau, der meine Habseligkeiten anfangs nächster Woche am Bahnhof in Konstanz in Empfang nehmen und über den See führen sollte.

Schon am anderen Mittag brachte sie den ihr sympathischen Schiffmann Keller von Hagnau, den späteren Bürgermeister, einen braven, katholischen Mann, ins Spitalpfarrhaus, und ich vereinbarte mit ihm den Transport meiner fahrenden Habe.

Wenige Tage später, und ich stand am Hafen von Konstanz, wo der Fährmann meinen von Waldshut gekommenen Hausrat bereits in sein Schiff verladen hatte. Der damalige badische Oberzollinspektor Abele, ein Kulturpauker ersten Ranges, glaubte aber, den Hetzkaplan, dessen Prozeß er wohl auch gelesen, noch „fuchsen" zu müssen und machte in unhöflicher Art allerlei Schwierigkeiten, weil der See als Ausland gelte; er müsse auf meine Kosten Grenzwächter mitgeben und Ähnliches.

Meinem Schiffer, der jede Woche einmal vom jenseitigen Ufer nach Konstanz segelte, fiel diese neue Einrichtung auf. Ich gab ihm aber Aufklärung mit den Worten, er werde eben noch nie die Ware eines Mannes über den See gebracht haben, der wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Lande Baden verurteilt worden sei.

Dem schnauzenden Inspektor aber, der sich mit einer lächerlichen Großtuerei in die Brust warf und wie alle geistlosen Bureaukraten durch Grobheit den Mangel an Verstand ersetzte, erklärte ich, „er möge meinetwegen so viele Grenzwächter auf das Schiff setzen als Platz hätten und mir dann die Rechnung schicken; aber ich verlange, daß er mein Schiff nicht länger hinhalte".

Es ging dann ohne Grenzaufseher. Im übrigen soll der Mann ein tüchtiger Beamter gewesen sein, der sich ohne Staatsexamen zu seiner Stelle heraufgearbeitet hatte. Daß er ein Bureaukrat gewesen, und kein feiner, lag in der Zeit.

Er lebte noch zehn Jahre in Konstanz, ohne daß wir uns je mehr gesehen hätten, was jedenfalls keinem von uns beiden leid tat. —

Als meine sieben Sachen einmal im See schwammen, machte auch ich mich mit meiner Schwester, meinen Singvögeln und Tauben aufs Dampfschiff gen Meersburg. Hier mietete ich das elende Gefährte eines alten Lohnkutschers und fuhr auf der Landstraße gen Hagnau.

Von Lord Byron wissen wir, daß er in Italien Hühner, Pfauen und Katzen mit sich führte auf der Reise. Man kann es deshalb auch mir, dem armseligen Pfarrverweser, nicht verübeln, wenn ich mit einer Anzahl von Käfigen und einer großen Taubenkiste in meinem Pfarrdörfchen am Bodensee einzog.

Es war grimmig kalt. Meine gute Schwester, der, wie allen weiblichen Wesen, „ein Schüssele voll Kaffee" lieber ist, als die schönste, mit den Zähnen und mit der Zunge ungenießbare Natur, war traurig, daß sie zum ersten Male im Leben aufs Dorf sollte, auf ein Dorf so abgelegen und so einsam und auf ein Dorf „an so einem wüsten, großen Wasser".

Mein Herz aber jubelte, wenn ich über den See hinschaute, und jeder Wellenschlag, der an mein Pfarrhäuschen hinauftönte, gab meinem Leben einen neuen Impuls.

Der See war mir zunächst alles, entschädigte mich für alles und ließ mich, unbekümmert um das erste Urteil meiner Hagnauer, heiter in die Zukunft schauen.

Am 1. Dezember 1869 trat ich mein Amt als Seelsorger des kleinen Dörfchens an und verblieb hier bis zum 1. August 1884, nachdem ich anno 1872 durch Jollys Gnade, der mir als geprüftem Philologen das damals verlangte Staatsexamen schenkte, Pfarrer geworden war.

So kam ich an den Bodensee und lernte hier die Schneeballen kennen, welche ich im folgenden schildern werde. Dabei werde ich auch Gelegenheit finden, mein eigenes Dorfleben miteinzuflechten.

Eines will ich aber gleich bemerken: Die Schneeballen am Bodensee sind, wie ich schon in der Vorrede zum ersten Bande „Schneeballen“ angedeutet, keine Bauern aus dem Kinzigtal. Diese gleichen sentimentalen, poetischen Tannenbäumen, jene den kultivierten Rebstöcken, die nur noch Natur zeigen in ihren Ranken und in den wilden Schossen, welche die Rebleute am See „Aberzuiner“ nennen.



Inhaltsverzeichnis.

Seite

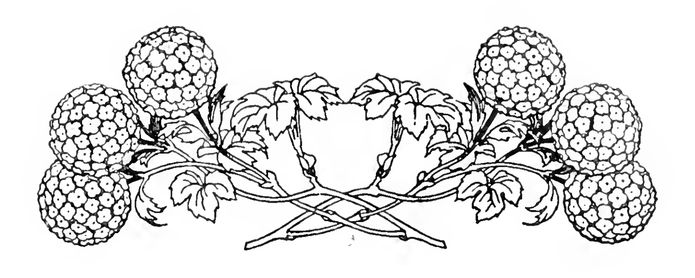
Die zwei Prinzen 21

Mein Sakristan 88

Unsere Dorfschneider 188

Der Franzos 286





Die zwei Prinzen.

1.

Wenn ein neuer Pfarrer oder Pfarrverweser in ein katholisches Dorf kommt, so sind die Mannsleute stets sehr bereitwillig, beim Einzug behilflich zu sein. Bei mir war dieses Einziehen noch von erschwerten Umständen begleitet, weil die Möbel erst aus dem Schiffe verladen und durchs Dorf herauf vor das Pfarrhäuschen geführt werden mußten.

Dieses liegt mit der Kirche etwas abseits und höher als der unmittelbar am See gelegene Teil des Dorfes, Unterdorf genannt. Die Unterdörfer machten sich nun in erster Linie daran, dem Schiffmann und seinen zwei Gefährten zu helfen, allerdings in sicherer Erwartung eines Trunkes.

Einen tüchtigen Trunk nach einem vollbrachten Liebesdienst erwartet jeder Rebmann am Bodensee so sicher, wie den Morgen auf den Abend.

Unter den jungen Männern, die tätig waren an jenem kalten Dezembertage, meine Habe ins Haus zu transportieren, fiel mir ein überaus kräftiger, schöner junger Mann auf mit stattlichem Vollbart, edel gebogener Nase und großen, dunkeln Augen.

Ich fragte, wer der Mann wäre, und hörte, es sei „des Fürsten Konrad". Es fiel mir an dem Namen nichts auf,

und ich dachte nicht anders, als der Konrad heiße eben Fürst „zum Geschlecht", und, weil noch ledig, werde er als seines Vaters, des Fürsten, Sohn bezeichnet, so wie ich als Knabe und als Student „des Becke-Philippe Heiner" genannt wurde.

Nachdem alles eingeräumt war, spät am Abend, ging ich mit den Mannen ins benachbarte Wirtshaus „zum Fritz" und ließ ihnen zu trinken geben. 1869 wuchs ein guter Neuer, und den ließen die Leute sich schmecken.

Ich blieb einen Augenblick bei den lustigen See- und Rebleuten, und als ich mich verabschiedete, ging mir der stattliche junge Mann nach und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Sie morgen noch jemand brauchen, um das oder jenes zu besorgen, so schicken Sie nur nach mir. Ich hab' immer Zeit."

Er hatte einen so guten, ehrlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn gleich für morgen bestellte, wohl wissend, daß es noch manches zu ordnen geben werde.

Kaum war ich in der kommenden Frühe aus der Kirche zurück, so erschien des „Fürsten Konrad" ungerufen, aber diesmal in Gala, die er sonst nur an Sonntagen trug und in dieser Art allein trug am ganzen Bodensee: kurze Kniehosen, Sammetjacke, silberne Schnallenschuhe, schwere silberne Uhrkette und einen großen schwarzen Filzhut, fast größer als mein eigener.

Der Mensch hatte mir durch sein Aussehen gestern schon imponiert, heute aber kam er mir vor wie ein schottischer Landedelmann, und ich dachte mir, bei dem trifft das Sprichwort zu: „nomen et omen habet" — er heißt nicht bloß Fürst, sondern hat auch was Fürstliches an sich.

Ich bewunderte seinen Anzug, meinte aber, in solchem Aufputz könne er mir nicht helfen meine Vogelkäfige aufzuhängen und meine Bücher auszupacken.

Aber jetzt kam seine noble Natur abermals zur Geltung. Er habe sich, antwortete er, mir zunächst einmal in einem anständigen Kleide vorstellen wollen, gestern hab' er das nicht gekonnt, und ein Herr, wie ich, sollte doch auch sehen,

daß des Fürsten Konrad wisse, was sich schicke. Er werde aber zum Bücherauspacken und zum Käfigaufhängen die Kleider nicht wechseln; denn diese leichte Arbeit vertrage auch sein Sonntagsanzug.

Mein Protest half nichts. In Gala war er mir behilflich, meine damals noch kleine Bibliothek zu ordnen. Zu meinem Staunen fand ich aber eine Pfarrbibliothek meiner Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vor und schloß daraus, daß wissenschaftlich gebildete Leute schon vor mir ihren Gefallen gefunden hätten an dem einsamen Pfarrdörfchen am Bodensee.

Kaum war ich etwas eingerichtet, so wollte ich auch meinen liebsten Freund, den See, näher kennen lernen und ihm deshalb auf einer Gondel einen Besuch machen trotz Kälte und Schnee, welch letzteren die erste Nacht reichlich gebracht hatte.

Da kam ich gerade bei des Fürsten Konrad an den rechten Mann. Er besaß eine eigene, schöne Gondel, galt als der kühnste Segler und als der kräftigste Ruderer im Dorf und war deshalb seit Jahren schon Leibgondolier des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm auf dem benachbarten Schlosse Kirchberg.

Prinzen und Prinzessinnen in Hülle und Fülle, ja selbst den Kaiser von Rußland hatte des Fürsten Konrad schon in seiner Gondel gehabt.

Der Enkel des großen Proletariers und Herren-Feindes, des Eselsbecks von Hasle, bekam also einen Fergen und eine Gondel, die für ihn fast zu vornehm waren. Jedenfalls aber durfte er solchem Führer sich anvertrauen.

Ich meine, es war am dritten Tag nach meiner Ankunft, an einem Montag, als ich die erste Seefahrt unternahm. Konrads Schwager, der „rote Haas", ein Riese in der Arbeit und im Trunk, ein sehr intelligenter Bürger und Gemeinderat, der heute 1911 noch lebt, wollte in dem zwei Stunden oberhalb Hagnau am schwäbischen Seeufer gelegenen württembergischen Dorfe Fischbach eine Kuh kaufen.

Es ward beschlossen, ihn zu begleiten und nach Fischbach zu gondeln. Der „rote Haas", der sonst bei der Kälte lieber gelaufen wäre, sollte den zweiten Ruderer machen, damit meine Erstlingsfahrt rascher von statten ginge.

Als ich zur bestimmten Nachmittagsstunde ans Ufer des Sees hinabkam, trat aus einem der Häuschen am See ein dritter, älterer Mann, ärmlich gekleidet und mit einer Pelzmütze auf dem Haupt, aber mit einem noch viel adeligeren Kopf, als der Konrad ihn besaß. Eine wahrhaft fürstliche Römernase gab dem Alten jenen Typus männlicher Ahnenbilder, wie er in adeligen Privatgalerien uns oft begegnet.

Er meldete sich auch als Begleiter auf der Fahrt, und der „rote Haas" stellte ihn vor als „Prinz Hanne (Johann), Stiefbruder des Konrad", und meinte dazu: „Herr Pfarrer, heut' haben Sie noble Gesellschaft, Sie fahren mit zwei Prinzen." „Wie heißen denn die Leute zum Geschlecht?" — fragte ich jetzt neugierig, weil ich früher schon das Wort Fürst gehört hatte. „Sie heißen Wegis, werden aber stets die Prinzen genannt," antwortete der Haas. Jetzt gingen mir die Augen auf, und ich erkannte, daß ich es bei dem Namen „Prinz" nicht mit dem Geschlecht, sondern mit der Art zu tun hatte. Ich glaubte aber an eine Art von Spottnamen und unterließ es, in Gegenwart der also Genannten, den roten Haas weiter zu fragen.

Im Flug glitt der Kahn, von drei Ruderern bewältigt, über die kalte Flut. Ein leichter Nebel lag über dem See und ließ nur wenig vor sich hinsehen. Aber das Wellenspiel neben und unter dem Schiffchen war mir gänzlich neu und machte mir die ziemlich weite Fahrt interessant. Die Ruderer sprachen wenig, ihre Arbeit beschäftigte sie, um so mehr, als sie mir zeigen wollten, wie rasch sie mich fortbrächten.

Im Dorfe Fischbach, dem ödesten am Bodensee, gelandet, ward die Kuh gekauft. Sie stand beim Schultheiß, und ich ging als ehemaliger „Kuhhirt" meines Vaters natürlich mit dahin.

Spät am Abend kehrten wir über den dunkeln See heim, die „zwei Prinzen" und ich allein, der rote Haas aber zog mit seiner Kuh auf dem Landweg unserem Dorfe zu.

Ich lud die beiden Fergen bei der Heimkunft zu einem Glas Bier ein und fing dabei an, sie zu studieren. Sie gaben sich mir durchaus ungeniert, aber keineswegs roh und ungebildet. Prinz Hanne war der gesprächigere und der gescheitere; Prinz Konrad hatte etwas ungemein Biderbes und Gutmütiges, beide aber unverkennbar vornehme Gesichtszüge.

Was ich an ihnen und bald auch an allen Hagnauern oder, wie sie sich selbst nennen und von ihren Nachbarn genannt werden, „Hangoner" bewunderte, war die ungemeine Fertigkeit im Gespräch, eine Redegewandtheit und eine Handhabung besserer Redensarten, wie ich sie bis jetzt bei badischen Landleuten nie getroffen hatte.

Der Bauer im Kinzigtal ist, was diese gewählte Sprachweise betrifft, ein ungeleckter Bär den Seehasen gegenüber.

Der Bauer im Schwarzwald ist schwermütig angelegt. Seine düsteren, schwarzen Tannen atmen diese Elegie aus. Sein Leben und Arbeiten in den Bergen ist mühsam, und so auch seine Rede und sein Gang. In den Verkehr mit fremden Menschen kommt er in seinen abgeschlossenen Bergen selten oder gar nie.

Der Landmann am See ist voll heitern Humors und voll Lebendigkeit. Seine Weingärten sorgen für den Humor, d. i., wörtlich übersetzt, für die nötige Flüssigkeit, und das ewig lebendige Wasser, das in den Wellen des Sees ständig an des Dorfes Ufer schlägt, bringt auch Leben in die Menschen.

Aber Wasser trinkt der Hagnauer trotzdem keines, er ist ein geschworener Feind desselben. Er ist schon satt vom Anschauen der Wassermenge, die er täglich vor sich hat.

Seine eigentliche Lebendigkeit und seinen Humor verdankt er dem Wein. Gibt's vielen und guten Wein, so ist sein Humor unverwüstlich und sein Durst unlöschbar. Gibt's wenig Wein, so wird sein Humor zum bittersüßen Galgen-

humor, sein Durst aber bleibt gleich. Nur stillt er ihn dann mit Birnenmost und mit Lire[1].

Man sagt so gerne, „der Mensch ist das, was er ißt“ — am Bodensee hab' ich mich überzeugt, daß er „das ist, was er trinkt.“ In den Jahren, in welchen der Hagnauer Wein trinkt und nur Wein, ist er ein ganz anderer Mensch, als wenn er mit Most und Lire seinen Durst löschen muß.

Wenn er Wein hat, könnte er, wie man sagt, den Teufel aus der Hölle holen; wenn er Lire trinkt, wird seine Stimmung tragisch, matt und müde. Aber verzweifeln wird der richtige Hagnauer erst, wenn einmal gar kein anderer Tropfen mehr gedeiht als das Regenwasser, so vom Himmel fällt und den See und die Brunnen füllt.

Das Essen ist ihm Nebensache. Er ißt ungemein rauh und einfach, aber im Trinken gilt sein Wahlspruch: „Viel und gut“, oder, wenn's nicht anders sein kann, „viel und schlecht“.

Darum erzählen die Leute im Dorfe heute noch von jener schrecklichen Zeit, wo infolge einer Rebkrankheit sechs Jahre lang keine Torkel[2] „gelaufen“ sei. Von der großen Pest aber anno 1635, während welcher das Dorf fast ganz ausstarb, wissen sie nichts mehr.

Ihr Wohl und Weh' hängt eben vom Wein ab, und die weinlose ist ihnen die schrecklichste Zeit.

Doch wenn schon der alte Homer von einem Weingelage sagt: „So was dünkt mich im Geiste die seligste Wonne des Lebens“, kann man den Hangouern ihre Freude am Wein auch nicht verübeln.

Die gewandte Rede der Rebleute am Bodensee hat auch noch eine andere Ursache: An den Seeufern war wegen des Weinbaues seit Jahrhunderten viel Verkehr mit Fremden, namentlich in der Herbstzeit. Und die Helvetier oder „Schwyzer“ am gegenüberliegenden Seeufer verkehrten zu meiner

[1] Ein Getränk aus Traubentrestern, Wasser und Zucker.

[2] Weinpresse mit Holzspindel, vom lateinischen Worte torcular, mit dem schon die Römer die Weinpresse bezeichneten.

Zeit noch jahraus jahrein mit den „Schwaben am See“. Sie brachten allerdings mehr „Fränkli“ als Bildung mit, aber sie übten den Umgang mit anderen Leuten. —

2.

So sah ich denn an jenem Abend, zum erstenmal im Leben länger unter anderen Landleuten als im Kinzigtal, daß ein ganz anderer Menschenschlag da oben wohne.

Die zwei Prinzen Hanne und Konrad aber hatten, wie schon gesagt, so vornehme Gesichtszüge, daß man unwillkürlich an ihre Fürstlichkeit zu glauben versucht war.

Dazu hörte ich noch gleich anfangs, daß beide bis vor kurzem altadeligem, ritterlichem Sport gehuldigt hätten. Sie zogen an Sonn- und Feiertagen ins Binnenland, in den benachbarten Linzgau, und befehdeten die Bauernburschen in den Wirtshäusern.

Prinz Hanne reizte sie mit spöttischen Worten, und Prinz Konrad zeigte ihnen dann seine Fehdekraft und schlug sie nieder.

Beide Prinzen waren draußen in den Dörfern bei den Nachkommen der alten „Lintizen“ so gefürchtet, daß bei ihrem Erscheinen die Wirtsstuben sich leerten.

So wurde ich immer begieriger, von ihnen mehr und näheres zu hören, und was ich im Verlauf der Jahre hörte und erlebte, soll nun erzählt werden.

Prinz Johann hatte schon in seiner ersten Jugend großen ritterlichen Mut gezeigt. Er war der erste gewesen, der, als anno 1830 der See überfror, den zweistündigen Weg von Hagnau in die Schweiz über das Eis gemacht hatte. Er war weit älter als sein Stiefbruder Konrad, und darum hatte er bereits die weite Welt gesehen, ehe dieser aus der Schule gekommen.

Die „Fürstin Anna“ war 1826 gestorben und hatte dem Johann ein namhaftes Stück Geld hinterlassen, das er anno

1837, volljährig geworden, alsbald verwandte zu ritterlichen Fahrten.

Er wußte, daß er von altem Adel stamme und eine „Fürstin" ihm das Geld hinterlassen habe. Drum wollte er, obwohl seither als Rebmann aufgewachsen, auch einmal den adeligen Herrn spielen. Gleich im Frühjahr 1838, als die Sonne die Nebel vom See verscheucht hatte und die Alpenwelt lockend herüberschaute ans deutsche Meeresufer, zog er aus, einen großen Teil seines Erbes in der Tasche.

Obwohl der Sohn seines Vaters, des Fürsten Josef Anton, und der Großneffe der Fürstin Anna, und obwohl er im Dorf als der Prinz Johann umging, fühlte er doch, daß seine Finanzen es nicht erlaubten, als Prinz zu reisen, und begnügte sich deshalb mit dem Titel „Graf von Wegis".

Aber auch als Graf fühlte der Prinz Hanne eine Schwäche: Noch nie war er aus dem Bereich der Seesprache und der Rebmanns-Konvenienz am schwäbischen Meere hinausgekommen, und er ahnte, daß Grafen doch anders reden möchten als die redegewandten Hangouer und auch etwas feinere Manieren hätten.

Doch der Prinz wußte sich zu helfen. Eben war ein guter Freund von ihm, der Kornel Rebstein, heimgekommen. Der war jung von daheim fort und freiwillig als Tambour beim badischen Militär zugegangen. Nachdem er einige Jahre als solcher gedient hatte, kam er zurück, um auf neue Abenteuer auszugehen, denn um in den Reben zu arbeiten, dazu hielt sich der Extambour für zu gut.

In dieser Übergangsperiode Rebsteins, eines äußerst gewandten Menschen, kam der Prinz Hanne zu ihm, offenbarte ihm sein Vorhaben, eine Reise als Graf zu tun, und seine Bedenken, nicht alle Manieren eines solchen zu haben, und lud ihn als Mann von Bildung ein, die Reise, auf des Prinzen Kosten natürlich, mitzumachen.

Der Hanne war zum Rechten gekommen. Seine Offerte war dem Rebstein so angenehm, als einem Fuchs Trauben,

und alsbald entwickelte er dem Grafen von Wegis den ganzen Plan, nach welchem zu verfahren wäre, um den Grafen, comme il faut, spielen zu können.

Zunächst sagte ihm der Kornel, daß ein richtiger Graf nie ohne einen Bedienten reise, und den wolle er, der Tambour Rebstein, selber spielen. Ferner käme es, um für einen Grafen angesehen zu werden, auch auf die richtige Kleidung an, und die wolle er dem Hanne in Konstanz verschaffen. Was die Manieren betreffe, so seien nicht alle Grafen feine Leute. Es existierten auch dumme, läppische und grobe Grafen, er selbst habe einmal sogar in einem Buche gelesen, daß es auch Raugrafen gebe, die im Range höher stünden, als andere ihresgleichen.

Und die Sprache, meinte der Rebstein, solle den Prinzen Hanne auch nicht genieren. Auch da wisse er einen Ausweg. Sie würden ihre Reise nur auf die Schweiz ausdehnen, und dort drüben redeten der Junker und der größte Herr auch nicht viel schöner als ein Hangouer.

„Und dann brauchst Du," so schloß der Cicerone, „auch nicht viel zu reden. Schweigen ist viel vornehmer, namentlich wenn man nichts Ordentliches zu reden weiß. Ich will das Gespräch schon führen."

„Die Hauptsache, um den Grafen spielen zu können, ist das Geld, und das hast Du ja, Hanne! Nimm eine ordentliche Portion von dem mit, was die ‚Fürstin' Dir hinterlassen hat und jetzt jahrelang am Zins gelegen ist!"

Jetzt fielen dem Prinzen Hanne alle Steine vom Herzen. Freudig ging er auf alle Vorschläge seines Lakaien ein, und nach wenigen Tagen fuhren die zwei zunächst über den See nach Konstanz.

Hier wurde der Prinz-Rebmann von seinem Diener in einen Herrn umgekleidet und nach damaliger Art mit Frack und Zylinder ausstaffiert, während der Tambour Kornel sich in einen Herrendiener jener Zeit umwandelte.

Und nun, nachdem die sonstigen Reiseeffekten bis auf

einen Schlafrock und eine lange Pfeife besorgt und eingepackt waren, ging's auf die Reise in die Schweiz.

Eisenbahnen gab's damals noch keine in der Ostschweiz. Man fuhr mit dem Eilwagen. Aber der Kornel hatte dem Prinzen Hanne schon auseinandergesetzt, daß ein Graf Extrapost nehme und nicht mit Krethi und Plethi im Eilwagen zusammen fahre.

So wurde denn schon von Konstanz aus mit Extrapost gefahren, wobei der Lakai, wie üblich, auf dem Bock neben dem Postillion saß, der Hanne aber stolz sich im Wagen ausdehnte.

Die Post ging damals über Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur nach Zürich, dem Hauptreiseziel des Grafen von Wegis und seines Bedienten.

Ein echter Hangouer Rebmann, und das war der Hanne von Geburt und Erziehung aus, geht oder fährt, wenn er Geld hat, nicht leicht an einem Wirtshaus vorbei, ohne einen Schoppen zu nehmen.

Unser Hanne wollte nun in jedem Schweizerdorf ankehren und eins trinken, während sein Lakai, so gerne er selber trank, den Kutschern gegenüber den Komment seines Grafen wahren wollte, dem es als solchem nicht gezieme, vor jedem Bauernwirtshaus abzusteigen.

Im Anfang ließ sich der „Herr Graf“ es gefallen, wenn der Kornel in sanften Worten abwinkte. Aber in der Gegend von Weinfelden und Frauenfeld und weiter gegen Winterthur hin sah der Hanne überall Reben, und da wollte er auch überall verkosten, was für einer da wachse.

Zudem wurde es dem Grafen langweilig, so ganz allein im Wagen zu sitzen und den Herrn zu spielen, während der Kornel mit dem Wagenlenker diskurierte.

Als nun hinter Frauenfeld, wo umgespannt worden war, der Diener immer wieder zurückhielt mit dem Einkehren, ging dem Grafen von Wegis die Geduld aus, und er rief in gutem Hangouer Deutsch seinem Vormunde zu: „I

pfif Dir in den Grof, wenn i nunt (nichts) sufe soll. Un allui (allein) in der Schese sitze, isch mer ou z' dumm. Do sitz inner (herein) zua mir, Du dummer Kog, un in jedem Dorf sufe mir uis (eins). Wenn mir derno in e Stadt inner komme, so kann i wieder den Grof spile. Aber vor dene Schwyzer Kutscher und dene Schwyzer Bure bruch' i des nit."

Der Rosselenker mochte nicht schlecht die Ohren spitzen, als er den „Herrn Grafen", so hatte der Diener ihn stets tituliert, nach Form und Inhalt so burenmäßig reden hörte.

Doch der Kornel beschwichtigte ihn, der Graf sei nie aus seinem Schloß, das in einem Dorf am See liege, hinausgekommen und habe immer nur mit „gemeinen Leuten" verkehrt, drum rede er so.

Da zudem der Inhalt der gräflichen Rede sich auf eine Sache bezog, die jedem Kutscher angenehm ist, auf das Anhalten vor Wirtshäusern, so kümmerte sich der Fuhrmann wenig um die Echtheit des Grafen. Er wußte in jedem Dorf, wo der beste Wein zu haben wäre, und er selber blieb nicht durstig, da der Graf meist im Wagen trank, seinen Lakaien neben sich.

Das Schweizer Volk aber umstand jeweils bald nach Ankunft der Extrapost den Wagen des Prinzen und staunte über den Volksgrafen, der eine so populäre Sprache redete und jedem das Glas zum Trinken anbot.

Bis die Herrschaften nach Winterthur kamen, hatte der Herr von Wegis schon ziemlich „hoch", und jetzt verfiel er in Größenwahn und wollte partout von da ab bis Zürich vierspännig fahren, um den vornehmen Herrn auch recht zu spielen.

Der Kornel, der dem Hanne früher schon vom vierspännigen Fahren gesprochen hatte, riet aber jetzt noch ab, weil sein Herr zu illuminiert war und bereits im Wagen zu singen angefangen hatte. Er machte ihm klar, daß ein Herr, der vierspännig fahre, sich im höchsten Grade manierlich benehmen müsse und nicht krakehlen dürfe. Und er erinnerte den

Prinzen Hanne an den Großherzog Ludwig, der in ihrer Knabenzeit auf der Fahrt nach seinem Lustschloß Kirchberg am See vierspännig durch Hagnau gefahren sei in einem dicht verschleierten Wagen, so daß niemand den vornehmen Herrn sah, noch viel weniger ihn reden hörte.

Der Hanne ließ sich beschwichtigen und fuhr zweispännig weiter gen Zürich. Aber hier angekommen, war er nicht mehr länger zu halten und befahl, daß fortan während des Aufenthaltes in dieser Stadt vierspännig gefahren werden solle, damit die Züricher auch wüßten, daß er in der Stadt sei.

Der Kornel ging darauf ein und gab nun seinem Herrn eine halbe Nacht hindurch auf dessen Zimmer Vorlesungen, wie er sich zu benehmen habe in einem Viergespann; namentlich müsse das ewige Ankehren und Saufen aufhören. Große Herren tränken zwar meist auch gern, allein das geschehe in ihren Schlössern und nicht in öffentlichen Wirtsstuben und auf der Straße. Freund Hanne könne es, meinte der Reisekavalier, ja auch so machen und bei der Heimkehr auf seinem Zimmer essen und trinken, so viel sein Hangouer Rebmannsherz begehre. Aber vor dem Publikum müsse er manierlich sein, wenig reden und möglichst hochdeutsch, wenn er als Graf gelten wolle, eine Ehre, für die er ja so viel Geld ausgebe.

Der Prinz Hanne versprach alles Gute, wenn er nur vierspännig fahren könne in der Hauptstadt an der Limmat und als vornehmer Herr angestaunt werde. Der Kornel holte ihm nun noch einen polnischen Schnürrock; denn damals lebten bekanntlich viele junge und alte Polen von Adel in der Schweiz, und der Kornel meinte, als polnischer Graf würde der Hanne leicht angesehen werden, so lange er schweige.

Es ging alles brillant. Die Schwyzer staunten, wie alle Republikaner, über den vornehmen jungen Herrn, der vierspännig durch ihre Straßen fuhr, und der Wirt „zum Schwert" und seine Kellner hatten allen Respekt vor dem Grafen, der sich auf dem Zimmer servieren ließ und, was einem Hotelier am meisten imponiert, viel trank.

Am achten Tage des Aufenthaltes, der Prinz Hanne hatte etwas über den Durst getrunken, fuhren sie ins Theater. Der Graf in seinem Polenrock ward vom Lakaien in eine Parterreloge geleitet, während dieser sich unter ihm ins Parterre setzte.

Das Stück ging lang, und der Hanne bekam einen grausamen Durst, wie die Hangouer sagen. Er winkte in den Pausen wiederholt seinem Diener zu, um ihn zu sich zu bestellen und ihm den Auftrag zu geben, etwas zum Trinken zu bringen; denn der Graf hatte gesehen, wie die Schwyzer Damen mit Eis und Süßigkeiten sich erfrischten.

Der Kornel war aber so in Betrachtung des Publikums versunken, daß er ganz vergaß, nach seinem Herrn zu sehen. Dem Hanne aber ging schließlich die Geduld und der Verstand vor Durst so aus, daß er seines hohen Standes ganz vergaß und in einer Pause seinem Diener hinab ins Parterre die Worte zurief: „Kornel, Du dummer Kog, bring' mir nemes (etwas) z' sufe, sonst gang i usser (hinaus)!"

Mit diesem Zuruf hatte der Prinz das ganze Theaterpublikum auf seiner Seite, und ein Sturm von Gelächter zog durch das Theater. Aber die Schwyzer merkten auch, daß der junge, polnische Herr seiner Sprache nach kein Pole, aber auch kein echter Schwyzer sein mochte.

Nur eine Stimme rief: „Der Pol isch bigott us'm Thurgi" — und sie kam der Wahrheit ziemlich nahe, weil das Thurgi[1] unmittelbar am See liegt, Hagnau gegenüber.

Der Extambour und Grafendiener Kornel war auf den Tod erschrocken, als er den Hanne so gräßlich aus der Rolle fallen sah. Er eilte hinauf, zog den Unglücklichen aus der Loge und hinaus in die dunkle Frühlingsnacht und erklärte ihm, jetzt sei alles verloren und das beste, sich möglichst bald aus dem Staub zu machen. Die Polizei würde morgen früh schon auf den falschen Grafen im Polenrock fahnden, und

[1] Der Kanton Thurgau.

dann könnte es kommen, daß beide nach einigen Gefängnistagen auf dem Schub nach der Heimat zurückbefördert würden. Es gelte nun, möglichst bald zur Stadt hinauszukommen.

Der verblüffte Hanne war mit allem einverstanden, aber ehe er seinen Durst gelöscht, zöge er nicht von dannen, und wenn er diese Löschung auch mit einer Verhaftung erkaufen müßte.

Im Schwert ward der Hanne getränkt und die Rechnung noch am Abend bezahlt, wobei es sich herausstellte, daß die beiden Hangouer über tusig Fränkli verdiniert und verfahren hatten. Aber das Geld des Prinzen war noch nicht alle.

Auf den folgenden Morgen, gleich nach drei Uhr, ward eine Extrapost bestellt und zu Zürich hinausgefahren unter Zurücklassung des Polenrockes.

Sie schlugen sich der Ostschweiz zu, und der Hanne gefiel sich bald wieder, die Rolle eines „Raugrafen“ in den Dörfern zu spielen, wo ein Fehltritt oder Fehlspruch nicht so auffiel, wie in Zürich.

Als beide etwa acht Tage später von St. Gallen her bei Rorschach wieder an den Bodensee kamen, war die ganze große Barschaft aus dem Erbe der Fürstin dahin.

Es langte knapp noch zur Überfahrt an das schwäbische Ufer, und arm wie Kirchenmäuse wanderten der Graf von Wegis und sein Reisemarschall und Kammerdiener zu Fuß von Friedrichshafen Hagnau zu.

3.

Hier in der Heimat hatte der Prinz aber noch einen Teil seines fürstlichen Vermögens an Bürger ausgeborgt. Diesen wollte er erheben und mit seinem Mephisto abermals eine Reise tun. Allein seine Schuldner in und außerhalb Hagnaus vertrösteten ihn mit der Zahlung auf die nahe Kirschenernte, die jeweils Geld ins Dorf bringt.

Der Kornel machte dem Hanne nun den Vorschlag, er solle als Kirschenspekulant im Großen auftreten, das imponiere

den Leuten auch und sei eines Hangouer Prinzen nicht unwürdig. Gesagt, getan, der Graf von Wegis kaufte seinen Schuldnern in Hagnau die Kirschen auf den Bäumen ab, stellte Pflücker und Pflückerinnen an und begann zu ernten und en gros mit Kirschen zu handeln.

In den Rebhalden am See hin stehen zwischen Hagnau und Meersburg bis hinauf auf die Höhe der Rebhügel zahlreiche Kirschbäume, die zur Blüte- und Erntezeit einen herrlichen Anblick gewähren und ihre Pracht tief hinabspiegeln in den See.

Am frühen Morgen, wenn die Leute des Prinzen am „Chries-Beeret", d. i. am Kirschenpflücken waren, erschien der Prinz Hanne, die große Pfeife im Mund und den Schlafrock lose über den Leib getragen und mit roter Quaste befestigt, an der Spitze seines Adjutanten und hielt Revue ab.

Dann befahl er, die gefüllten Körbe gen Abend nach Meersburg zu bringen, wohin nach der Morgen-Inspektion „der Chriesen-Prinz" abging und wohin er die Kirschen seiner Schuldner aus den umliegenden Dörfern bestellt hatte.

Gleich innen am alten Osttore von Meersburg steht das Wirtshaus zum Bären, ein Bau aus dem 16. Jahrhundert, den ein schöner Erker ziert.

In diesen Erker setzte sich der Graf von Wegis, aß, trank und rauchte im Schlafrock mit seinem Freunde und wartete, bis der Kirschentransport zum Tor hereinkam und dem See zuwandelte zum Verladen auf das Schiff nach Konstanz.

Jetzt verlegte der Prinz sein Quartier ins Hotel zum Schiff am Meeresstrande und am Hafen, wo die Verladung der Kirschen in ein Segelschiff stattfand.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun" — und wenn einmal ein Prinz am See mit Kirschen handelt, so haben die Pflücker, die Lastträger, die Schiffsleute und die Kinder gute Tage.

Das war echte Fürstenart, die auch der Prinz Konrad

hatte, daß der Hanne freigebig war über alle Maßen, so oft und so lange er etwas hatte.

Die mit den Kirschen zu tun hatten, bekamen im „Schiff" — nach Herzenslust zu trinken, und die Buben und Mädle in Meersburg und Konstanz von dem lustigen Chriesen-Prinzen ganze Körbe voll der süßen Frucht geschenkt.

Wenn dann in der sommerlauen Nacht die Sterne über dem See aufgegangen waren, setzte sich der Prinz auf den Balkon des Wirtshauses und wartete trinkend, bis der Morgenstern über die Allgäuer Berge in das schwäbische Meer blinzelte und der Ostwind die Segel der Schiffe schwellte. Dann erhob er sich und ging zu Schiff, um seine Kirschen in Konstanz auf den Markt zu bringen.

Hange — so heißt Hagnau in der Sprache am See — ist ein kleines Dörflein, aber doch berühmt ringsum und weithinein — in Konstanz, in Friedrichshafen, in Ulm, im helvetischen „Thurgi", in St. Gallen, Zürich, Graubünden und im Schwabenland, berühmt zweier seiner Produkte wegen. Es liefert das zarteste Kalbfleisch am See, weil es die größten „Kälber" züchtet und kein Rebmann das Junge von der Kuh verkauft, ehe dieses fünf bis sechs Wochen lang den See hat rauschen hören. Und in Hagnaus Gefilden wachsen die kräftigsten und süßesten Kirschen am ganzen schwäbischen Meer hin.

Zur Zeit der Kirschenernte lösen sich heute noch in den ersten Morgenstunden täglich einzelne Schiffchen vom Hagnauer Seeufer los und segeln „Kostnitz" zu. Dort warten am Strande sehnsuchtsvoll die Händler aus der Stadt und aus der Schweiz auf die „Hangouer Chriesen", die Edeldamen unter den Kirschen am See. Bis Zürich und hinauf bis nach Chur in Graubünden und hinab bis nach Ulm wandern die schwarzen und roten Hangouer Chriesen und tragen weithin den Namen des kleinen Dörfchens. —

In der Erntezeit des Jahres 1838 kam der Prinz Hanne alltäglich auf einem großen Segelschiff im Hafen von Konstanz

an mit seinen prinzlichen Chriesen, seinem roten Schlafrock, seiner langen Pfeife und seiner fürstlichen Freigebigkeit.

Seine Ladung war bald „gelöscht", wie die echten Seeleute sagen, und dann ging der Prinz mit seinem Kornel und mit der Schiffsmannschaft in den Adler oder in den Hecht, damals die ersten Hotels, löschte auch seinen Durst und tafelte, wie es einem Fürsten und seinem Gefolge geziemt.

Wenn die Sonne über den Hohentwiel hinabgesunken war, bestiegen die lustigen Seeleute mit dem Prinzen das Schiff und fuhren ans andere Ufer nach Hange. Am kommenden Morgen ging der Chriesenhandel wieder von vorne los, wie am Tage zuvor, und der „Chries-Beeret" von anno 1838 wurde durch den Großhandel des Prinzen Hanne der lustigste des 19. Jahrhunderts.

Als die drei Wochen der Kirschenzeit um waren, da war auch, trotz des guten Absatzes der Hangouer Chriesen, der Rest des fürstlichen Erbes dahin — bis auf einen Kronentaler. Der, meinte der Prinz, da er mit dem Kornel das Resultat ihres Handels übersah, müsse auch noch weg. Denn seine Mutter, die Bernharda, des Rebmanns Tochter auf Schloß Kirchberg, habe ihm oft prophezeit, er werde trotz des zu hoffenden Erbes der Fürstin als armer Teufel sterben.

Und der Hanne selbst glaubte nach den homerischen Worten:

Als mich die Mutter gebar, spann mir's die Spindel der Parze,

daß es ihm nicht bestimmt sei, auf Erden Schätze zu sammeln, und darum gab er mit Humor den letzten Kronentaler hin.

Er ging in den Löwen zu Hange, setzte sich mit seinem Kumpan ans Ofentischle, ließ am hellen Tag ein Licht anzünden, legte sein letztes Vermögen daneben und trank und sang, bis es alle war.

Am Abend noch ward von beiden der Entschluß gefaßt, von morgen an als ehrliche Leute ihr Brot zu verdienen und der Erinnerung an die gehabten guten Tage zu leben. Und

so geschah es. Der Prinz Hanne, dem die väterliche Burg verschlossen war vom Tage seiner Grafenreise an, verdingte sich als Knecht zum alten ehemaligen Kloster-Amtsdiener Dominik Uiser (Ainser), welcher von Klosterzeiten her unter dem Weingartenschen Klosterhof ein schönes Anwesen hatte[1]. Der Extambour aber wurde Taglöhner. Hören wir, ehe wir dem Prinzen Hanne folgen, wie es ihm ging.

Zwischen dem Bodensee bei Hange und dem waldigen Gehrenberg im Linzgau liegt eine große Wiesenfläche, ein ehemaliger Binnensee, das Fürstenried genannt, einst im Besitz der Fürsten, nach deren einem auch unsere zwei Fürsten genannt wurden.

In jenen Tagen, da der Prinz Hanne abgebrannt war, wurden vom Staate große Wässerungs- und Austrocknungs-Arbeiten im Fürstenried, zwei Stunden östlich von Hange, vorgenommen. Eine Kompagnie Hangouer Bursche hatte sie auszuführen übernommen. Bei diesen trat der Kornel als Kompagnon ein. Aber zu schwerer Arbeit war der Tambour und Herrendiener weder tauglich noch aufgelegt.

Er, ein netter Mensch und äußerst gewandter Redner, unterhandelte nun mit seinen Genossen, sie sollten arbeiten, und er wollte — sie kampierten auf dem Fürstenried — für ganz billige oder unentgeltliche Menage sorgen und so reichlich seinen Anteil an der Arbeit verdienen.

Nun patrouillierte der schöne, junge Tambour auf den einzelnen Höfen und in den Dörfern und focht für die armen Arbeiter im Fürstenried, die den ganzen Tag im Wasser stünden und nichts verdienten.

Bei den Damen hatte er Glück; er verstand außer dem Eindruck seiner Figur auch zu reden, was die Weiber gerne hören, und bekam Speck, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln im Überfluß. Was er so zusammengebracht, schleppte er ins

---

[1] Das Dorf Hagnau gehörte jahrhundertelang dem Kloster Weingarten in Oberschwaben.

Lager im Fürstenried, kochte es in einem Feldkessel, und die Kompagnie hielt mittags und abends ein lustig Zigeunermahl.

Doch auch das Feldlager im Fürstenried ging zu Ende, wie alles auf Erden, und der Kornel sollte wieder als echter und rechter Taglöhner arbeiten; das aber behagte ihm nicht.

Eines Tages war er verschwunden. Nach Monaten kam ein Brief aus dem fernen Süden mit der Meldung, er sei päpstlicher Soldat geworden.

Zehn Jahre lang diente er unter des Papstes Fahnen, bis der Krieg in Italien und die Revolution in Baden ausbrachen. Jetzt überkam den Kornel das Heimweh nach deutschen Waffentaten; er desertierte dem Papst und stellte seinen Heldenmut dem badischen Vaterlande zur Verfügung.

Er meldete sich aber nicht in eitlem Landsknechtsdünkel bei einem der Revolutionsgeneräle, sondern erschien bescheiden in Hange und trat in das Hagnauer Aufgebot, dem mein späterer Sakristan vorstand, als Unteroffizier ein, obwohl er bereits päpstlicher Sergeant gewesen.

Ins Feuer kamen, wie wir in einem andern Kapitel hören werden, die Hagnauer Freischärler nicht. Als aber nach kurzem Wahn die Revolution ein Ende hatte, verhafteten zwei Gendarmen den päpstlichen Sergeanten Kornel. Er hatte scharf mit Redensarten gekämpft und ward deshalb eingezogen, verteidigte sich aber so gewandt, daß er nach nur achttägiger Haft auf freien Fuß gesetzt wurde.

Jahr und Tag suchte nun der einstige Mephisto des Prinzen Hanne seinen Lebensunterhalt wieder mit der Hände Arbeit, um in der Heimat leben und bleiben zu können. Aber ungewohnt mühsamen Taglöhnererwerbs, treibt's ihn im Jahre 1850 wieder in die weite Welt und zwar vom schwäbischen Meer an den Golf von Neapel.

Der Kornel wurde neapolitanischer Soldat und zeichnete sich so aus, daß er vierzehn Jahre später beim Sturz der bourbonischen Herrschaft Kapitän war. In Gaëta hatte er

noch mitgekämpft und nach dem Falle dieses Platzes beschlossen, mit seiner Frau, einer ziemlich reichen Französin, einen Besuch am heimatlichen See zu machen, um sich seinen Hangouern zu zeigen als alten Krieger und Offizier.

Eine Anzahl großer Kisten kam vor seiner Ankunft, von ihm abgesandt, in das stille Dörfchen, in welchem die Kolli bedeutenden Eindruck machten.

Er selbst aber, schon unterwegs, sollte die Heimat nicht mehr sehen. Er starb in Genua am Typhus und liegt auf dem wunderbar schön gelegenen Friedhof jener Stadt begraben. Seine Frau kam später mit ihrem Bruder und holte die Kisten, nicht ohne die eine und andere geöffnet und daraus seinen Freunden und Verwandten Andenken an den Kornel gemacht zu haben.

Seine besten Bücher bekam der Bürgermeister Model, von dem sie in meinen Besitz übergingen. Sie zeugen vom hohen Sinne des einstigen Tambours, der sich nach großen Mustern bilden wollte und darum den „neuen Plutarch oder Bildnisse oder Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände“, in vier Bänden zu seiner Lieblingslektüre erhoben hatte.

Sicher würde die Frau, wenn sie gewußt hätte, was wir wissen, die vier Bände dem Prinzen Hanne dediziert haben, aber sie verstand kein deutsches Wort. Ein Dolmetsch, der von Meersburg zitiert worden war, mußte alles vermitteln. —

Wie es so oft im Leben vorkommt, daß es dem Diener schließlich besser geht, als seinem einstigen Herrn, so geschah es auch beim Prinzen Hanne und seinem ehemaligen Lakaien.

Nach der Grafenreise und dem Chriesenexport blieb der Hanne jahrelang beim Amtsdiener ein fleißiger Knecht, der im Frühjahr und Sommer in den Weinbergen und auf den Feldern tüchtig arbeitete und im Winter Trester-Schnaps brannte.

Nur von Zeit zu Zeit kamen ihm prinzliche Gelüste. Im Sommer, wenn der See „blühte“, das heißt seine vom

geschmolzenen Gletschereis weißschäumenden Wellen ans Hangouer Ufer warf, wenn der Säntis unbedeckten Hauptes jugendlich ins schwäbische Meer hinabschaute und der Prinz Hanne am Ufer stand, dann überkam ihn die Sehnsucht nach einer „Lustfahrt".

Dieser Sehnsucht widerstand er nicht, wenngleich Werktag war und Arbeit genug auf dem Feld und im Rebland. Er nahm eine Gondel und fuhr über See ins „Thurgi", trank mit den Schwyzern Most, aß von ihrem weißen Brot, so lange er Geld hatte, und dann fuhr er wieder heim und arbeitete mit neuen Kräften, stillvergnügt, wieder eine Lustfahrt gemacht zu haben.

Nachdem sein Stiefbruder Konrad herangewachsen und ein Recke geworden war, nahm der Prinz Hanne ihn mit auf seine Landfahrten, die wir oben bereits erwähnt.

Weil der Hanne Erholung auf dem See liebte und gerne auf dem Wasser war, verdingte er sich Mitte der vierziger Jahre bei einem Fischer, dem „Däschler-Sepper", der ein nettes Häuschen am See hatte, beständig dem Fischen nachging und für seine Reben und Felder einen Knecht hielt, der ihm ab und zu auch half, seine Netze zu werfen.

Der Sepper (Joseph) war Hagestolz und haushaltete mit zwei Schwestern, mit der Zenz (Kreszentia) und mit der Nänni (Anna). Der Prinz mit seiner Römernase und dem kurzen, vornehmen Schnurrbärtchen darunter war ein schöner Mann und ein fleißiger Knecht; in dieser letzteren Eigenschaft gewann er die Gunst seines Herrn und in der erstern die der zwei Fischerdamen, von denen eine häßlicher war als die andere. Die Häßlichen aber suchen bekanntlich, wenn's geht, schöne Männer, um ihren Defekt etwas auszugleichen.

Das Leben eines Kleinfischers am Bodensee, das der Sepper lebte, ist ein ungemein monotones, und es gehört große Selbstverleugnung dazu.

Morgens in aller Frühe fängt er am Strande seine Köderfischchen, dann geht er in den See, ein Stück Brot und

einen Krug Most oder sauern Weins in seiner Gondel, auf deren Hinterteil der „Haspel" mit der Angelschnur angebracht ist, die er nun seeab und seeauf, kreuz und quer durch die Fluten fährt, was man schweben heißt. Oft „schwebt" er so halbe und ganze Tage lang im heißen Sonnenschein, im strömenden Regen auf dem Wasser hin, ohne daß ein Großfisch anbeißt.

Gegen Abend kommt der einsame Mann wieder ans Land, wenn's gut gegangen ist, mit einer oder der andern Seeforelle und mit einigen größern oder kleinern Hechten als Beute.

Trotz dieser Monotonie hat es zu allen Zeiten in dem kleinen Dörfchen Hange einzelne Leute gegeben, die weit lieber allein auf dem See auf und ab ruderten, als in Gesellschaft in den Reben arbeiteten. Wie Hirten einsam ihre Tiere weiden, stillvergnügt in ihrer Einsamkeit, so sind diese Einzelfischer am See; sie sind die Seehirten, welche die Fische, so weiden wollen, in ihren Kahn ziehen.

Zu ihnen gehörte auch der Herr des Prinzen, den sein fürstlicher Knecht nur am Abend oder am frühen Morgen bisweilen auf den See begleiten durfte, wenn es galt, große Legschnüre ins Wasser zu bringen oder zu holen.

So war der Sepper unter Tags draußen auf dem Wasser, während der Hanne mit den zwei Schwestern auf dem Lande arbeitete und das beste Leben hatte, weil die Zenz und die Nänni dem jugendlichen Prinzen gar wohl wollten und eine die andere überbot, ihm gut zu essen und zu trinken zu geben.

In der Frühjahrs- und Sommerszeit, wenn die Weinberge bearbeitet werden, sind an Werktagen in Hange alle Häuser menschenleer, das Schulhaus und das Pfarrhaus ausgenommen. Wer arbeiten kann, ist in den Reben. Wenn der „Meßmer" über See und Land hin „olfe lütet"[1], kommen

[1] elf Uhr läutet.

die Wibervölker, wie der Bur im Kinzigtal sagt, aus jeder Familie zwei, aus den Reben heim; die eine zieht in die Küche, die andere in den Stall.

Eine halbe Stunde später rücken die anderen Arbeiter im Weinberg nach, und wenn's um zwölfe vom Kirchturm den englischen Gruß verkündet, hat alles gespeist, an Werktagen Bohnen und Knöpfle abwechselnd mit Knöpfle und Bohnen, je nachdem das eine oder andere dieser zwei Gerichte unten oder oben in der Schüssel liegt.

Besser ging's beim Essen dem Prinzen Hanne. Wenn er heimkam, hatte diejenige von des Fischers Schwestern, welche die Tour in der Küche traf, dem schönen Knecht „eine Krazete" oder „Küchlen" geschmort und füllte den Weinkrug, den der Hanne leer aus den Reben heimgebracht, eilig bis oben, um ja seine Gunst zu gewinnen.

Doch der Hanne, wissend, daß große Herren gerne in Politik machen, war in seiner Eigenschaft als Prinz ebenfalls sehr politisch und schmeichelte, so lange der Sepper lebte und Herr von Haus und Feld war, beiden Nymphen und ließ sich von beiden mit „Krazeten" und vielem Wein hofieren, beide auf die Zukunft vertröstend.

In diese Zeit fiel die badische Revolution, die am Bodensee ihren Anfang nahm und, wie wir in einem anderen Kapitel ersehen werden, starke Wellen auch am Hangouer Ufer schlug. Auch in dieser verführerischen Zeit erinnerte sich der Graf von Wegis, daß Männer höheren Standes konservativ sind, und hielt sich streng loyal an die alte Regierung.

„Prinzen," so pflegte er zu sagen, „sind keine Freischärler und machen auch nicht mit ihnen. Drum bleibt der Prinz Hanne großherzoglich und wird nicht heckerisch[1]." Da er zudem damals über dreißig Jahre alt war, konnte er auch nicht gezwungen werden, „die Waffen für des Vaterlands Befreiung zu tragen."

[1] Der Hauptrevolutionsmann anno 1848 war in Baden bekanntlich der Advokat Hecker.

Seine republikanischen Mitbürger billigten seine prinzliche Stellung zur Schilderhebung gegen den Landesfürsten, und unbehelligt ging er, einer der wenigen Prinzen in Deutschland, denen in jener Zeit nichts widerfuhr, durch die zwei Revolutionsjahre hindurch. Und aufs neue erhob er stolz sein Haupt, nachdem der Aufstand so kläglich geendet hatte, und freute sich, daß die Fürsten wieder zu Ehren gekommen und die Freischärler unterlegen waren.

Es sollten auch sonst bald bessere Tage für den Fürsten-Sohn kommen. Sepper, der unverdrossene Fischer, segnete das Zeitliche.

Wenn der Prinz Johann nach Feierabend am Fenster seines Herrn saß, den Weinkrug, den die zwei Grazien ihm gefüllt, neben sich, so schaute er jeweils über den See hin, um des Seppers Heimfahrt schon von ferne zu sehen.

Oft wurde es spät, bis dieser vom Fischen heimkehrte, die Betglocke hatte ihn umsonst gemahnt. Am Abend beißen die Fische am liebsten an, und der Fischer bleibt deshalb oft lange auf dem Wasser.

Wenn der Hanne den Sepper wegen der Dunkelheit über dem Gewässer nicht sehen konnte, so machte er das Schiebfensterchen auf und „loste" (horchte) hinaus, bis er die Ruderschläge des Heimkehrenden vernahm.

Dann eilte er hinunter ans Ufer, empfing den Herrn, zog sein Schifflein ans Land und trug ihm die Beute heim oder das Fischergeräte, damit auch der Sepper sein Wohlgefallen an ihm habe.

So wartete der Prinz Johann eines Abends auf den Fischermeister. Er blieb lange aus. Die Nacht brach über den See herein, und der Knecht lauschte den Ruderschlägen des Herrn. Endlich hörte er sie, aber müde und matt, dem Ufer zu schlagen.

Der Hanne eilte hinab. Der Sepper landet mit Mühe, und ehe er aussteigt, ruft er: „Gottlob, daß ich da bin. Ich hab' geglaubt, ich käm' nimmer heim; 's ist mir sterbensübel."

Er stieg mit Hilfe des erschrockenen Hanne aus, wankte seiner Hütte zu, legte sich nieder und starb.

Jetzt sind die Zenz und die Nänni Herrinnen in Haus und Feld, und der Prinz Johann ist Knecht zweier Damen, von denen jede gern die Herrschaft mit ihm geteilt hätte.

Hätten die zwei Schwestern Länder und Völker zu regieren gehabt, so wäre sicher blutiger Krieg entstanden, wenn eine den Prinzen zum Mitregenten erhoben und die andere entthront hätte; denn leider mußten die Völker der Erde nicht nur oft wegen der Eroberungssucht ihrer Fürsten, sondern auch wegen deren Liebschaften und Heiraten bluten.

Wären die Zenz und die Nänni aber Töchter besserer Stände, kultivierte Modedamen gewesen, so hätte es bitteren Haß und Feindschaft, Familienszenen unschönster Art gegeben, wenn eine hätte ledig bleiben und ihrem Herzen Gewalt antun müssen um des Hannes willen.

So aber gehörten die zwei Damen in dem Fischerhäusle am See zum ungebildeten Volk, drum machten sie ihre Familien- und Herzensangelegenheiten im Frieden aus. Die Zenz war in den langen Jahren, da der Prinz im Hause diente, noch älter geworden, nachdem sie bei seinem Dienstantritt schon alt war. Und da, zu ihrer Ehre sei's gesagt, die Frauen im Alter weise werden, während die Männer in gewissen Dingen Toren bleiben, so resignierte sie in stillem Frieden. Sie überließ der jüngeren Schwester den Prinzen samt dem Palais am See und den Ländereien und Weingärten am Ufer hin, bat sich nur Herberge und Pflege für Lebenszeit aus und versprach dafür, so lange sie könne, in Reben und Feld mitzuarbeiten.

So wurde, im Jahre 1855, der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn in dem reizend gelegenen Häuschen am See und in Seppers Weinbergen, Äckern und Wiesen.

Wer nicht wüßte, wie feinfühlig das Volk ist und wie kultiviert die Hangouer Rebleute sind, der könnte es daran sehen, daß die Nänni mit dem Tage, da sie des Prinzen Frau

wurde, nicht etwa „Prinzessin Nänni“ genannt wurde, sondern alle Tage bis an ihr Ende nach wie vor hieß: „Des Däschlers Nänni“.

Sie war dem Prinzen nicht ebenbürtig, und das fühlten die Hangouer heraus und gaben darum der Nänni unverändert den angeborenen bürgerlichen Titel.

Dagegen ward der Prinz Johann nach dem Tode seines Vaters, des alten Fürsten, vielfach auch Fürst Johann genannt oder Hanne, der Fürst.

Und doch hat noch kein Hagnauer, den Hauptmann Rebstein ausgenommen, je einen genealogischen Hofkalender in der Hand gehabt oder von morganatischen Ehen gehört.

Aber die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden und geht deshalb spielend mit den Künsten, Wissenschaften und Gepflogenheiten der kleinen und großen Welt um.

Kaum war aber der Prinz Johann vom Knecht zum Herrn geworden, als er, einem natürlichen Zuge folgend, seine Lust zur Arbeit verlor und an ihre Stelle prinzliche Gelüste traten.

Er machte Lustfahrten in des heimgegangenen Fischers Kahn, Raufpartien mit seinem Bruder Konrad oder er hielt Trinkgelage ab auf seine Kosten mit jedem, der Durst hatte.

„Ein Prinz,“ sprach er, „ist, wenn er's irgendwie anders machen kann, nicht zur schweren Arbeit bestimmt,“ und überließ den zwei Damen die ganze Sorge im Feld. Sie mußten selbst das Gras für die Kühe holen. Nur im Haus, wo niemand es sah, wenn Hanne, der Fürst, knechtliche Arbeiten verrichtete, war er tätig; er fütterte das Vieh und molk die Kühe.

Und noch eine Tätigkeit liebte der Prinz in seinen Tagen als Herr in der Fischerhütte. Er ging gerne nächtlicher Weile auf eine Art Raubritterei aus.

Den Kamm des Moränehügels, welcher am Seeufer hinzieht und dessen Gehänge die Weinberge der Hagnauer bilden, ziert ein stattlicher Wald, einst, wie das Dorf, im

Besitz des Klosters Weingarten, dessen Name er heute noch trägt.

Diesen Wald, meinten die Hangouer von jeher, habe der Staat bei der Säkularisation der Klostergüter sehr billig ge—holt, und sie dürften deshalb auf ähnliche Art einzelne Bäume holen.

Zur Winterszeit, wenn die riesigen Kachelöfen im Dorf nach Holz schreien, wenn das Seeufer mit Eis kandiert ist und über den Reben das Schneetuch liegt, schleicht in später Abendstunde manch einer dem „Wigarte" zu und schaut, wo Holz ist.

Ich bin mehr denn einem begegnet in den vielen Jahren, da ich am See lebte, der keuchend eine Fahrt Holz aus dem Wald schleppte, hab' ihn aber nie beschrieen.

Einer der eifrigsten Frevler war Hanne, der Fürst, obwohl er selbst ein Wäldchen sein eigen nannte. Es machte ihm Spaß, schöne „Dürrständer" oder auch „Rebstecken" zu annektieren aus dem alten Klostergut.

Er hielt den Holzfrevel für eine ritterliche Tat, die er so lange trieb, bis dieser Frevel durch ein neues Forstgesetz als Diebstahl gebrandmarkt wurde. Von dieser Stund' an hielt der Prinz Johann das für eine Schande, was er zuvor für kavaliermäßig erklärt und betrieben hatte, und unterließ seine nächtlichen Wanderungen in den Weingarten. Ein Prinz, so sprach er, stiehlt nicht; freveln darf er, aber nicht stehlen. —

4.

Wir haben in seinem Jugendleben schon erzählt, wie freigebig der Prinz Hanne mit seinem Geld umging und wie große Vorliebe er hatte für einen guten Trunk.

Kaum aus dem Knechtsstand wieder ein Herr geworden, ging er wieder ans Zechen.

Im Herbst behielt er jeweils den besten Wein aus seinen

Reben für sich, und verkaufte nur den geringen. Ein Prinz, meinte der Hanne, trinkt kein Lumpenzeug.

Nobel war auch die Art, mit welcher er jeden, der am Wirtshaus, in dem Hanne, der Fürst, saß, vorbeiging, hereinrief und zum Trinken einlud. Und wenn einer der Gerufenen auch Hunger äußerte, ward auch der gestillt. Mehr denn einmal ging der Prinz heim und holte ganze und halbe Seiten Speck aus dem Kamin und opferte sie dem Appetit der Hagnauer Winzer und Fischer.

Andere lustig zu machen, ihren Hunger und Durst zu stillen, war des Prinzen größte Freude, selbst wenn der letzte Taler draufging. —

Die Zenz und die Nänni waren mit dieser noblen Passion des einstigen Knechtes nicht einverstanden und jammerten, daß er so den Prinzen spielte, mit ihrem Vermögen so üppig umging und ihnen bloß die Arbeit überließ.

Der Hanne aber meinte, er habe „des Däschlers Nänni" nicht geheiratet, um weiter Knechtsdienste zu tun, sondern um „standesgemäß" leben zu können, wie es Prinzen und Grafen oft machten in der Welt draußen und ins Bürgertum heirateten, um ihre Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und herrenmäßig leben zu können.

Es sei Herablassung genug, wenn er die Kühe melke, was noch nie ein Prinz getan habe.

So kam das Jahr 1865 und mit ihm ein Weinjahr erster Güte. Ein solches bewirkt am See doppelte und dreifache Freude, weil an den kühlen Ufern des schwäbischen Meeres selten ein „ganz guter" wächst und der Seewein ja nur berühmt oder richtiger verschrieen ist wegen seiner Säure. Mit Recht berühmt ist der Meersburger, des Hagnauers Nachbar. Eine alte Legende gibt aber den Grund an, warum der Meersburger viel besser ist, als seine Nachbarn.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum saßen und die Kelten ringsum ihre Untertanen

waren, sei einmal unser Herr mit Sankt Peter am See herunter gekommen auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, habe er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um Nachtquartier gebeten für sich und seinen Begleiter, sei aber, seiner fremden Erscheinung wegen, von den mißtrauischen Keltenmännlein grob abgewiesen worden.

In Meersburg, wo römische Kultur sich niedergelassen, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht.

Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil ihr mich und meinen Freund so gastlich empfangen, will ich euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald eure Hügel bedecken und Wein bringen zu eures Herzens Fröhlichkeit.“ So geschah es alsbald und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die groben Keltenbäuerlein oberhalb Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indes am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt wurde wie oberhalb und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brot bekommen konnte. Der weinsüchtige Landsturm von oben verkündete den untern Seehasen, was in Meersburg vorgefallen sei. Gemeinsam eilen alle dem Wundermann nach, erreichen ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen das schwäbische Meer verläßt, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzeiht und sagt ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen, sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren.

Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten- und Pfahlmännlein von dannen. Doch St. Peter, der es in menschlichem Unmut nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein Meister so gröblich war behandelt worden, sprach: „Aber

Meister, wie konntest du diesen Grobianen zur Verzeihung noch ein so schönes Geschenk machen? Sie werden jetzt sicher zu viel trinken und deiner erst recht vergessen."

Der Herr aber, so schließt die Legende, antwortete: „Petrus, beruhige dich. Weinberge sollen sie haben, der Wein aber wird so sauer sein, daß sie gestraft genug sind durchs Trinken."

Seitdem wächst der Seewein sauer, und nur in seltenen Jahren erbarmt sich der Himmel und läßt einen guten wachsen. Das ist aber dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden, bis wieder eines kommt.

Ich war fünfzehn Jahre am Bodensee, und alle die fünfzehn Jahre hörte ich das Lob des Fünfundsechzigers singen, weil seitdem nie mehr ein solcher gewachsen war.

Daß dieser Jahrgang das Wohlgefallen des Prinzen Johann in erster Linie errang, verstand sich von selbst; denn das war nicht bloß ein gewöhnlicher „Herrenwein", sondern ein echter Fürstentrank, weshalb unser Fürst in alter Ritterart den ganzen Tag in seiner Hütte beim Humpen saß.

Und als sein eigen Quantum getrunken war, ging er hinauf in den Adler, setzte sich in das „Seezimmer" und trank, den verklärten Blick auf See und Alpen gerichtet, Fünfundsechziger.

Mit fürstlicher Freigebigkeit ließ er auch andern Menschen von dem „Herrewi" zukommen. Wer vom Feld heim am Adler vorüberging, ward hineingerufen und vom Hanne mit Fünfundsechziger regaliert. Wenn aber einer der Geladenen nach dem ersten Schoppen sich bedanken und wieder seines Weges gehen wollte, drohte ihm der Prinz mit Schlägen. Jeder mußte wenigstens drei Schoppen trinken nach dem Sprichwort: „Alle guten Dinge sind drei."

In den letzten Tagen des Fünfundsechzigers blieb der Prinz so einmal eine ganze Woche im Adler, und wenn sein Weib, „des Däschlers Nänni", ihn holen wollte, sprach er: „Der Fünfundsechziger ist mir lieber als des Däschlers Nänni,

die geht mir nicht davon, wohl aber gibt's bald keinen Fünfundsechziger mehr, und darum muß ich bei ihm bleiben."

Als er aber am Ende seiner Jubelwoche spät abends heim wollte, hatten ihm die beiden Schwestern das Haus verschlossen, und all sein Rufen um Einlaß war vergeblich. Da begann er eine regelrechte Belagerung des Häuschens. Erst wollte er Bresche in die Türe schießen mit großen Kieselsteinen vom nahen See, und als diese nicht genügend wirkten, holte er einen Wiesbaum aus einem benachbarten Schopf und stieß ihn wie einen Mauerbrecher an das Tor. Aber bei jedem Stoß fiel er mit seinem Fünfundsechziger zu Boden, und die Türe widerstand.

„Wer acht Tage Fünfundsechziger getrunken," sprach er endlich, von ferneren Versuchen abstehend, „kann auch unter freiem Himmel übernachten," und legte sich vors Haus zum Schlafe nieder.

Am andern Morgen, da die heldenhafte Haustüre sich öffnete, ging des Däschlers Nänni heraus und der Prinz Gemahl hinein. Sie ging eilenden Schrittes am See hinunter nach Meersburg und aufs Amtsgericht und beantragte Vermögensabsonderung, weil ihr Mann das ganze Vermögen in Fünfundsechziger zu vertrinken drohe.

Die Zenz hatte dem fürstlichen Schwager bei seinem Eintritt in die Stube alsbald mitgeteilt, warum die Nänni fort und nach Meersburg sei, denn sie beide seien nicht länger gewillt, seinem Nichtstun und Trinken müßig und geduldig zuzusehen.

Doch Prinz Hanne forcht sich nit und klärte die Zenz dahin auf, daß so was keine Schande für ihn sei, denn bei Fürsten und Prinzen wäre es Mode, daß jedes sein Vermögen besonders verwalte. Und wenn nur die Nänni das ihrige behalte, so sei er schon zufrieden. Geld werde er von ihr schon herausbringen. Auch seien die vornehmsten Grafen und Fürsten schon so behandelt worden.

Die Absonderung ward ausgesprochen und des Prinzen

Kredit dadurch doch geschädigt, weil er ohne Geld nichts mehr bekommen konnte, um standesgemäß leben und andern eine Freude machen zu können.

Doch er fand Mittel und Wege, um zu Barem zu gelangen, wenn er Sonntags eine Lustfahrt auf dem See machen oder einen Schoppen trinken wollte. Er hatte einen großen, alten Säbel in seiner Schlafkammer, den gürtete er um, wenn ihn der Durst plagte oder das Wetter auf den See lockte und er kein Geld hatte, stellte sich vors Däschlers Nänni hin, zog vom Leder und drohte ihr mit dem Tod.

„Seine Ehre vertrage es nimmer länger, ohne einen Kreuzer Geld im Dorf herumzulaufen. Er müsse zum Verbrecher werden, wenn ihm die Nänni kein Geld gäbe.“ Bei diesen und ähnlichen Redensarten fuchtelte er, grimmige Blicke über seiner Habichtsnase hervorwerfend, mit seinem Säbel, bis die Nänni in sich ging und etwas hergab.

Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen —

mochte der Prinz mit Corneilles „Cinna“ denken. Und es gelang ihm regelmäßig. Aber dann war er wieder der beste Mensch von der Welt, molk die Geißen, die nach und nach an Stelle der Kühe getreten waren, und gab seiner Nänni die schönsten Worte. —

Der Prinz Johann hatte alle Eigenschaften eines Mannes von höherem Range; er war freigebig, großmütig und selbst tapfer, wie sein Gang über den gefrorenen See beweist.

Nur eines fürchtete er: die Toten.

Als seine Schwägerin Zenz aufs Totenbett kam, nahm sie vom Prinzen Abschied mit den Worten: „Johann, jetzt muß ich sterben, sei auch brav mit der Nänni und trink' nicht mehr so viel, denn du weißt, wir treffen uns wieder.“ Die letzten Worte hatte sie undeutlich mit sterbender Stimme gesprochen und der Prinz verstanden: „Ich komme ja wieder.“ Deshalb erfaßte ihn eine furchtbare Angst, und er schrie:

„Um Gottes willen, Zenz, du wirst doch nicht mehr kommen!“ Ohne ihn zu beruhigen, verschied sie und hinterließ den Hanne in einer verzweiflungsvollen Angst.

Er fürchtete, die Zenz könnte ihre Drohung noch ausführen, während sie als Leiche im Hause lag, und trug deshalb Tag und Nacht seinen großen Säbel, um sich Mut einzuflößen, und lud zur Totenwache die herzhaftesten Männer aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ein, um ja Hilfe bei der Hand zu haben, falls die Zenz vom Tode auferstünde. Unter ihnen war der Nachbar Künzle, ein ehemaliger „Schiffmann“, furchtlos zu Wasser und zu Land, und aus der Verwandtschaft der Prinz Konrad, ein Recke erster Stärke.

Bei einer Leichenwache in Hange wird viel gebetet, aber noch mehr getrunken; denn vom vielen Beten kann man ebenso durstig werden, wie vom vielen Reden.

Drum ist es altherkömmlich in den Weinorten am See, den Wächtern „ordeli z'trinke“ hinzustellen, damit sie nicht „verschlafen“ und so das „ewige Licht“ beim Toten ausgehen lassen, was als die gröblichste Verletzung der Wächterpflicht angesehen wird.

Daß Leichenwächter beim Prinzen Johann keinen Durst leiden durften, war bei seiner bekannten Freigebigkeit klar. Als er aber die Bitte stellte, ihn in den Keller zu begleiten zum Weinholen, weil er sich fürchte, so lang die Zenz nicht unter dem Boden sei, erhob sich lauter Widerspruch und Hohn von Seite der wachenden Mannen. Der Prinz solle sich schämen, nicht allein in den Keller zu wollen. Er möge nur ruhig gehen, sie würden die Zenz schon hüten, damit sie ihm nicht nachkomme.

Endlich ließ Hanne, der Fürst, sich bestimmen, allein in der Fässer Gruft hinabzusteigen. Den Säbel hatte er schon um; drum zog er das Schwert mit der Rechten, nahm in die Linke den Weinkrug und ging die Stiege hinunter in den Keller, um von seinem besten Roten zu holen.

Während er, ohne das Schwert aus der Hand zu legen,

außer um den Hahnen des Fasses zu öffnen, den Krug füllt, springt ein schwarzes Tier zum Kellerloch herein und aufs Faß. Der Prinz, nicht anders glaubend, denn die Zenz sei im Anzug, wirft den Säbel weg und jagt davon. Nur so viel Geistesgegenwart hat er noch, daß er den Krug nicht wegwirft.

Leichenblaß und zitternd kommt er zu den Wächtern und erzählt, was ihm begegnet. Sie lachen ihn aus, leeren lustig den ersten Krug und verlangen nach dem zweiten.

Doch jetzt geht Hanne, der Fürst, um keinen Preis mehr allein in den Keller. Zwei Männer begleiten ihn. Aber wie erschrecken diese Weinseelen, als der Wein im Keller herumläuft, weil der Prinz in seiner Angst den Hahnen offen gelassen hatte und das Faß fast leer gelaufen war. Unter ihrem Jammern über den guten Roten sprang „der Geist", welcher den Hanne vertrieben, in Gestalt einer Katze wieder zum Keller hinaus.

Die ganze Wachmannschaft aber ließ die tote Zenz samt dem „ewigen Licht" im Stich, bis sie von dem Wein so viel aufgeschöpft hatte, als noch zu retten war.

Der Tapferkeit des Prinzen gab die Furcht vor der toten Schwägerin einen starken Stoß im Dorfe, und er suchte sie durch häufigere Ausfälle ins Land der Lintizen an der Seite seines Bruders Konrad wieder zu heben.

Seiner Frau aber säbelte er, so oft sie Geld hatte, dasselbe ohne Erbarmen aus der Tasche, wenn sie nicht freiwillig ihm einen Ehrensold zu Füßen legte.

Als ich den Prinzen kennen lernte, war das bare Geld der Nänni längst fort und Haus und Reben verschuldet, andere Güter verkauft und der Hanne ein ziemlich armer Mann. Aber bei alledem trug er, einem echten Fürsten gleich, den Kopf hoch und benahm sich wie ein durchaus unabhängiger Charakter.

Er räsonierte und kritisierte alles, was ihm mißfiel, als wäre er der erste im Dorf. Und das gefiel mir. Männer mit

gutem Mundstück haben immer mein Wohlgefallen, und während zungenfertige Weiber mich langweilen, höre ich einem Mann aus dem Volke, der viel zu reden und viel zu behaupten weiß, ungemein gerne zu.

Und so einer war der Prinz Johann.

So oft er mir nach unserer ersten Seefahrt begegnete, kamen wir ins Gespräch, und der Prinz erhielt wachsend mein Wohlgefallen ob seiner schneidigen Zunge und seiner Ungeniertheit; Eigenschaften, die einen gebornen Haslacher immer sympathisch berühren.

Ich war kaum zwei Monate im Dorf, als die Fastnacht des Jahres 1870 kam. Hätte ich nicht schon vorher gemerkt, daß ein riesiger Unterschied sei zwischen einem Kinzigtäler Bur und einem Rebmann am Bodensee, die Fastnacht hätte mich davon überzeugt.

Während das Landvolk im Kinzigtal nichts weiß vom „Maskengehen" und noch weniger von Maskenbällen, und die Bauern, wenn sie „Narren" sehen wollen, „ins Städtle" wandern müssen über die Fastnachtstage, geben die Landleute am See ihre „Maskenbälle", spielen Ritterstücke und ziehen in Narrenzügen von Haus zu Haus.

Wer glauben wollte, die Narreteien an Fastnacht enthielten überhaupt auch nur einen Funken von echter Volkspoesie, wäre auf dem Holzweg. Die „Narrheit" ist in alleweg ein Produkt der Kultur und niemals der Volksseele, und deshalb verschmäht ein echter und rechter Naturmensch dieselbe.

Am ersten Fastnachtsdienstag, den ich am See erlebte, kamen die zwei Prinzen, Johann und Konrad, nach dem Gottesdienst zu mir ins Pfarrhaus, und der Prinz Johann sprach: „Herr Pfarrer, die Hangouer Faßnat wird Ihne z'dumm si. Drum hann i denkt, i und der Kured went[1] Sie in d' Schwyz durri[2] führe[3]."

---

[1] wollen. [2] hinüber. [3] Die protestantischen Schweizer feiern ihre Fastnacht später.

Das war ein Vorschlag. Quer über den Bodensee in einer Gondel zu fahren, das war mir etwas ganz Neues, und bei meiner großen Vorliebe, die ich für den See bereits gefaßt hatte, brauchte mich der Prinz nicht zweimal einzuladen.

Eine halbe Stunde später schwammen wir schon über den Wassern, und die zwei Prinzen ruderten mit einer Kraft, daß die Gondel nur so über die Berge und Täler der Wellen dahinflog und bald das badisch-schwäbische Ufer mit dem ganzen Hinterland vor unsern Blicken lag.

Der Prinz Hanne war unermüdlich bestrebt, mir vom See aus die Berge, Dörfer und Schlösser zu benennen und zu explizieren.

Aber er sprach auch von seiner Liebe zum See und seinen Wellen; wie das Wasser es ihm früher angetan habe, daß er am hellen Werktag Lustfahrten gemacht; wie es ihn so oft von der Arbeit weggelockt, aber auch froh und frei gemacht habe.

Auch der trockene Prinz Konrad, ein noch tüchtigerer Seemann als der Hanne, stimmte da ein und pries das Leben auf dem See, das Wirtshaus und eine ordentliche Rauferei als seine Hauptvergnügungen.

Mir fiel es auf, daß diese beiden Naturmenschen das Wasser so liebten, und doch hätte ich längst wissen können, daß der geheime Zug des Wassers und zum Wasser in der menschlichen Seele von jeher lebte und die Sagen aller Völker davon zu erzählen wissen.

Wie eilt schon das kleine Kind dem lebendigen Wasser zu, und wie gerne spielt es am gefährlichen Wasser! Und wie oft suchen alte, unglückliche, von Schwermut und Geistesnacht umdüsterte Menschen das Wasser auf! —

Am andern Ufer im Thurgi gelandet, führten mich die zwei Prinzen zu ihrem Freunde Bär von Keßwyl, einem dicken, urwüchsigen Schwyzer, der allwöchentlich über den See kam, um den badischen „Schwoben" am andern Ufer Frucht und Vieh abzukaufen, wobei Hange sein Stapelplatz und Prinz Konrad sein Schiffs- und Frachtkapitän war.

„He bigott," rief der biedere Helvetier aus, als wir drei in seine niedere Stube traten, „do chümmet jo zwee Prinze un a Pfarr'."

Die Prinzen stellten mich dem derben Helvetier vor, und nun schüttelte er mir kräftig die Rechte mit den Worten: „Gruezzi, Herr Pfarr'! Jez will ich gli in Chär[1] un a Saft hole."

Er eilt davon und holt einen Saft, wie die beste Qualität des Birnenmostes heißt. Most aber ist das Hauptprodukt im Thurgi, weshalb dieser Gau von den Schweizern auch „Mostindien" getauft wurde. Bärs Wib brachte einen Riesenlaib weißes „Schwyzerbrot", und bald war die Unterhaltung im vollen Gange. Drüben im Badischen hat der Bär dem Müller in Bermatingen Roggen abgekauft, den soll der Prinz Konrad diese Woche noch über den See bringen und gleich die „zwo fette Su" ins Schiff laden, welche der Schwyzer beim „Hebammer z' Hange"[2] stehen hat.

Der Fährlohn wird sofort ausgemacht: Zehn Fränkli, zwei Liter Most und ein Laib Schwyzerbrot.

Die zwei Prinzen referieren dem Keßwyler „Vähhändler", daß der „Bucher z' Frenkebach" „a schöne Su" feil habe und der „Klöck in Rütti" Hanfsamen und Bohnen.

Es war mir, dem Laien, nicht schwer zu bemerken, wie bei diesem Handelsgespräch der drei Bodenseemannen der biedere Schwyzer die zwei fürstlichen „Seeschwoben" an Schlauheit und Berechnung weit übertraf. Aber jene erschienen mir, trotz ihrer Rauheit, wie zwei poetisch verklärte Gestalten dem urprosaischen, nur mit Geld und Verdienst rechnenden Bär gegenüber.

Als Prinz Konrad im Gespräch bemerkte, er wisse nicht, ob er seine zugesagten Transporte über den See alle zur

[1] Keller.

[2] Mann der Hebamme. Der hier genannte war seines Geschlechtes ein Spiegler und wie alle seines Stammes ein trinkfester Mann.

bestimmten Zeit ausführen könne, weil im Frühjahr das Wetter oft ungestüm sei und Stürme über den See gingen, da fing der Bär über das schwäbische Meer zu schimpfen an: „Der koge[1] See! I wollt', er wär' a Wise."

Wie ideal hatten sich kurz zuvor die beiden Seeschwaben übers Wasser ausgesprochen diesem Realisten gegenüber!

Aber solchen Leuten gehört in alleweg die Welt. Die beiden Prinzen starben als arme Teufel, der Bär von Keßwyl aber wurde ein reicher Mann, der noch jahrelang nach ihrem Tod und nach meinem Weggang, über den See kam, „Su und Frucht" kaufte, aber seit des Prinzen Konrad Tod mit eigener Flottille am schwäbischen Ufer anlegte und seine Ware einlud.

Wir luden den Keßwyler ein, uns ein Stück gen „Rumeshorn", dem alten Römerhafen und dem heutigen Hauptstapelplatz am Schweizer Ufer, zu begleiten, eine Strecke, die wir zu Fuß machen wollten. Aber auch bei dieser Einladung glänzte der Realismus des Helvetiers. „I ho ku[2] Zit zuom ummer[3] loufe," meinte er und verabschiedete uns.

Fortan aber blieben der Realist von Keßwyl und ich gute Bekannte. Unzählige Male habe ich ihn im Gebiet meines Pfarrdorfes getroffen, mit ihm gesprochen und mich trotz seiner Prosa gefreut an seinem ausgesprochenen Geschäftsgeist; denn was ein Mensch sein will, muß er recht sein[4]. —

Wir kamen auf dem Rückweg gegen Abend nochmals zum Bär, diesmal in einer Angelegenheit, welche mir ganz neu war, mir aber meine Begleiter in einem imponierenden Lichte zeigte.

Ein dicker Nebel, wie ihn nur große Binnenseen kennen, hatte sich über den See gelegt. Wir sahen kaum das Wasser

---

[1] verfluchte.

[2] keine. [3] umher.

[4] Er ist jetzt auch schon seit Jahren tot, der Bär von Keßwyl, und kein Schweizer holt mehr Schweine und Frucht in und um Hange.

in der nächsten Nähe unseres Schiffchens, und über das ganze, weite schwäbische Meer hatte eine graue, dichte Wolke sich gelagert gleich einer Mauer.

„Wir müssen eine Laterne haben," sprach Prinz Konrad, als wir am Ufer und bei unserer Gondel angekommen waren, „denn mir (wir) mont (müssen) noch der Nodel (Nadel) fahre."

Und nun erklärte er mir auf dem Weg zum Schwyzer, daß nach der Nadel fahren heiße, den Kompaß in Anwendung bringen. Ich Schwarzwälder staunte, daß die einfachsten Schiffsleute auf dem schwäbischen Meer den Kompaß zu benutzen verstünden.

Daß die Steuermänner auf Dampfschiffen sich seiner bedienten, war mir wohl bekannt, aber daß die kleinen Kahnschiffer an den Ufern hin so große nautische Kenntnisse hätten, war mir neu.

Mit einer Riesenlaterne kehrten wir vom Bär zurück. Der Prinz Konrad holte den Kompaß aus dem „Trögle" im Schiffchen, beleuchtete ihn vor sich, griff, wie der Prinz Hanne am andern Schiffsende, in die Ruder, und hinein ging's ins Nebelmeer.

Ich saß auf der Schiffsbank in der Mitte. Je weiter wir in den Nebel eindrangen, um so unheimlicher wurde es mir. So mochte sich die Fahrt über den Styx ausgenommen haben, wenn Charon, der Totenschiffer der alten Griechen, die Seele eines Verstorbenen in die Unterwelt geleitete.

Und wie der struppige, zerlumpte Charon mit den Seelen noch allerlei Spott trieb während der Fahrt, so erzählten meine beiden Fergen von Irrfahrten im Nebel ohne Kompaß, wie sie dann die ganze Nacht auf dem See zugebracht hätten und am Morgen statt in der Heimat am Südost-Ende des Sees, in der Nähe von Bregenz, gewesen seien.

Meine rege Phantasie malte sich schon eine solche Irrfahrt aus, ängstlich schaute ich bisweilen auf die Nadel, deren

natürliche Richtung auch die unserige sein mußte, weil Hange gerade nördlich von Keßwyl liegt.

Um meine zwei Seelöwen von ihren gefährlichen Reden abzubringen und meine Phantasie von einer Irrfahrt in dem Nebel abzulenken, fragte ich die beiden Prinzen, woher es denn komme, daß sie solch fürstliche Namen trügen im Dorf. Ich hätte zwar schon allerlei darüber gehört, aber sie selbst müßten es doch am besten wissen.

Und nun nahm Prinz Hanne das Wort und erzählte mir vom alten Fürsten und von der Fürstin. Und während dieser Erzählung und meinen Zwischenfragen durchschifften wir das Nebelmeer.

Der Leser wird natürlich, ehe wir landen, auch wissen wollen, was der Hanne mir erzählte über die fürstliche Benamsung zweier armen Seehasen.

Man wirft mir gerne vor, meine Erzählungen hätten zu wenig künstlerisch abgerundete Form; allein wo soll ich diese hernehmen? Deutsch hab' ich weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium gelernt und entstamme von Haus aus einer Familie, deren männliche Sippen durch drei Generationen hindurch „Groschenlaible" formten und Brezeln drehten.

Wo soll da einem Nachkommen solch' formloser Ahnen die ästhetische Form herkommen? Er muß deshalb, was ihm an angeborner und erlernter Kraft abgeht, durch allerlei Finessen zu ersetzen suchen. Drum mach' ich meine Erzählung jetzt dadurch spannend, daß ich bis zum Ende schweige über der beiden Prinzen Namen und Herkunft. —

Wir gleiteten an jenem Nebelabend kurzweilig über den See, und alle ängstlichen Gefühle waren geschwunden ob des Prinzen Hanne naivem Bericht über den Fürsten und die Fürstin, auf die meine beiden Fahrmänner ihren erlauchten Stand zurückführten. —

Was ich von beiden gelernt, die Schiffahrt auf dem See, übte ich bald allein und mit eigenem Fahrzeug aus. Der

Hanne aber machte mir zahllose Mal meinen Kahn flott, trug mir die Ruder ins Schiff, band bei meiner Rückkehr die Gondel wieder an und „versorgte“ die Ruder. Stets war er gefällig, aber ernst und vornehm in all' seinem Tun.

Seine Armut stieg von Jahr zu Jahr. Er kam höchst selten mehr in ein Wirtshaus. Ja, er und seine Frau litten, wie ich später erfuhr, manchmal bittere Not. Aber gebettelt hätte der Prinz Hanne nie; und auf keine Art, die nur im entferntesten einen bettelhaften Anstrich gehabt hätte, würde er gesucht haben, sich einen Trunk zu verschaffen, und ihm, der so vielen einst Freitrunk gegeben, bezahlte jetzt keiner auch nur einen Schoppen.

Und noch eines! In der tiefsten Not behielt er seinen Hund, seinen treuen Wächter und Begleiter. Er litt eher Hunger, nur um die Hundstaxe ersparen zu können, als daß er seinen „Finet“ verkauft oder erschlagen hätte.

Fürstenart ist es nicht, im Felde zu arbeiten, und drum ließ Prinz Hanne seinen Weinberg im „Krüzacker“ verwahrlosen und hungerte lieber, als daß er arbeitete.

In der Politik verleugnete er ebenfalls alten Fürstenbrauch nicht. Während des ganzen Kulturkampfes, der in jedes Seedörfchen seine Wellen schlug, hielt er strenge zu den „Schwarzen“ und konnte es nicht begreifen, daß es in jenen Tagen viele Fürsten gab, die zu den Roten hielten, wie die Nationalliberalen im Volke hießen, und zu jenen, die anno 48 und 49 in Revolution gemacht hatten.

So zeigte sich der Hanne all' sein Lebtag, selbst in der größten Not, seines Namens würdig und im Sterben erst recht.

Er endete tragisch, der Prinz Hanne, bald nachdem ich Hange verlassen. Beim Abschied hatte er mir noch gesagt: „Herr Pfarrer, wenn's wieder einmal einen guten Herbst gibt im Krüzacker, so besuche ich Sie.“

Die guten Herbste blieben aus, und der Prinz ward ärmer und ärmer. Er hatte eine kleine Rebschule angelegt, um durch junge Reben bessere Hoffnung auf einen guten Herbst

setzen zu können. Eines Tages waren ihm eine Anzahl seiner „Würzlinge" gestohlen worden. Er beschuldigte, kurz und scharf im Urteil, wie es bei Prinzen Mode ist, einen durchaus unbescholtenen Mann, der im Dienste eines wirklichen und echten Prinzen ein Rebgut am See verwaltete, des Rebendiebstahls.

Der ehrliche Mann mußte den Prinzen Hanne verklagen, schon um seines Dienstes willen bei einem anderen Prinzen. Das Schöffengericht verurteilte den armen Teufel zu acht Tagen Gefängnis wegen falscher Anschuldigung. Das Arrestlokal in Überlingen war überfüllt, und als der Prinz von Hange sich zur Erstehung seiner Strafe meldete, ward er auf ein Schiff gesetzt und nach Konstanz geschickt, um dort der Gerechtigkeit Genüge zu tun.

Auch mir war es einst ähnlich ergangen. Als ich anno 1873 meine sechswöchentliche Gefängnisstrafe wegen Beleidigung badischer Beamten in Überlingen absitzen sollte und wollte, war die dortige alte Gefängnisbaracke besetzt, und man instradierte mich nach Radolfzell. —

Ohne einen Pfennig Geld, weil keines mehr in seinem Besitz war, hatte der Prinz die Heimat verlassen, und als die Tage der Haft um waren, stand er auf der Straße in Konstanz, konnte aber nicht mit dem Dampfschiff über den See kommen, weil er eben immer noch kein Geld hatte.

Die öfters von Seebewohnern oder auch von Handwerksburschen in solchen Fällen geübte Praktik, eine fremde Gondel am Seeufer nächtlicherweile loszumachen und hinüberzufahren und die Gondel dann ihrem Schicksal zu überlassen, verschmähte der Hanne aus alter Ehrlichkeit. Zu betteln schämte er sich, und zum Geldleihen konnte er sich als zu einem hoffnungslosen Schritt auch nicht entschließen.

Da blieb nur e i n Ausweg, aber ein mühsamer, nämlich um den See herumzulaufen; ein zehnstündiger Marsch war dazu nötig. Hungrig unternahm ihn der Prinz.

Es war ein kalter, rauher Novembertag, da er über die

Rheinbrücke zu Konstanz ging, Radolfzell und dem westlichen Ende des schwäbischen Meeres zu. Hunger und Kälte wurden immer empfindlicher, je weiter der einsame Wanderer kam, aber der tapfere Prinz blieb hart gegen diese Empfindungen. Lieber sterben als betteln.

Es dunkelte, als er durch das Städtchen Radolfzell schritt. Das Ende des Sees war hier erreicht, und es galt nun, dem Überlinger See zuzusteuern und an ihm hinauf heimzukommen. Der weitere Weg stand noch bevor. Bis Tagesanbruch hoffte der Prinz aber doch unbemerkt von seinen Mitbürgern Hange zu erreichen.

Hunger und Kälte nahmen abermals zu. Sie wurden, als die Nacht hereingebrochen war, stärker denn Hannes fürstlicher Stolz. Sie legten ihn eine Stunde unterhalb Radolfzell im freien Felde nieder zum — ewigen Schlafe.

Am Morgen des 17. November 1885 fanden die Bauern des Dorfes Böhringen einen toten, fremden Mann unverletzt im Felde. Die Kälte, meinten die Leute, hat den Fremden getötet, der wohl in einem Schnapsdusel sich da hingelegt.

So ward der Prinz, unerkannt als solcher, im Verdacht des Schnapstrinkens begraben, er, den Hunger und Elend auf die Erde niedergelegt und der Kälte ihr Todeswerk leicht gemacht hatten.

In seiner Rocktasche hatten sie ein Gebetbuch gefunden, denn das hatte der christliche Prinz mit ins Gefängnis genommen. In dem Buche standen Name und Herkunft des Toten.

So kam die Nachricht nach Hange, und die Nänni, sein Weib, konnte ihm zum Grab folgen. Jetzt war sie erlöst von ihrem Prinzen, aber wehe tat es ihr doch, daß er solch ein Ende genommen.

Nie hätte Prinz Hanne im Leben sein Palais am See verkauft, er wäre eher Hungers gestorben. Sein Weib war nicht so stolz, wie der Hanne. Drum, sobald der Mann tot war, verkaufte die Nänni Hab' und Gut.

Ein junger Fischer, der sich ein Heim gründen wollte, kaufte alles und bezahlte es so gut, daß des Prinzen Gattin, die seit Jahren mit diesem Hunger gelitten hatte, noch zu einem kleinen Vermögen von einigen Tausend Mark kam.

Aber — und das ehrt die Nänni — das erste Geld verwandte sie, um ihrem Hanne, der so oft im Leben schlimm mit ihr umgegangen war, ein Denkmal zu setzen.

An der Kirchhofsmauer in Böhringen, unweit vom Grabe des Prinzen, ließ sie eine weiße Marmortafel anbringen, auf der in goldenen Lettern folgende Worte und Zeilen stehen:

„Hier ruht Johann Baptist Wegis von Hagnau, geboren den 16. Januar 1816, gestorben den 16. November 1885.

Vom Jüngling bis zum Greise,
Ach, ist nur eine Spanne Zeit;
Oft schnell und unverseh'ner Weise
Ruft Gott zur langen Ewigkeit."

Welcher Volksdichter am See der Nänni diese schönen Verse gemacht, konnte ich nicht erfahren. Aber der Stein selber ist ein neues Wahrzeichen von Weibertreue, wie denn die Frauen trotz aller sonstigen Fehler, in diesen Dingen weit größer dastehen, als die Männer.

Niemand aber, der den Stein liest auf dem einsamen Dorfkirchhofe am Untersee, weiß, daß der fern der Heimat Verstorbene im Leben ein Prinz war.

Auch für seine Seelenruhe sorgte das treue Weib; sie stiftete in der Kirche zu Böhringen eine Totenmesse für den Hanne, und ebenso für sich und ihn ein Seelenamt in Hange. Und wenn in späteren Zeiten der Pfarrer von der Kanzel den Jahrtag für Johann Baptist Wegis und seine Ehefrau verkünden wird, dürfte niemand mehr wissen, daß der, dessen Gedächtnis am Altare gefeiert werden soll, einst als „Prinz Hanne" im Dorfe umging.

Wenige Jahre nach dem Prinzen haben sie auch die gute Nänni begraben. —

5.

Lange vor seinem weit älteren Bruder Hanne war der Prinz Konrad aus dem Leben gegangen. Er ging wilder und kühner durch dasselbe, drum hielt es auch kürzer. Schon in der Schule hatte er seine erste öffentliche Kraft an dem alten Lehrer probiert und ihn eines Tages hinter den Ofen geworfen. So zeigte schon Klein-Konrad, was für ein Recke aus ihm werden sollte. Groß geworden, bekam er in noch höherem Grade wie sein Stiefbruder Hanne prinzliche Eigenschaften, gute und schlimme. Er war tapfer, furchtlos, stark, ein Spieler und Haudegen, ein Wettenmacher, kurz alles, nur kein Rebmann und kein Feldarbeiter.

Noch weit mehr als Prinz Hanne liebte Prinz Konrad den See und das Leben auf demselben. Und wie echte Prinzen eigene Equipagen halten und selbst kutschieren, so hielt sich der „Kured" stets ein eigenes kleines Schiff, ein Luxus, den andere Rebleute, soweit sie nicht nebenbei Fischfang oder Segelschifferei betrieben, sich nicht leisten konnten.

Bald war er mit seiner Gondel auf den Wellen so vertraut, daß er einer der gewandtesten Segler wurde und später, als sein Vermögen fort war, mit seinem Schiffe sein Brot verdiente, Waren und Vieh transportierte, aber auch, wie wir oben schon erwähnt, echte Prinzen und Fürsten auf dem See spazieren führte.

Eines Tages hatten Sturmwellen seinen Kahn von dem Pfahl, an den eine eiserne Kette ihn band, losgerissen und in den See hinausgenommen. Kurz entschlossen stürzte der Prinz seinem gefährdeten Fahrzeug nach, schwamm kühn durch die Hochflut darauf zu, nahm die Kette zwischen die Zähne und zog so die Gondel schwimmend ans Land, trotzdem die Wellen mit Macht gegen ihn ankämpften.

Ein andermal fuhr er in einem Stürme in seiner Gondel von Meersburg herauf. Im Angesicht des Dorfes schlug sein Fahrzeug um. Am Land schrie alles um Hilfe; Männer

machten einen Kahn los, um sie ihm zu bringen. Aber der Kured hatte sich auf den Rücken seines Schiffchens geschwungen und rief ruhig, als säße er auf einer Gartenbank: „Blibet dussa, i komm' scho."[1]. Und er kam samt seiner Gondel richtig ans Land.

Aber auch auf dem Festland war er bekannt ob seiner Körperstärke. Von seinen Fehdezügen ins Linzgau mit dem Bruder Hanne hab' ich oben schon erzählt. Im Ringkampf unterlag jeder seinen Armen. Aber auch in seinen Zähnen stak seine Riesenkraft. Er hob jeden ausgewachsenen Mann, der sich auf den Boden gelegt hatte, mit den Zähnen an den Kleidern ihn fassend auf und trug ihn in der Stube herum. Oft gab er diese Probe als Spaß in den Wirtshäusern am See hin zum besten.

Ein richtiger Prinz muß Sportsmann sein. Auch das war unser Kured. Sein Sport war das Wetten. Er wettete beim Kegeln und Kartenspiel hohe Summen und verlor fürstlich. Ebenso ging er Wetten auf seine Kraft ein, z. B. so und so viel Säcke Frucht oder Salz auf einem Schubkarren einen Berg hinauf zu befördern. Hier gewann er meistens, auf Kosten seiner Gesundheit. Einst wettete er, den Kapellmeister der Dorfmusik, Wilhelm Spiegler, an den Zähnen vom Boden aufzuheben und heimzutragen. Auch das wäre ihm gelungen, wenn nicht der Aufgefaßte flehentlich gebeten hätte, ihn wieder hinzulegen, weil der Konrad mit den Kleidern auch die Haut erfaßt hatte.

Wie der Prinz Hanne war auch der Konrad sehr freigebig. Wenn er Geld hatte, bezahlte er allen durstigen Seeleuten, und ein Freitrunk ist für einen richtigen Rebmann am Bodensee, was für einen lechzenden Hirsch die Quelle und für den Nachtwächter der Morgen.

Solche Freitrünke feiern drum die Hangouer bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit. Bei ihnen wird kein

---

[1] Bleibt draußen, ich komme schon.

Bürgermeister und kein Ratsherr gewählt ohne einen Trunk. Das Trinken geht im Wirtshaus vor sich, aber den Wein bringt der Spender meist selbst mit in einer großen „Butte", die er auf dem Rücken ins Wirtshaus trägt. Das ist noch ein Stück Poesie.

Alle Streitäxte werden bei diesen Gelagen begraben, und selbst diejenigen, welche dem Gewählten ihre Stimme nicht gegeben, kommen zum Trunk und trinken ihren Unmut über die Niederlage bei der Wahl friedlich hinunter.

Man muß sie gesehen haben, die trinkbaren Winzer, bei solchen Anlässen, um zu begreifen, wie fröhlich auch der saure Seewein macht. Ich selbst bin der Stifter eines solchen Freitrunks.

Alljährlich im Mai wallfahrtete ich mit meinen Hagnauern infolge eines öffentlichen Gelübdes nach der zwei Stunden entfernten Muttergottes-Kapelle zu Baitenhausen Hoch auf dem Berge liegt sie einsam über dem Salemer Tal und ladet, wie keine, zum Beten ein und entzückt wie selten eine durch die Fernsicht das Auge.

Auf dem Hin- und Rückweg wurde standhaft gebetet, und es gab trockene Kehlen. Drum ließ ich nach der Rückkehr am Nachmittag den Mannen aus den Kellern des von mir gegründeten Winzervereins einen Freitrunk geben, dem ich für kurze Zeit anwohnte. Da war aller Hader einzelner vergessen, und wacker, wie im Gebet, zeigten sich die Männer im Trunk.

Auch für die Frauen gründete ich einen solchen Freitrunk, und es hat mich nie gereut. Der Pfarrer muß nicht bloß für die religiösen, sondern auch für die sozialen und gemütlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde sorgen. Und je mehr er die letzteren im Auge hat, um so leichter wird ihm die Sorge für die religiösen.

Es gibt nicht leicht auf Erden arbeitsamere Wibervölker als die Rebfrauen von Hange. Und wenn der Herbst kommt, bekommen sie vom Wein, an dessen Pflanzung sie am meisten

gearbeitet haben, in der Regel keinen oder nur vom geringsten ins Haus. Der Mann verkauft und muß in der Regel fast allen Wein verkaufen, trinkt aber seine guten Schoppen im Wirtshaus. Ich habe nun durch den Freitrunk dafür gesorgt, daß die Frauen wenigstens einmal im Jahr den Wein tüchtig versuchen können, an dessen Gewinnung sie so mühevollen Anteil haben.

Mein Nachfolger als Pfarrer hat den schönen Bittgang nach der Kapelle „abgeschafft", wohl weil es ihm zu weit war. Die Rebmänner aber, in ihrer Art gescheiter als ihr Pastor, haben jenen Trunk beibehalten. —

Daß bei solch fürstlichen Passionen das vom Vater ererbte schöne Stammgut des Prinzen Konrad bald der Neige zuging, ist leicht erklärlich.

Wie andere große Herren es in ähnlicher Lage machen, so verkaufte der Kured die Stammburg samt den Gütern, baute sich ein kleines Häuschen unmittelbar am See und errichtete eine größere Schnapsbrennerei für Export von Kirschen- und Tresterwasser. Nebenbei begann er einen schwunghaften Handel nach Konstanz, im Sommer mit Kirschen und im Winter mit Schweinen und Kälbern.

„Noblesse oblige", zu deutsch: ein Prinz hat Verpflichtungen, dachte der Prinz und wurde Schnapsbrenner und Kälber- und Chriesenhändler. Aber nach dem gleichen Grundsatz der Noblesse war der Kured auch freigebig mit seinem Schnaps und seinem Kälber- und Kirschengeld.

An Spätherbstabenden, wenn die Fischer heimkehrten vom mühsamen Fang, die Segelschiffer landeten von stürmischer Fahrt und die Rebmänner aus den Weinbergen kamen von der kalten Nachherbst-Arbeit „des Schlagens"[1] und der Prinz Konrad am Schnapsbrennen war, da kehrten sie bei ihm ein, tranken von seinem Schnaps und aßen von seinem Schwartenmagen, den er von Konstanz gebracht, alles natürlich gratis.

[1] Abstechen des Rasens rings um das Rebfeld.

Den Profit seiner Brennerei und seines Exporthandels brachte der noble Prinz gerne zum Opfer; aber wenn's auch darüber ging, hatte er seine Freude, andere glücklich zu machen.

Und an kalten Herbst- und Winterabenden Fischer, Schiffer und Rebleute mit Schnaps und Schwartenmagen regalieren, heißt glückliche Menschen machen, weit glücklicher, als diejenigen sind, welche in derselben Zeit an wirklich fürstlichen Tafeln und bei Hofbällen sich ergötzen.

Und in des Prinzen Konrad „Schnapshüsle" wurde in jenen Tagen weit mehr Witz und Humor losgelassen, als auf einem Dutzend „Soireen" besserer Menschen, die sich gegenseitig falsche Komplimente sagen, anlügen und mit ihren Gedanken „Versteckens" spielen.

Es existierte noch, als ich nach Hange kam, des Prinzen Schnapshüsle, das Rendezvous frierender Fischer, Schiffer und Rebleute, wo sie sich wärmten innen und außen und dabei die kleine und große Welt besprachen.

Die kleine Welt ist dem echten und rechten Hagnauer sein Keller. So durstig er ist nach harter Arbeit, ebenso bescheiden ist er in der Qualität des Trunkes. Wenn er ein Faß „Bire-Most" im Keller hat, ist er baß zufrieden; ist dieser Most gar aus „Böckle-Bire", der besten Sorte am schwäbischen Meer, so ist sein Besitzer und Trinker ein glücklicher, stolzer Mann.

Daß einer dem andern von seinem Keller spricht, von der Most-Sorte, die er trinkt, und den paar „Uimern"[1] Wi, die er eingetan für seine „Alte", darin besteht das Gespräch über die kleine Welt.

Die große Welt ist, was über dem Keller liegt, Haus und Dorf und See. Da wird erzählt, wer schon am meisten „Band"[2] gemacht hat hinterm Ofen, wer am letzten Sonntag einen „Rusch" gehabt, wer in der Woche sein Wib geschlagen,

---

[1] Eimer = 40 Liter.

[2] geschlitzte Weiden zum Anbinden der Reben; eine Stubenarbeit des Rebmanns im Winter.

wieviel jeder auf Martini dem Domänenverwalter oder dem „Juden" zu zahlen gehabt.

Das alles ward besprochen in des Prinzen Konrad Schnapsküche; die Männer tranken dazu den Branntwein des Prinzen, und die Wellen des Sees, die am Häuschen strandeten, schlugen den Takt dazu.

Wenn der Prinz ins Hinterland ging auf den „Bähhandel" oder um „eingemachte" Kirschen und Zwetschgen zu kaufen für seine Brennerei, überließ er den Kameraden seine Bude à discretion. Sie brannten ihm den Schnaps und tranken davon, so viel sie wollten und konnten. Den Rest verkaufte der Prinz, und mit dem Geld bezahlte er seinen Mitbürgern im Wirtshaus guten Wein.

Daß bei dieser fürstlichen Liberalität, die schon viele Schlösser und große Landgüter verzehrt hat, auch des Prinzen Konrad Schnapshäuschen am See nicht bei seinem Herrn bleiben konnte, ist klar.

Er mußte schließlich auch dieses Häuschen verkaufen und zwar an den bedeutendsten Mann, welchen Hange im neunzehnten Jahrhundert neben „dem großen Kübele" hervorgebracht hat, an den Hofmaler Reinhard Sebastian Zimmermann in München[1], der eine kleine Villa an seine Stelle setzte, um die Sommer seines Alters am See seiner Kindheit zu verbringen.

Ein Heim fand der Prinz Konrad in edler Art bei seinem Bruder, dem Prinzen Hanne, dessen Holzpalais gerade gegenüber stand, und der ihn gerne aufnahm, weil er wußte, daß sein Agnate alles, was er noch besaß und aufbrachte, mit ihm teilen würde.

Konrad warf sich mit dem Rest seines aus dem Hausverkauf gewonnenen Vermögens um so energischer auf den

[1] Über sein Leben erschien 1884 ein Buch: „Erinnerungen eines alten Malers. Seinen Söhnen erzählt von R. S. Zimmermann."

Handel mit Schweinen, Kälbern und Kirschen; ein Geschäft, das er noch ziemlich flott betrieb, als ich nach Hange kam.

Es ist dies psychologisch merkwürdig, daß beide Prinzen mit Liebe den Kirschenhandel betrieben. Bekannt ist, daß dem Kaiser Augustus ein römischer Wahrsager sagte, er stamme von einem Bäcker ab, weil der Weltbeherrscher eine große Vorliebe für Brot zeigte. Ähnlich ging's unseren zwei Prinzen; denn wie wir sehen werden, hing mit Kirschen ihr fürstliches Herkommen zusammen.

Aber auch der Prinz Konrad vergaß, wie einst der Hanne, bei diesem seinem Kirschenhandel die Kinder nicht. Und da er ein noch viel größerer Kinderfreund war, als dieser, verschenkte er die meisten „Chriesen" an die Kleinen, und so geschah es, daß auch dieser Handel keine Zinsen trug. Dazu kam noch, daß er selbst viel brauchte. Wenn er mit einer Ladung Kirschen und einigen Kälbern allein über den See gegondelt war, die dreistündige Wasserstraße gen Konstanz, so hatte der Kured selbstverständlich riesigen Appetit nach Speise und Trank.

Seine Einkehr hatte er, wie alle überseeischen Schiffer, im Lamm in Konstanz. Mehr als einmal hat der erschöpfte „Schiffma" bei der Lammwirtin ein Essen für drei Mann bestellt und der Wirtin, die mit dem Servieren warten wollte, bis „die andern zwei" kämen, erklärt, er esse heute für drei.

Während er aber so mit dem völligen Niedergang seines Vermögens kämpfte, ging ihm ein neuer Stern auf. Er wurde, wie schon erwähnt, Hofgondolier beim Prinzen Wilhelm von Baden und dessen Gemahlin, die in dem benachbarten Schloß Kirchberg, dem einstigen Sommersitz der Äbte von Salem, zur Sommers- und Herbstzeit ihren Aufenthalt genommen hatten.

Die stattliche Figur des Prinzen Konrad, sein eleganter Anzug, sein Ruf als unerschrockener Seemann hatte ihn empfohlen, und seine Gutmütigkeit, Gradheit und Treue ihn bei den „Hoheiten" mit der Zeit beliebt gemacht.

Als ihn nach der ersten Probefahrt der leutselige Prinz fragte, ob er jetzt eine Flasche Bier oder eine Flasche Wein wolle, antwortete der Kured: „Beide Teile, Hoheit!"

Er hatte zur Sommerszeit als Gondolier hohe und höchste Herrschaften zwischen der Insel Mainau und dem Schlosse Kirchberg hin und her zu führen. Und mit Stolz erzählte er immer wieder, einmal auch den russischen Kaiser auf seinem Schiff gehabt zu haben.

All' diese Herrschaften, selbst die badischen, hatten keine Ahnung davon, daß der wackere, starke Barkenführer als Prinz in seinem Seedörfchen umhergehe und sein Bruder Hanne, der Fürst genannt werde, und daß ein Prinz Prinzen und Prinzessinnen als Ruderknecht diene.

Hatte er seinen Kahn an einem der Schlösser Mainau oder Kirchberg gelandet und die vornehme Fracht gelöscht, so band der Hangouer Prinz seine Barke an und trug bescheiden hinter den Herrschaften allerlei Gepäck dem Schloß zu. Und während diese im fürstlichen Saale dinierten, speiste der Bruder des Fürsten Hanne in der Hofküche.

So eine Hofküche ist aber bekanntermaßen für Leute, die gerne essen und trinken, kein leerer Wahn. Da ist ja in der Regel nicht Schmalhans Küchenmeister, sondern Vielbrauch, und die Hofküche auf Kirchberg war des Prinzen Konrad Schlaraffenland, der hier die Fleischtöpfe der Lammwirtin in Konstanz vergaß.

Weil er in dienstfreien Stunden bisweilen auch den Küchenchef, den Haushofmeister und deren Trabanten auf dem See gondelte, war der Kured bei diesen Küchen- und Keller-Potentaten beliebt und konnte weder alles essen noch trinken, was ihm vorgestellt wurde.

Ehrlich und redlich trug er dann den unvertilgbaren Rest allabendlich dem Fürsten Hanne zu, seinem Hausherrn. So aßen beide Prinzen wenigstens die fetten Brosamen von fürstlichen Tafeln.

Tadellos war in der Zeit seines Hofdienstes die Galatracht

des Prinzen Konrad. Seine Juppe, seine Stumphosen vom schwärzesten Sammet und die ausgeschnittenen Schuhe mit den silbernen Schnallen glänzten an Sonntagen weithin, wenn er das Dorf heraufkam der Kirche zu. —

War die Haute-Saison für unsern Hofgondolier vorüber, so stieg er bescheiden wieder zu seinem Kälberhandel nieder und beförderte großäugige Kuhkinder und borstige Dickhäuter in dem gleichen Schiffe, das den Sommer über die Vornehmsten der Species Mensch getragen hatte.

Reiche Trinkgelder seiner fürstlichen Passagiere hatten seinen Beutel gefüllt, und es ging im Palais des Fürsten Hanne und in den Wirtshäusern einige Zeit hoch her. Denn wenn der Konrad Geld hatte, ließ er alle seine Mitmenschen teilnehmen an seinen Freuden, gerade so, wie es sein Bruder, der Fürst, gemacht hatte in besseren Tagen. —

Es ist bekannt, daß die meisten Sterblichen sich etwas darauf einbilden, mit vornehmen Leuten und gar mit fürstlichen Menschen umgehen zu können, und sich schämen armer und proletarischer Verwandten und Bekannten.

Drum war es dem Prinzen Konrad auch nicht zu verübeln, wenn er stolz war auf die Gunst der Kirchberger Herrschaften und auf die Vornehmheit seiner Schiffspassagiere. Und wenn ihm seine Mitbürger andächtig lauschten, wenn er von den verschiedenen Hoheiten erzählte, die er auf dem See spazieren gefahren, und wenn die Hangoner seinen hohen Umgang rühmten und beneideten, ward er stolz und in der Freude seines Herzens ließ er den letzten Taler springen.

Er kam auch die erste Zeit nach jeder Hofsaison nicht aus der Eleganz heraus. In seinem neuesten Anzug, einen schweren, gestickten Tabaksbeutel über die rechte Brustseite herunterhängend, eine lange Pfeife im Mund, ging er auf den Kälber- und „Suhandel.“

Manchmal saß er im Spätherbst am Abend in meiner Stube und erzählte drollig von seinen Gondelfahrten oder von seinen Märschen ins Hinterland, wo er eingekauft hatte.

Ein solcher Viehkauf geht am Bodensee nie ohne einen tüchtigen Trunk ab, den der Verkäufer meist aus dem eigenen Keller spendet, während der Käufer dem „Wib" oder der Magd ein Trinkgeld zu geben hat.

Als Hofgondolier hatte der Prinz Konrad Geld verdient und war deshalb in seiner Eigenschaft als „Suhändler" stets splendid beim Kauf, und der Verkäufer beantwortete diese Noblesse mit einem um so tüchtigeren Trunk.

Aber des Prinzen Geld und seine Gesundheit gingen so zugrunde. Seine Riesenstärke zerfiel rasch, weil er ihr um so mehr zumutete, je mehr sie zu wanken begann. Er konnte es nicht glauben, daß ein so starker Mensch, wie er, umzubringen wäre.

Von seiner letzten Kraftprobe war ich selber unfreiwilliger Zeuge. Es war im Vorsommer des Jahres 1872. Ein prächtiger Junitag ging über den See. Ich stand am Nachmittag vor meinem Pfarrhäuschen und schaute über das glänzende Wasser hin.

Da kam der Prinz Konrad das Unterdorf herauf und rief mir von weitem zu: „Was monet Se[1], Herr Pfarrer, hüt könnt ma a Lustpartie uf'm See mache?" Ich schlug eine Fahrt nach Friedrichshafen vor, und eine halbe Stunde später glitt unser Schiff über die ebene Flut hin, von drei Ruderern mit Macht vorwärts getrieben. Am Seeufer hatte der Kured noch zwei Kollegen für die Ruderbank gefunden — den Nachbar des Fürsten Hanne, den Künzel, einen altbewährten Seemann, und den „Tuni Uiser"[2], einen Fischer erster Güte, den späteren „Burge-Moaster".

Aufwärts zum „Haffe", wie die württembergische Seestadt Friedrichshafen von den badischen Seebewohnern genannt wird, ging's flott. Trotzdem die Entfernung zu Land drei Wegstunden beträgt, legten wir schon nach zweistündiger Fahrt oberhalb des Schlosses Hofen, der Sommerresidenz des Königs, ehemaligen Priorats des Klosters Weingarten, an.

[1] meinen Sie. [2] Anton Ainser.

Eben war „das Kurhaus" in Friedrichshafen eröffnet worden, und dorthin nahm ich meine Gondolieri mit. Denn wenn ich mit einem meiner Hangouer eine Tour machte, lebten wir im Wirtshaus al pari, und wo ich hinging, nahm ich auch meine Seeleute mit.

Im Kurhaussaal war „die große Welt" vom Hasse versammelt zu einem Konzert. Und die große Welt vom Hasse war damals groß. Die „Saison" hatte begonnen, und es waren manche Stuttgarter da, bessere Bürger, Beamte und solche Leute, denen der Atem ausgeht, wenn der Hof die Residenz verläßt, und die deshalb dem Hof nachreisen, in Friedrichshafen die Kur gebrauchen und gesund bleiben, wenn sie nur jeden Tag einen Hofkavalier oder einen Kammerdiener oder faute de mieux — ein Pferd vom königlichen Gestüt sehen.

Zu diesen Kurgästen gesellten sich noch die besten der besseren „Häffler", voran mein Freund „Rudolf", damals der schönste, gesuchteste, aber auch nervöseste junge Mann vom Hasse.

Ein Gardeleutnant hätte sein halbes Vermögen gegeben um Rudolfs schönen, schwarzen Bart, ein Helden-Bariton die Ergebnisse einer Sängerreise durch Amerika um Rudolfs Stimme, und die schönste Schwäbin die Krone ihres Königs um Rudolfs Herz. Aber nichts war dem Rudolf feil als sein Zucker, sein Kaffee, seine Zigarren und sein Prima Emmentaler Schweizerkäs, und diese Kolonial- und Alpenwaren verkaufte er nicht einmal selbst, sondern durch seine Nichte, die unermüdliche Angelika.

Er selbst widmete seine freie Zeit dem Aufschwung des heimatlichen Kurorts durch Hebung des gesellschaftlichen Lebens. Auch des heutigen Konzertes Seele war der Rudolf, und als sie ihn singen hörten, meine Hangouer, wollten sie gar nicht mehr fort. Selbst meine drei wetterharten Seeleute wurden weich und elegisch, als der Rudolf das Lied Heines sang, das da anhebt:

Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen guten Gesellen.
Wo sind sie hin?

So hatte es der Rudolf uns angetan mit seinem Singen, daß es nachts zehn Uhr war, als wir vier Dorfbewohner die glänzenden Säle im Kurhaus verließen und auf Konrads Gondel in den See stachen und in die rabenschwarze Nacht hineinfuhren.

„Da hinten, von Bregenz her, kommt ein Wetter," sprach der seekundige Künzel. Und als ich umschaute, zuckten schon die Blitze fern vom Pfänderberge her. Die See wurde unruhig. Die Wellen gingen höher und höher.

„Des Wetter kummt mir grad rät[1]," meinte der Prinz Konrad, „jetzt könnet mer go mit dem Ostwind sägle." Sprach's, hob Segeltuch und Stange aus der Tiefe des Schiffs und stellte mit starker Hand, dem Wind zum Trotz, den Mastbaum im Herzen der Barke auf.

Der Ostwind hatte sich des Prinzen Einladung nicht zweimal sagen lassen. Er fuhr mit seinem ganzen, orientalischen Feuer in das Segeltuch, und das Schiff schoß über die Wellen hin, als ob wir auf einem im Galopp dahinsausenden Pferde säßen.

Aber schon donnerte es auch gewaltig hinter uns drein.

Meine Bootsmänner wollten, wie üblich, tiefer in die See fahren, weil es viel sicherer ist, bei einem Sturme weit vom Land weg zu sein. Ich verhinderte diese weise Maßregel durch meine Furcht vor Nacht, Wellen und Ungewitter und bat den Prinzen, der am Segel saß, dem Lande zuzutreiben, da ich lieber zu Fuß heimkehren, als einem nächtlichen Sturm auf hoher See mich anvertrauen wollte.

Kaum hatte aber bei der Seitwärtsdrehung des Schiffes der Wind das Segel erfaßt, als er mit solcher Gewalt unter Donner und Blitz losbrach, daß der Kapitän Kured Mastbaum

---

[1] recht.

und Segel niederlegen mußte, sonst hätte der Sturm unser Schifflein umgelegt.

Die Ruderer legten ein und suchten dem Lande zuzutreiben. Aber je näher wir demselben kamen, um so kräftiger kehrten die Wellen, eben vom Sturm ans Ufer gepeitscht, zurück und warfen uns wieder der See zu.

Immer wieder mühten die drei starken Männer sich ab, den Anprall der durch die Berührung mit dem Uferboden gestärkten Wogen zu überwinden. Es war, so nahe wir auch dem Land waren, unmöglich, an dasselbe heranzukommen.

Da sprang der Prinz, des vergeblichen Kampfes müde, kühn über Bord und hinein in die dunkle Flut. „Künzel, kumm,“ rief er aus dem Wasser, „i ha Boda[1].“ Der Künzel sprang nach, und mit Riesenkräften zogen die zwei unsern Kahn durch die schäumenden, tobenden Wellen dem Lande zu.

Die Blitze leuchteten, der Donner rollte dumpf über unseren Häuptern, und der Regen ergoß sich in Strömen über die vier Mannen, die bei „Manzell“ (Cella Magni) übers Feld hinstolperten der Landstraße zu, um zu Fuß heimzukehren.

In aller Frühe war der Prinz wieder den Weg zurückgelaufen, um sein Schiff zu holen, ehe Strandläufer es als herrenloses Gut betrachtet hätten.

Als ich um acht Uhr zur Kirche ging und über den See hinschaute, sah ich den wackern Kured schon vom „Kippenhorn“ hersegeln in der Morgensonne.

Es war seine letzte stürmische Fahrt gewesen. Ein altes, schweres Magenübel machte ihn im kommenden Sommer schon so kraftlos, daß er seinen Hofdienst nicht mehr aufnehmen konnte. An seiner Stelle ruderte ein anderer mit den Hoheiten den See auf und ab, was ihm wehe tat. Er schleppte sich oft noch hinauf zum Schloß, sonnte sich im Hof und präsentierte sich den Herrschaften, wenn sie vom See heraufkamen. Sie

---

[1] Ich habe Boden, Land unter den Füßen.

ließen ihm dann aus der Hofküche Stärkung reichen. Doch umsonst. Die Kräfte des Prinzen sanken mehr und mehr. Unter Schmerzen verlebte er noch, elend durchs Dorf wankend, den Herbst und den Winter. Als es Frühling wurde über den See hin, da ging's mit ihm ans Sterben.

Es war ein frischer Märzentag des Jahres 1873. Am Morgen hatten mich die stolzen Rappen des Wirtes von Limbach, des entlegensten Bergdörfchens im Linzgau, abgeholt, damit ich dem kranken Wirt leibliche Heilung brächte. Denn ich trieb damals in meinem Dorfe und in der Umgegend das Gewerbe eines Naturarztes und heilte mit Wasser nach Prießnitz-Hahn'scher Art. Wickelungen, Sitzbäder, Halbbäder kennen die Hangouer heut' noch und seit vierzig Jahren von mir. Und manch einer kam auch aus den umliegenden Dörfern, der von meiner „Wasserkur" gehört hatte.

Spät am Abend war ich heimgekommen. Denn der Pfarrer von Limbach, der vereinsamsten einer, der Otto Viccelio von Kenzingen, war ein Studiengenosse, den ich seit Jahren nicht gesehen, und die Aussicht von diesem Bergdörfchen und seinem Pfarrhäuschen über See und Alpen und Schwabenland und Allgäu ist so einzig schön, daß ich gerne länger blieb, als meine ärztliche Konsultation es erforderte.

Als ich heimkam, hieß es, der Prinz Konrad sei am Sterben. Ich eilte zu ihm. Wie ein steinernes Ritterbild auf einem alten Sarkophag in einer Domkirche lag der Sterbende mit aufgehobenen Händen da — auch im Sterben noch ein schöner, gewaltiger Mensch.

Kindlich fromm verrichtete er seine Beichte und empfing die heilige Wegzehrung, still, gefaßt, mutig und groß im Angesichte des Todes.

„Mir isch do numm[1] z'helfe, Herr Pfarrer, un 's goht mir am beste, wenn i sterb" — meinte er zum Abschied.

[1] doch nimmer.

Und er starb in der gleichen Nacht. Am 29. März 1873 haben wir den schönsten und stärksten Mann im Dorf, erst 38 Jahre alt, hinaufgetragen auf den Kirchhof, von dem aus die Lebenden einen so wunderbaren Blick genießen auf den See, über dessen Wassern der tote Prinz so manchen freudigen Tag verlebt hatte.

Und als wir vom Kirchhof heimgingen, sprach mein alter Sakristan: „Der Prinz Kured isch der stärkst' Ma gsi, aber der Tod het en do zwunge."

Heute, 1911, da dies Buch neu erscheint, sind längst, längst alle tot, die ich bisher genannt habe. Selbst der schöne Rudolf hat längst ausgesungen. Und auch die echten Fürsten, die der Konrad einst gegondelt, sind alle fort; nur die Prinzessin Wilhelm von Baden lebt noch.

6.

Wo Prinzen sind, muß ein Fürst-Vater zuvor gewesen sein. So hatten auch die Prinzen Hanne und Kured einen Vater, der Fürst genannt ward und so die Titel Fürst und Prinz vererbte auf seine Söhne. Er hieß „Sepper-Tuni"[1], trug also, wie's fürstlicher Brauch ist, mehr als einen Namen und dazu den Ehren-Namen Fürst.

Er war ein lustiger, starker und großer Mann, bewohnte aber in seinen jüngeren Jahren und so lange die alte Fürstin ihm nicht das Palais und die Güter übergeben hatte, eine alte Lehmhütte unter dem „Burgstall".

Da er wenig sein eigen nannte, nahm er von den Reben, welche dem Heiligen, d. i. dem Patron der Pfarrkirche Sankt Johannes Baptista, gehörten, „in Bau". Die Bauleute der Kirche hatten aber außer der Pflege der kirchlichen Rebgärten noch einige Kirchendienste zu versehen. Sie fungierten als Fahnen- und Kreuzträger bei Prozessionen und Beerdigungen oder als Totengräber und Balgtreter.

[1] Josef Anton.

Die Seebewohner hatten von jeher eine Vorliebe für Prozessionen und Bittgänge, und die heutigen Hangouer haben diese Vorliebe, die immerhin auch noch ein Stück Volkspoesie in sich schließt, energisch beibehalten.

Ich halte auf kirchliche Prozessionen in Städten, wo mehr Zuschauer als Teilnehmer sich einfinden, gar wenig vom streng religiösen Standpunkt aus. Sie sind höchstens das, was der Franzose „une manifestation catholique" nennt. Aber wenn eine ganze Gemeinde betend in Prozession geht und dies gar noch am Ufer eines großen Sees hin, in welchen die schönsten Berge Gottes hineinschauen, das ist Andacht und Poesie. Und die vielen Bittgänge, die ich in den fünfzehn Jahren meiner Seelsorge am See mitmachte und einführte, haben ein unvergängliches Bild in mir zurückgelassen.

Aber die alten Hagnauer hatten nicht bloß See und Alpen bei ihren Prozessionen als äußere Staffage, sondern auch einen Fürsten als Fahnenträger.

Sepper-Tuni, der fürstliche Rebmann der Kirche Sankt Johannes des Täufers zu Hange am See, trug die rote Fahne mit dem Bilde des heiligen Sebastian, des nächst dem Patron der Kirche gefeiertsten Heiligen des Dorfes.

Die rote Fahne eröffnet in Hange jeweils die Prozession. Ihr folgt die männliche Jugend vom Schulbuben an.

Kaum war der Fürst mit seiner Fahne vor dem Tor der Kirche draußen, hinter ihm die Schar der Knaben, als er mit lauter Stimme rief: „Buabe, 's Mul uff! betet an: Vater unser, der du bist" usw.

Wollten die kleinen Racker im Verlauf des Bittganges im Beten nachlassen, so rief der Fürst mit einem Riesentenor immer wieder: „Buabe, 's Mul uff! betet an: Heilige Maria, Mutter Gottes" usw.

Weil er von der Kirche so viel Reben in Bau übernommen hatte, als sonst zwei Rebmänner bauten, hatte aber der Sepper-Tuni noch einen zweiten Kirchendienst — er war

Balgtreter auf der Orgel und Adjutant des „Schulmeisters".

So ein Balgtreter in einer christlichen Kirche ist eigentlich das einzige menschliche Wesen beim Gottesdienst, das nicht imstande ist, das zu tun, was man dabei tun soll.

Während die einen beten, die andern singen, der Organist in seinen Tönen Gott lobt — muß der Balgtreter aufpassen, wie ein Häftlemacher, um im Schweiß seines Angesichts rechtzeitig seine Trethölzer der Erde zuzustampfen, während andere ihre Seele zum Himmel erheben.

Er ist aber auch der einzige in der Kirche, dem man es nicht verübeln kann, daß er nicht betet. Während der Predigt schläft er in der Regel, so daß, wenn's Kirchenjahr vorüber ist, der Mann, welcher am regelmäßigsten in der Kirche war, nie gebetet hat.

Es gehört schon ein Genie von einem Kalkanten dazu, wenn er etwas erfindet, um seine prosaische Funktion zu einer gottwohlgefälligen zu machen. Und diese Erfindung hat Sepper-Tuni, der erste Fürst von Hange, gemacht. Er half nämlich hinter der Orgel hervor dem Schulmeister singen.

Bei Trauergottesdiensten sangen der Sepper-Tuni und der Lehrer Lender, also Balgtreter und Organist, zusammen. Die Stimme des Fürsten gab aber so aus, daß es für zehn Mann gelangt hätte; drum, nachdem der Sepper-Tuni einmal kapitelfest war im Singen, ließ der Lehrer ihn allein singen.

So sang in den zwanziger und dreißiger Jahren der Fürst-Balgtreter alle Seelenämter allein, und er sang sie fürstlich. Auch nachdem er regierender „Fürst" geworden war, im Jahre 1826, behielt er den Balgtreterdienst bei — um des Singens willen; gewiß ein demütiger und bescheidener Fürst.

Aber sonst wurde der Sepper-Tuni groß, als er ins Palais der Fürstin eingezogen war. Die Reben, die er ehedem als Taglöhner bearbeitet hatte und welche die Kirche

später verkaufte, erwarb er selbst, stolz, eigener Herr zu sein, da wo er Knecht gewesen.

Er machte alsbald nach dem Antritt des Fürstentums ein großes Haus, was in Hange und der Umgegend soviel bedeutet, als er hatte viel Wein im Keller und lud seine guten Freunde dazu ein.

Es gab Jahre, da der Sepper-Tuni aus seinen Reben 2—300 Hektoliter Wein „machte“, und davon nahm er keinen kleinen Teil heim und hielt Hof.

Seine Frau, obwohl aus einem Schloß stammend — ihr Vater war Kloster-Rebmann auf dem nahen Schloß Kirchberg gewesen — bekam so wenig als später ihre Sohns-Frau, des Däschlers Nänni, den Namen Fürstin. Sie hieß, wie von Kindheit an, des „Hallers Bernharde“ und war die stillste und brävste Frau im Dorf und wurde die Mutter des Prinzen Johann.

Sie schwieg, wenn der Fürst oft bis nach Mitternacht oder in den kommenden Morgen hinein Hof hielt, d. h. mit seinen Freunden trank und schlief und dann wieder trank und wieder schlief.

Während dieses Trinkens am Abend saß hinten auf der Ofenbank ein alter, zitternder Mann, hungrig und durstig. Es war Konrad, des Fürsten Vater, gegen welchen der Sohn so hart war, als ob er nicht sein Vater wäre. Die Zechkameraden des Fürsten brachten dem Greisen regelmäßig einige Gläser Wein hinter den Ofen mit dem Bemerken: „Der Großvater muß auch ein Schöpple haben, wenn wir im Übermute trinken.“

Das war ein unschöner Zug Sepper-Tunis, der sonst dem Wahlspruch huldigte: „Beten und arbeiten und trinken, und trinken und arbeiten und beten“, daß er seinem frommen Vater, der täglich zur Kirche ging, nichts zu trinken gab.

Als seine Frau krank wurde und in ihrer Krankheit öfters die Besuche des Pfarrers erhielt, kam der Fürst, nachdem der

Seelsorger einige Zeit am Bette der Leidenden verweilt hatte, in die Kammer und sprach: „Herr Pfarrer, jetz isch wieder genug getröstet, jetzt wolle wir eins trinke." Dann führte er den Pfarrherrn in seine Stube, und beide tranken. Und der alte Pfarrherr von damals, Fink, ein Überlinger, war ein starker, „trinkbarer" Mann, der nach alter Ritterart dem Humpen zusprach, eine Eigenschaft, die ihm seine Popularität nicht verringerte, sondern vergrößerte; denn trinken können gilt in Hange nie als eine Schande, sondern als eine Ehre. Nur darf der Pfarrherr auch nicht geizen mit seinem Wi aus dem „Pfarrgärtle und aus dem Ströle".

Bernharda, die schweigende, starb, und der Fürst heiratete 1830 eine Evastochter aus Hange, Franziska Dimmeler, die nicht schweigen konnte.

So oft der Fürst Hof hielt oder, nachts mit seinen Kameraden aus dem Wirtshaus kommend, noch eins trinken wollte, machte sie Spektakel. Das empörte den Sepper-Tuni, und er schlug dann zuerst sein Weib aus dem Schloß, das sie in jener Nacht nicht mehr betreten durfte, und dann ging er in seines Kellers Gründe, füllte die Humpen und trank mit seinen Mitbürgern bis zum hellen Morgen.

Aber wenn er auch noch so lange Hof gehalten hatte, in aller Frühe war er wieder bei der Arbeit und hielt Haus und Gut in bester Ordnung.

Bisweilen reute es ihn, wenn die Hofhaltung zu viel Wein konsumiert hatte, und dann ließ er Weib und Kinder fasten und gab ihnen wochenlang keinen Tropfen aus seinem Keller, um das Defizit wieder auszugleichen. Er selber aber trank in altgewohnter Weise.

Es soll auch bei anderen Fürsten schon vorgekommen sein, daß sie es sich an nichts fehlen ließen, während die Untertanen darbten und fasteten.

Sein Weib, das so oft ihm den Burgfrieden gestört, segnete bald das Zeitliche, und der alternde Fürst nahm eine Dritte, auch eine Dorfschöne, die aber mehrere Jahre in

Straßburg gedient und etwas Lebensart hatte. Sie fand sich deshalb mit der Etikette am Hofe bald zurecht.

Das erste Weib hatte geschwiegen und geduldet, wenn der Ehegemahl seine Gelage hielt, das zweite geschimpft und dafür Prügel geerntet, die Dritte löste den Knoten am einfachsten, sie — trank tapfer mit. Ja sie trank auch, wenn der Fürst nicht trank. Wenn er in den Reben arbeitete und sie in der Waschküche hantierte, trank sie eine Kanne um die andere. Weinfröhlich ging sie dann dem Fürsten entgegen, wenn er heimkehrte, kochte ihm ein gutes Mittagessen, und der Alte war seines Weibes baß zufrieden.

Meinen Leserinnen aber gebe ich jetzt auf, das Rätsel zu lösen, welche von den drei „Fürstinnen" die klügste war. Es dürfte nicht leicht sein, diese Frage zu entscheiden; denn wenn Frauen kurz besonnen für die erste sich entscheiden wollten, vergessen sie, daß Schweigen die schwerste Tugend ihres Geschlechtes ist und ein wahres Martyrium für ein „Wibervolk". —

Erst zu Anfang der sechziger Jahre haben sie in Hange dem alten Balgtreter, dem langjährigen Solosänger, dem lustigen Fürsten Sepper-Tuni die Totenmesse gesungen.

Prinz Hanne wurde vom Tage an Fürst. Des Alten kluges drittes Weib aber, die Mutter des Prinzen Konrad, der im Palais und in den Gärten sukzedierte, trank mit ihrem Lieblingssohne noch weiter bis zum Ende des genannten Jahrzehnts. —

Und nun zur Lösung der ganzen Fürstenherrlichkeit, von der wir seither erzählt haben. Wir haben bis jetzt Prinzen und einen Fürsten, aber keine Fürstin. Bei ihr erst finden wir den Schlüssel zum Fürsten und zu den Prinzen. Und nun paß' auf, lieber Leser, du mußt zwischen meinen Zeilen lesen können, bei dem, was jetzt kommt, denn schon der Weise im Alten Testamente spricht: „Es ist besser, die Geheimnisse Gottes zu offenbaren, als die der Fürsten", und deshalb muß

ich subtil und zweideutig reden, was ich sonst nicht kann und noch weniger mag.

Vor mehr denn hundert Jahren lebte in einem schönen Schlosse am schwäbischen Meere ein lebensfroher Fürst, frau- und kinderlos. Er hielt alle Tage echten Fürstenhof. Baronen, Grafen und Ritter gingen in seinem Schloß ein und aus, und zahlreiche Kavaliere bildeten in den verschiedensten Hofchargen seine Umgebung.

Bei gutem Wetter fuhr der Fürst, ein schöner Mann, dessen Porträt ich besitze, in einer schweren, goldverzierten Karosse spazieren und trug dabei in der Regel einen roten seidenen Frack, weiße, seidene Kniehosen und silberglänzende Schnallenschuhe und, wie es damals Mode war, eine große Perücke auf dem Kopf.

Auch die umwohnenden Landleute, zum Teil seine Untertanen, zum Teil seine Rebbauern und Pächter, verkehrten im Schlosse. Sie brachten Eier, Butter, Kälber, Schweine, Wein und Obst für Küche und Keller oder sie wollten dem Fürsten Bitten vortragen oder zum Namenstag und Neujahr gratulieren, wie es an fürstlichen Residenzen üblich ist.

Unter den Landleuten nun, welche der Hofküche wegen im Schloß aus- und eingingen, befand sich zur Sommerszeit auch ein Mädchen von Hange. Es brachte in der Regel die ersten Kirschen in die Hofküche.

Wir wissen bereits, daß Hange die besten Kirschen rings um den Bodensee produziert und dafür von alters her so bekannt war, wie heute noch.

Das Mädchen hieß Ammrei[1], war von dem Dorfgeschlechte der Model, bildschön, hatte Wangen, so rot wie die Frühkirschen, und Augen, so schwarz glänzend wie die Spätkirschen, die sie in ihrem Korbe auf dem Kopfe trug.

Die Hofdiener, Köche und Küchenmeister, die der schönen

[1] Anna Maria.

Kirschenträgerin um die Wette den Hof machten, fertigte sie in gutem, schneidigem Hangouer Deutsch ab.

Aber wenn sie mit ihrem Körbchen über den Schloßhof schritt, sah sie eben auch ein oder der andere Kavalier und Kammerherr. Auch der Fürst sah sie, wenn er bei ihrer Ankunft eben aus- oder heimfuhr. Und als nun die höheren und höchsten Herrschaften sich um das schöne Ammreile interessierten, konnte sie diese Herren nicht so abfertigen, wie die Köche, Kutscher und Lakaien.

Es heißt sonst im Sprichwort, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, aber die schöne Ammrei muß das doch fertig gebracht haben; denn bald war sie am Hofe sehr beliebt.

Wie das kam, weiß ich nicht. Es ist schon gar lange her; sie selber hat es niemanden in Hange erzählt und hinterlassen, und unsereiner dürfte es als Pfarrer und geistlicher Untertan auch nicht erzählen, selbst wenn er es wüßte.

Item, das Ammreile wurde so beliebt bei Hof und seine Gesellschaft so gerne gesehen, daß es oft wochenlang drin blieb, wie man sagte, als — Weißzeugbeschließerin. Die Menschen sind in solchen Dingen immer ein wenig boshaft gewesen, und dazu hatte das Ammreile sicher auch vom Neid zu leiden. So kam es, daß, wenn es nach Wochen wieder im Heimatsdorfe auftauchte, die Weibsleute hinter den Spinnrädern, an den Waschzübern und an den Brunnentrögen, und die Mannsleute in den Reben, am Brennkessel und in den Torkeln sich zuflüsterten: „Die Fürstin ist auch wieder da."

So trug das Kirschenmädchen diesen stolzen Namen jahrelang im stillen.

Ein Jahr zuvor, ehe die französische Revolution ihren Anfang nahm, in deren Verlauf der Fürst, der die Kirschen von Hange so geliebt, sein Fürstentum verlor, heiratete die jetzt 34jährige schöne Ammrei einen Hangouer Burschen, der wenige Jahre älter war, als sie und Konrad Wegis hieß. Dies geschah anno 1788.

Sie hatte ein schönes Haus gekauft, eines der schönsten

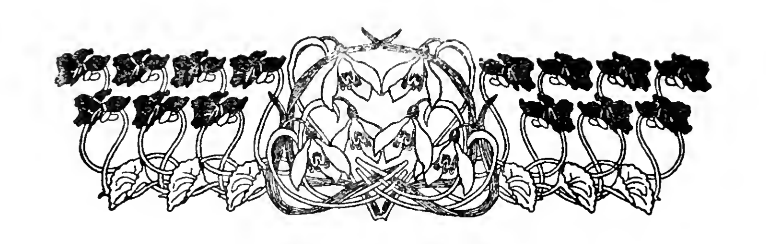
im Dorf und den Wegis zum wohlhabenden Mann gemacht. Ihr einziger Sohn war der Sepper-Tuni, der auch bei ihrem Tod alles erbte.

Als sie starb, hieß es im Dorfe: „Die Fürstin ist gestorben" — und von Stund' an ward der Sepper-Tuni der Fürst genannt.

So kam eine Rebmannsfamilie zum Fürsten- und Prinzentitel, und das kleine Dörfchen Hagnau hatte ein halbes Jahrhundert lang Prinzen und Fürsten. Jetzt sind die Nachkommen des Fürsten Sepper-Tuni im Titel ausgestorben. Noch lebte zu Ende des 19. Jahrhunderts, abseits von Hange, im einsamen Dörfchen Kippenhusen, der dritte Sohn des Fürsten, Theodor, ein Bruder des Fürsten Hanne, der aber um Titel und Stand kam, weil er als Knabe schon den väterlichen Boden verließ. Aber eines königlichen Durstes und eines fürstlichen Appetites hatte sich der Theodor als Familienerbteil doch allezeit zu erfreuen.

Der Stamm des echten Fürsten aber, der so gerne Hangouer Kirschen aß, ist längst ausgestorben, weil der Tod alle Fürsten zwingt, die Kronen-, die Kirchen- und die Kirschen-Fürsten. Aber im Münster zu Freiburg ist noch der kunstvolle Grabstein des Vaters des Fürsten zu sehen, der so gerne Kirschen von Hange gegessen und dem die Ammrei so gefallen hat.





Mein Sakristan.

1.

Als ich am ersten Morgen meines Hagnauer Daseins in die Kirche kam, präsentierte sich mir in der kleinen, dunkeln Sakristei ein hustendes, pustendes Männchen mit einem Höcker als den „Mesmer" und zukünftigen Amtsgehilfen.

Er war noch jung, kaum etliche zwanzig, der „Leopold", wie er allgemein nach seinem Vornamen hieß, litt aber offenbar hochgradig an Schwindsucht und war von Natur aus verkrüppelt.

Seines Vaters Bruder, der „alte Siebenhaller", ehemaliger Klosterbruder im Kloster Kreuzlingen am gegenüberliegenden Seeufer, war viele Jahre lang ein vortrefflicher Sakristan gewesen, und nach seinem Tod hatte man den Leopold, der sonst nichts hätte verdienen können, aus Gnad' und Barmherzigkeit zum „Mesmer" ernannt; ein Dienst, den auch das kranke Männlein versehen konnte, wenn es ordentliche Ministrantenknaben hatte, die dem Leopold läuten halfen.

Sein Vater war tot und seine Mutter im „Hof", d. i. im Armenhaus.

Das Kloster Weingarten, die alte Herrin des weinreichen Dorfes, hatte sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen

neuen stattlichen Klosterhof an den See gebaut, der jetzt der Gemeinde als Armen- und Rathaus dient, und dem Dorfe, vom See aus gesehen, weithin ein gewaltiges Ansehen gibt.

Ich besuchte die Armen und Kranken im ehemaligen Klosterhofe gerne, denn in den Armenhäusern vereinsamter Dörfer lebt und stirbt manches Original. Im Hagnauer Hof lebte in den ersten Jahren meiner Pastoration noch der „Jüngling", ein alter Landsknecht, der alle napoleonischen Kriege mitgemacht und fast unter allen europäischen Potentaten gedient hatte und auch regelmäßig jedem desertiert war. Er wußte viel zu erzählen, nicht von seiner Tätigkeit bei Schlachten, wohl aber von seinen Irrfahrten und Verfolgungen als Deserteur.

In der alten Papstburg zu Avignon war er einmal Jahr und Tag eingesperrt gewesen, entkam und schlug sich unter den größten Entbehrungen, immer zu Fuß, bis an den Bodensee durch.

Er wurde aber ganz bös, wenn man ihm sagte, er habe „keine Courage" gehabt, weil er so oft desertiert sei. Zum Desertieren in Kriegszeiten, worauf die Kugel als Strafe gesetzt sei, meinte er, gehöre mehr Mut, als in Reih und Glied zu bleiben und eine Schlacht mitzumachen, wo die Kugel nicht so sicher wäre.

Friedlich wanderte er jeden Mittag und jeden Abend an meinem Hause vorbei zum Gemeinderechner Seyfried, der ihm auf die Gemeinderechnung die Kost gab, und ebenso friedlich wieder heim in die hohe Stube im Hof, wo er auf einem Stuhle saß und hustete, bis es wieder Zeit war zum Essen.

Als ich ihm die Sterbsakramente reichte, sagte er: „Jetzt kommt der einzige Potentat, dem keiner desertiert, der Tod, und dem werd' ich auch nicht mehr durchbrennen können, obwohl ich das Desertieren einst gut verstanden habe." —

Es wohnte damals im Hof auch noch der Küfer Paul Zimmermann, der auf hundert Jahre zurück alle guten und

schlechten Weinjahre kannte und wie viel Wein es im Dorf gegeben und wer am meisten in jeder Generation habe trinken können.

Der letzte echte Kloster-Hofküfer, Ehrlinspiel, so erzählte er mir öfters, sei der beste Trinker in diesem Jahrhundert gewesen. Der habe einmal an einem Sommertag gewettet, einen Eimer, d. i. 40 Liter, Wein an e i n e m Tag zu trinken und so frühzeitig fertig zu sein, daß der hölzerne Eimer noch in der Sonne trocknen könne. Und er habe die Wette gewonnen.

Der Paul selber hatte sich in den Hof getrunken und humorvoll meinte er, wenn einer es ins Armenhaus bringe und damit zugleich zum „Hofküfer", so sei das doch ein Kunststück.

Im Hof wohnte auch, wie gesagt, die Mutter des Leopold, die „blinde Frenz", die wegen ihrer bösen Zunge allgemein gefürchtet war und bei welcher der sanfte Leopold es nicht wohl hätte prästieren können. Er hatte deshalb seine Herberge bei einer Base, der Witwe des alten Mesners, seines Onkels, aufgeschlagen, während sein älterer Bruder, der „Sepper", bei einer Tante lebte, der Frau des Marti Model.

Dieser Marti war der dickste Rebmann in Hange. Alt geworden, saß er zur Sommers- und Winterszeit im Oberdorf in seinem sonnigen Stüblein mit Aussicht auf den See am Fenster und trank, trank, trank, während seine Frau und der Sepper die Weingärten bearbeiteten, damit der Marti zu trinken hatte.

Der Marti ging jahrelang nicht mehr aus der Stube. Ich besuchte ihn bisweilen, da er auch nicht zur Kirche kommen konnte ob seiner Schwerleibigkeit.

Er erzählte mir oft von seinem Bruder Franzsepp, der im Unterdorf wohnte und ein harter, alter Mann war, mit dem niemand gern verkehrte. Dieser hieß im Dorf allgemein „der Vähmodel"[1] wegen seines störrigen, unvernünftigen

[1] Viehmodel.

Wesens und Gebahrens. Er arbeitete wie ein Vieh, tat aber auch so, wenn er aus dem Geleise kam. Er trug in seinen jüngern Jahren an Sonntagen stets einen langen, hellblauen Rock mit vergüldeten Knöpfen und einen hellgrünen Seidenhut in Zylinderform. Trotz dieser äußern Eleganz war er aber der händelsüchtigste Mensch des Dorfes und bekam deshalb unzählige Male Prügel und blutige Schläge. Dabei hatte er die Gewohnheit, so oft er geschlagen worden war, wenn er heimkam, seine gänzlich unschuldige Frau auch zu schlagen, weil sie, die gar nicht dabei war, ihm nicht geholfen habe.

Alsdann legte er sich zu Bette und weinte bitterlich über seine Schläge und verbot seiner Frau, etwas zu kochen, so lange er in diesem Seelenschmerz zu Bette lag, was oft tagelang währte. Die Frau glaubte schließlich, wie sie selbst sagte, Brot und Wein gäbe auch eine Suppe, und trank Wein in Fülle und aß Brot dazu.

Sein Bruder, der dicke Marti, war das Gegenteil vom Franzsepp: still, gemütlich und friedlich. Er trank im Frieden bis zu dem Tage, da ich zu ihm kam mit den Sterbsakramenten. Gleich darauf verschied er.

Der Vähmodel hatte übrigens auch edle Züge. Waren seine Wunden ausgeheilt oder manchmal am Morgen nach einer Schlacht schon ging er mit verbundenem Kopf und einem Krug von seinem besten Wein zu seinem Gegner, der ihn geschlagen, und trank mit ihm „den Frieden".

Nie, so schwer er auch mißhandelt worden sein mochte, ging er zum Bürgermeister oder zum Amt, um zu klagen.

Geradezu wütend aber wurde er, wenn ihm jemand den Namen zurief, den er im ganzen Dorf trug: Vähmodel. Einmal riefen sie ihm diesen Namen aus einer Torkel zu, wo angeheiterte Rebleute beisammen waren. Da ging der Franzsepp heim, spannte seine Kühe ein, holte am Seeufer einen Wagen voll Kieselsteine, fuhr vor die Torkel und eröffnete ein Bombardement auf Haus und Menschen.

Waren die Weinpreise im Herbst niedrig, und bot man ihm nicht genug, so nahm er allen seinen Wein heim und trank ihn selber.

Ich hab' ihm sterben helfen, dem störrigen, hitzigen Mann. Er meinte, er habe alle seine Sünden abgebüßt, weil er keinen Zoll Fleisch an seinem Leibe trage, der nicht die Spuren von Mißhandlungen trage. Schwer krank sei er sonst nie gewesen im Leben und habe nie einen Doktor gebraucht; seine Kur, die stets angeschlagen, habe im Hungerleiden und Bettliegen bestanden. Jetzt aber werde wohl beides nichts mehr helfen. Und er hatte recht. —

Aber noch einen Vetter von Gewicht außer dem Marti hatte mein „Mesmer", der Leopold, und das war der Chef der öffentlichen Sicherheit, der Polizeidiener Siebenhaller, ein noch durstigerer Mann als der Marti und der trinktüchtigste in seiner Generation.

Ähnlich wie im Kinzigtal bei den Bauern der Polizeidiener „die Sicherheit" genannt wird, so heißt er in den Dörfern am See „d e r Polizei". Dieser Polizei aber versieht in den Reborten am schwäbischen Meer ein sehr feuchtes Amt. In jedem Haus, wo er zu amten hat, gibt's zu trinken, im Sommer Wein, im Winter Tresterschnaps.

Den einen Tag hat der Polizei Leute vorzuladen, weil der Notar oder der Steuerkommissär kommt, am andern muß er zu den Fronden für die Gemeinde „bieten", am dritten Mahnungen zum Steuerzahlen herumtragen. So gibt es Gelegenheit genug, zu den Leuten zu kommen. Überall gab's, wenigstens zu meiner Zeit noch, einen Trunk. Und „ein Polizei", der 's Trinken noch nicht konnte, mußte es auf diese Art lernen.

Der Siebenhaller war trotz seines Trinkens alt geworden und wehrte sich in seinen alten Tagen noch mannhaft, wenn die Geister ihn bezwingen wollten. Er, ein alter Dragoner, war stets stramm beim Dienst, auch wenn er noch so viel getrunken hatte.

Gleich im ersten Winter, den ich in Hange verlebte, begegnete er mir eines Abends, da er von Ittendorf her den „Judenbichel“[1] herabkam, über den glatten Schneeweg rechts und links taumelnd, aber wacker kämpfend gegen den Fall. Als er in meiner Nähe angetaumelt war, blieb er schwankend stehen und sprach: „Herr Pfarrer, der kaibe Schnaps möcht' mi gern' uf de Bode bringe, aber des wär a Schand für a Polizei, wenn er a Rusch hätt' und enni[2] falle tät. Drum wehr i mi, und der Schnaps bringt mi welleweg[3] nit uf de Bode.“ Sprach's und schwankte mächtig weiter. Ich aber hielt den Alten, der sonst der stillste Mann im Dorfe war, von Stund an für „einen Original-Polizei“. —

Sein Neffe, der Leopold, so unbedeutend er war, wurde mir in den ersten Tagen doch ein wichtiger Mann. Er teilte mir die Ordnung des Gottesdienstes mit und gab mir eine Charakteristik der Gemeinde. Das tut sonst jedes Pfarrers Vorgänger; allein der meine war als grollender Ajax von dannen gezogen, ohne daß ich ihn über diese Punkte hätte fragen können.

Seine Mitbürger und -bürgerinnen zeichnete der Leopold ganz kurz mit den Worten: „Sie mulen[4] gern.“ Und deshalb, meinte er gutmütig, sollte ich nicht viel ändern an der seitherigen Gottesdienst-Praxis, damit die Hangouer nicht gleich „mulen über den neuen Herrn“.

Ich folgte fast durchweg seinem weisen Rat, nur den Werktagsgottesdienst verlegte ich auf eine spätere Stunde und beruhigte den sanften Leopold damit, daß ich auch mulen könne, falls die Rebmänner und Rebfrauen darüber mulen sollten.

Doch dem guten Sakristan waren seine Tage gezählt. Der kommende harte Winter von 1869/70 griff ihn schärfer an. Oft mußte er seinen Bruder Sepper als Stellvertreter

[1] Bichel, Bühl, Hügel. Auf dem Hagnauer Judenbühl soll im Mittelalter ein Jude hingerichtet worden sein, daher der Name. [2] hin. [3] jedenfalls. [4] räsonieren, schimpfen.

senden, da er an den kalten Wintermorgen nicht aufstehen konnte. Und als das Frühjahr kam und der Mai mit seinen Blumen, da haben wir den Leopold begraben.

Alsbald meldete sich für das erledigte „Lehen" sein Bruder, der Rebmann Sepper. Ich nahm ihn, obwohl er zu einem Mesner sich wenig eignete, lediglich weil er der alten Sakristan-Dynastie angehörte. Der Sepper war linkisch und täppisch für den Kirchendienst, sonst aber ein guter Kerl. Er hat mich oft geärgert, aber auch wieder erfreut durch seine trockene Naivität.

Es gehört zu den Zeremonien der katholischen Kirche, daß der Priester, ehe er sich zur heiligen Messe ankleidet, in der Sakristei eine flüchtige Abwaschung der Hände vornimmt. Hierzu Wasser bereit zu halten, vergaß der Sepper fast regelmäßig, und als ich ihn einmal heftiger als sonst darüber tadelte, sagte er in aller Gemütsruh': „Herr Pfarrer, ich wäsch meine Hände immer daheim, ehe ich in die Kirche gehe, und ich mein', der Herr Pfarrer könnt's auch so machen, wie ander' Leut'."

Fortan war ich dem Sepper nie mehr bös, wenn er das Wasser vergessen hatte.

Doch bald zeigte auch dieser Bruder Leopolds die Keime von dessen Krankheit, und rasch siechte auch der Sepper hin. Der älteste unter den Ministrantenknaben, Stephan Ehrlinspiel, mein späterer Hausbursche und jetziger Besitzer der väterlichen Burg der zwei Fürsten, amtierte lange für den kranken Mesner, bis wir im August 1871 auch diesen zu Grabe trugen.

Und jetzt konnte ich den Mann, dem der Titel dieser Erzählung gilt, den „großen Kübele", als Sakristan anstellen, was ihm schon längst zugesagt war.

2.

Wenn der große Römer Cato von dem punischen Feldherrn Hamilkar Barkas einst sagte: „Neben Hamilkar Barkas ist kein König wert, genannt zu werden", so kann ich sagen:

„Neben dem großen Kübele von Hange ist kein Mesner wert, genannt zu werden.“

Und wie unter den vielen Säulen der Wüste nur die Memnonssäule klang, wenn die Sonne schien, so klingt mir unter allen Sakristanen, die ich kennen gelernt habe, nur der große Kübele.

Als ich im Mai 1871 die Maiandacht in meiner Pfarrei einführte, waren die Rebdamen und Rebfräulein des Dorfes eifrigst bemüht, den Maialtar mit Blumen zu schmücken. Nachdem dies beendigt war, sollte auch für die Beleuchtung des Madonnenbildes, einer prächtigen Holzstatue aus dem 16. Jahrhundert, gesorgt werden.

Es war Nachmittag, und am Abend sollte die erste Andacht gehalten werden. In einem abgelegenen Dörfchen ist in solchen Fällen guter Rat teuer. Ratlos, wie man eine Beleuchtung noch zustande bringen könnte, stand ich mit meinen „Damen“ vor dem „Maialtar“; hinter uns eine Schar Kinder und in deren Mitte ein großer, älterer Mann in ärmlicher Kleidung.

Still hatte er uns bei der Ausschmückung des Altares zugeschaut. Erst als wir uns nicht zu raten wußten, trat er vor und sprach bescheiden: „Herr Pfarrer, ich will Ihnen bis zum Abend eine Beleuchtung machen.“ Jetzt erst schaute ich den Mann näher an. Es war ein hagerer, langer Mensch mit breiten Schultern und spärlichem, schwarzem Haar auf einem riesigen Kopf, den ein kleines, schwarzes, kluges Augenpaar unter einem Wald von schwarzen Brauen belebte. Das bis auf einen kurzen „Ohrenbart“ glatte, blasse Gesicht zeigte harte, verwetterte, aber geistvolle Züge.

Ich fragte ihn, ob er ein Handwerk könne. „Nein, ich bin nur ein Rebmann,“ antwortete er, „aber ich mach' die Beleuchtung doch bis heut abend.“

„Ja,“ fielen die Seemaidle ein, „der groß' Kübele bringt's fertig.“

Jetzt übergab ich ihm die Sache, und langsamen Schrittes

ging der groß' Kübele, so geheißen wegen seiner Körperlänge und seines Geschlechtsnamens, von dannen.

Der Abend kam. Über den See hin riefen die herrlichen Glocken von Hange zur ersten Maiandacht. Als ich in die Kirche trat, strahlte das Madonnenbild in festlichem Lichterglanze. Hinter dem Altar aber stand — der Feuerwerker, der groß' Kübele und lächelte seelenvergnügt, als ich stehen blieb und die Beleuchtung betrachtete, die originell genug war, um mir ein Staunen abzugewinnen.

Ein langes Stück Erlenholz, wie die Küfer es nehmen, um Reife daraus zu schneiden, hatte der Alte gebogen, mit grünem Papier überdeckt und mit kleinen Armen von Draht versehen, auf denen Scheiben von rohen Kartoffeln befestigt waren. Auf diesen Scheiben hatte er nun Wachslichtlein angebracht und das Ganze um das Madonnenbild herumgestellt und die Lichter angezündet.

Während der ganzen Andacht aber stand er, vom Volke ungesehen, hinter den Tannenbäumen, die den Altar abschlossen, und überwachte mit Vorsicht sein Feuerwerk.

An jenem Abend wurden der groß' Kübele und ich gut Freund. Ich lud ihn auf den andern Tag zu einer Flasche Wein ins Pfarrhaus ein. Er kam, und als ich ihn nach der Rechnung fragte für seine originelle Beleuchtung, da sprach er: „Herr Pfarrer, ich bin ein armer Mann, aber ich würde mich schämen, etwas zu verlangen. Das hab' ich der Muttergottes und Ihnen zulieb gerne getan. Aber die zwei Kreuzer für das grüne Papier bin ich beim Krämer schuldig geblieben, weil ich kein Geld hatte, und habe gesagt, der Herr Pfarrer werde es schon bezahlen."

Meine Hochachtung vor dem großen Kübele wuchs.

Bald nach der Maiandacht feierten wir in unserm Dörfchen am See das fünfundzwanzigjährige Papstjubiläum Pius IX. Wer in Guirlanden und Verzierungen in der Kirche und am Pfarrhaus wahre Meisterstücke lieferte, das war der groß' Kübele.

Und am Abend des Festes, als ich droben auf dem Hügel beim „Wetterkreuz" eine Rede hielt, während unser Freudenfeuer weithin leuchtete über den See und bis hinüber zu den Alpen, von wo die gleichen Feuer zu uns herüber grüßten, da stand der arme, in Lumpen gehüllte Mann hinter der festlichen Menge und freute sich im stillen.

Ich aber behielt ihn fortan in den Augen, und als im August der Sepper starb, ernannte ich den großen Kübele, dem ich's schon vorher versprochen hatte, zum provisorischen Mesner mit vollem Gehalt, und das blieb er seine ganze Dienstzeit hindurch, über zehn Jahre lang, immer provisorisch, weil er, um seine definitive Bestallung zu erlangen, eine Kaution hätte stellen müssen, der arme Kerl aber dazu nicht imstande war.

So mußt' ich ihn jahrelang verheimlichen und es dem Zufall überlassen, ob mein provisorischer Mesner den Argusaugen eines Revisors beim katholischen Oberstiftungsrate in Karlsruhe entgehen würde. Hätte man aber bei dieser peinlich gewissenhaften Behörde das grause Verbrechen entdeckt, daß an dem Kirchlein in Hagnau am Bodensee ein Sakristan angestellt sei — ohne Kaution, so wäre der groß' Kübele, der arme Teufel, erbarmungslos in sein absolutes Nichts zurückbefördert worden und ich hätte einen sogenannten Verweis erhalten.

Und doch zeigte mein „geschmuggelter" Sakristan morgens, ehe er Betzeit läutete, mehr Geist, als ich in dem ganzen Vierteljahrhundert, da ich Pfarrverweser und Pfarrer bin, in den Revisionsbemerkungen des katholischen Oberstiftungsrats gefunden habe.

Der arme Mann zerbrach allerdings hie und da ein gläsernes Meßkännchen zwischen seinen Riesenfingern, aber dann bezahlte es der arme Pfarrer, und der Fonds und die nicht vorhandene Kaution gingen schadlos aus.

Wahrlich, es ist etwas Schreckliches um die Bureaukratie, aber auch etwas Schreckliches um die Armut, die keinen Dorf

Mesner-Posten, der jährlich kaum 80 Mark trägt, erhalten kann — ohne Kaution, während man Generäle und Minister, die Land und Leute ruinieren und Milliarden schaden können, ohne einen Pfennig Kaution anstellt! —

Zu einem richtigen Kirchendiener hatte der groß' Kübele das Zeug absolut nicht. Denn ein richtiger Mesner muß vor allem ein pünktlicher, reinlicher, kleinlicher, agiler Mann sein mit einer billigen Denkungsart, damit er dem Pfarrer schön folgt und nicht opponiert.

Von allen diesen Eigenschaften hatte mein Kübele nur die erste, wenn auch nicht in hohem Grad. Er war ziemlich pünktlich. Alle andern Merkmale eines guten Mesners aber gingen ihm im höchsten Maße ab. Ganz besonders, und dadurch steht er über allen seinesgleichen, war der groß' Kübele kein billiger Denker, sondern ein durch und durch geistreicher Mensch, der das Zeug zu einem Kardinal gehabt hätte, es aber durch des Geschickes oft unerklärliche Mächte nur zum Sakristan einer armen Dorfkirche brachte.

Zunächst galt es, meinen neuen Sakristan entsprechend zu uniformieren; denn er war eigentlich nur in bessere Lumpen gehüllt. Da er nahezu so lang gewachsen war wie sein Pfarrer, so gab ich ihm eine ganze Uniform von mir, die ihm wie angegossen stand.

Wer ihn nicht kannte, würde ihn unbedingt für einen ärmeren alten Geistlichen gehalten haben, besonders wenn der groß' Kübele sich noch dazu verstanden hätte — meine ausrangierten großen Filzhüte zu tragen. Des weigerte er sich aber allezeit standhaft, so oft ich ihm auch einen abgetragenen „grand chapeau“ antrug.

„Herr Pfarrer,“ meinte er lächelnd und ablehnend seine große Rechte schüttelnd, „der Hut ist für Sie schon zu groß und manche lachen darüber. Ich hab' in meinem Leben einmal einen so großen Heckerhut[1] getragen, und es ist mir schlecht

[1] Der Advokat und Revolutions-Anführer Hecker hatte 1848 die großen schwarzen Filzhüte in Baden eingeführt.

bekommen. Damals wurde ich eingesperrt, und jetzt würde man mich auslachen am See und meinen, ich wollte den Pfarrer oder den Hecker spielen."

So trug er denn zur Sommerszeit zu meinen Kleidern eine große Schildkappe und im Winter eine riesige phrygische Wollmütze. —

Die Hagnauer schüttelten anfangs die Köpfe, daß der alte Revolutionsmann und gänzlich „verlumpte" große Kübele Sakristan geworden war, trotzdem sich „ehrbare und bessere" Bürger um den Dienst gemeldet hatten. Als er aber am Sonntag das erstemal nach alter Übung in der Frühmesse nach dem Rosenkranz die Litanei betete mit der Stimme eines kommandierenden Generals, da bekamen sie Respekt und lobten ihn über alle Maßen, daß er „so laut hergebe".

Leute auf dem Land taxieren gerne das, was in der Kirche gesprochen oder gesungen wird, nach der Kraft des Vortrags. Ein Pfarrer, der laut predigt und laut singt, hat schon zum voraus einen Stein im Brett bei den Bauern, auch wenn man von seinen Predigten sagen könnte: „Viel Geschrei und wenig Wolle."

Das Volk ist in alleweg ein Naturkind und hat und treibt alles gerne etwas massig und substantiell. So bei allen Genüssen, auch bei denen, die durch den Gehörsinn kommen.

Aber gleich nach der ersten Frühmesse, wo der groß' Kübele exzellierte durch sein brillantes Debut im Vorbeten, hielt er mir in der Sakristei eine köstliche Vorlesung, indem er meinte: „Herr Pfarrer, es stimmt nicht ganz. Ich bin mit der Litanei noch nicht fertig gewesen, als Sie schon vom Altare weggingen, und doch sollten wir zwei harmonieren und miteinander fertig werden. Also entweder müssen Sie das nächstemal langsamer oder ich muß schneller machen, damit wir einander nicht mehr verfehlen."

Ich nahm diese Belehrung, die auf mich Eindruck machte, freundlich hin und sagte halbernst: „Wenn ich das nächstemal wieder so bald fertig bin, so will ich die Litanei vorbeten."

Aber da kam ich dem großen Kübele recht. Mit Entschiedenheit antwortete er: „Das geht nicht. Das Vorlesen in der Kirche ist meine Freud'. Und oft hab' ich gedacht, wenn als der Leopold oder der Sepper mit ihren schwindsüchtigen Stimmen vorgebetet haben, daß es kein Mensch verstand, ich möchte es einmal tun dürfen. Jetzt hab' ich's erreicht und bin am Ruder, und darum müssen Sie es mir nicht abnehmen."

Ich sagte ihm gerne zu und tröstete ihn auch damit, daß es nichts zu sagen hätte, wenn wir in dem obigen Punkt nicht harmonierten. Im übrigen wolle ich darauf achten, mit ihm fertig zu werden. —

Also im Vorlesen waren die Hangouer mit dem neuen Mesner zufrieden, aber bald klagten sie über ihn, weil er die Stühle und Bänke in der Kirche nicht staubfrei halte und so ihr Sonntagshäs schädige.

Ich hielt ihm die Anklage vor, obwohl ich bemerkt hatte, daß er mit seinen Töchtern jeden Samstag in der Kirche mit Putzen tätig war. Gelassen antwortete der Alte: „Ich kann nicht allen Staub von den Bänken abschlecken. Die Hangouer stehen die Woche über den ganzen Tag in den Reben im Kot und da werden sie am Sonntag unserm Herrgott zu lieb auch in ein bißchen Staub knien können."

So merkte ich immer mehr, daß mein Sakristan nicht unter die Dummen auf Erden zählte, und ich trat ihm auch außerdienstlich näher.

Zunächst interessierte mich sein Lebensgang bis zu dem Tag, da wir uns zum erstenmal trafen. Bald dies, bald jenes erzählte er aus der Vergangenheit, und all' das gab schließlich das folgende Bild.

Der groß' Kübele entstammte einem alten Rebmannsgeschlecht, das, soweit dessen Sippen zurückdenken konnten, im Dienste des Klosters Salem[1] Reben baute und so sein Auskommen hatte. Als der Konrad, so hieß mein Sakristan, 1812

[1] Salem, berühmte alte Cisterzienser-Abtei im Linzgau, drei Stunden von Hagnau entfernt.

zur Welt kam, war die Klosterherrlichkeit zu Ende, und er hörte nur noch davon erzählen. Sein Vater hatte ein eigenes Haus und von den Klosterreben einige Stücke billig zu eigen bekommen und trieb so seinen alten Beruf als Rebmann weiter, auch nachdem das Kloster durch napoleonischen Machtspruch aufgehoben und den nachgeborenen Prinzen des Hauses Baden geschenkt worden war.

Der Konrad war aber noch nicht zwei Jahre alt, da seine Mutter starb. Ein Bruder seiner Mutter, Martin Zinsmaier, der ein Häuschen im Oberdorf besaß und ebenfalls Rebmann war, nahm, weil kinderlos, den Knaben in sein Haus und hielt ihn wie sein eigen.

Aus seiner Kinderzeit blieb dem großen Kübele vorab das Hungerjahr 1817 in Erinnerung mit seinem Kleienbrot und den gekochten Brennesseln.

Im gleichen Jahre hatte auch der Bodensee seinen höchsten Stand seit Menschengedenken und überschwemmte das ganze am See gelegene Unterdorf. Die Unterdörfer, in deren Kellern überall Wasser stand, profitierten allein davon zur Stillung ihres Hungers. In der Nacht kamen nämlich in die Kellerräume allerlei Fische angeschwommen, die dann, am Morgen gefangen, gute Speise gaben in der teuern Zeit.

Aber trotz Hunger und Überschwemmung ging bei den Hangouern die Poesie nicht unter. Da die Straßen im Unterdorf fußhoch unter Wasser standen, beschlossen die Bürger, zum Andenken alle Schulkinder in einem großen Segelschiff durch das ganze Unterdorf führen zu lassen. Es geschah, und die hungrigen Kinder hatten die größte Freude; unser Konrad aber weinte, weil er nur zusehen und nicht mitfahren durfte, da er noch nicht in die Schule ging.

An das Hungerjahr 1817, diese seine schmerzlichste und erste Jugenderinnerung, knüpfte aber mein geistreicher Sakristan eine psychisch-somatische (seelisch-leibliche) Entdeckung. Er sagte mir, daß er von jenem Jahre an, wo er immer Hunger gehabt, stets eine übermäßige Lust nach Essen in sich verspürt

habe, so daß er bis zur Stunde jeden Tag zweimal zu Mittag und zweimal zu Nacht essen könnte. Diese Eßmanie sei aber zweifelsohne ein Erbstück von anno 17 her. So wie man aus einer Zeit, räsonierte er ganz geistreich, Gedanken fasse und erbe und sein Lebtag behalte, so könne man auch den Hunger erben aus einem Hungerjahr, wie den Durst von einem trunksüchtigen Vater.

Er selbst habe in den vierziger Jahren aus der Zeitströmung seine freiheitlichen und demokratischen Ideen in den Kopf bekommen und dieselben seitdem so wenig verloren, als seinen Appetit seit 1817. —

Das zweite wichtige Ereignis seiner Jugendzeit traf ihn im Jahre 1830. Es war die Überfrierung des Bodensees und die berühmte Prozession der Hagnauer Schulkinder übers schwäbische Meer. Der größte junge Bursche im Dorf war damals unser Konrad und deshalb wurde er zum Fahnenträger ernannt, der vor den Kindern einherschreiten sollte.

Poesie und Religion sind stets im Volke daheim, und jenen beiden Genien verdankte die „Seeprozession" ihren Ursprung, und um ihretwillen allein verdienten die alten Hangouer nicht vergessen zu werden.

Eine fast drei Stunden breite Wasserfläche von einer Tiefe von 200—800 Fuß trennt das Dörfchen Hagnau vom ehemaligen thurgauischen Benediktinerinnenkloster Münsterlingen[1] am See. Zwischen diesem Kloster und dem Dörfchen Hagnau bestand nun seit alter Zeit eine eigenartige Vereinbarung. So oft nämlich der Bodensee zufror, was nicht jedes Jahrhundert vorkommt, wurde ein hölzernes Brustbild Johannes des Evangelisten über den See getragen, d. h. da geholt, wo es bei der letzten Prozession hingebracht worden war. Anno 1830 holten die Hagnauer das Bild in der Schweiz, trugen es heim und postierten es auf dem Rathaus.

Ich habe das interessante Bild im Jahre 1880 vom Rat-

[1] Heute eine Irrenanstalt.

haus wegnehmen und in der Kirche aufstellen lassen, um es zugänglicher zu machen. Seine Übertragungen sind auf dem Postament also erzählt:

„Diese Bildnis ist anno 1573, den 17. Februar, als der Bodensee überfroren war, von Münsterlingen nacher Hagnau übertragen und dort auf das Rathaus gesetzet worden. Nach hundert Jahren wurde sie bei überfrorenem See wieder hierher (nach Münsterlingen) gebracht. Anno 1796 aber zur Zeit des Franzosen-Kriegs das zweite Mal zurückgestellt und renoviert von F. X. Faivre."

„Am 5. Februar 1830 wurde dasselbe bei überfrorenem See von Münsterlingen in Begleitung der geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, sowie der Schuljugend nach Hagnau übertragen."

Das seltene Ereignis der Überfrierung des Sees wurde 1830 in Hagnau von der Natur selbst eingeleitet. In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar erscholl vom See her ein so fürchterliches Tosen und Donnern, daß die Hagnauer aus ihren Betten sprangen.

Am Morgen sahen sie oberhalb des Dorfes am Ufer ungeheure Eishügel aufgeschichtet; ein gewaltiger Felsblock war aus der Tiefe des Sees heraufgeschleudert worden und lag auf dem Eis. Die Pfähle der einstigen Pfahlbauten, die sonst zahlreich am Ufer in der Tiefe sichtbar waren, schwammen losgerissen zwischen den Eisblöcken.

Ein Tag später und der See war gänzlich überfroren. Zwei Hangouer waren die ersten, die über das Eis nach dem drei Stunden entfernten Schweizerdorf Altnau gingen und dort selbst von den prosaischen Schweizern mit Denkmünze und ehrendem Zeugnis ihres Mutes gekrönt wurden. Einer von ihnen und zwar der erste, der drüben ankam, war, wie wir wissen, Hanne, der Fürst.

Schon am 4. Februar kam die Schuljugend des genannten Schweizerdorfes mit dem Lehrer und den Schulpflegern übers Eis nach Hagnau. Am 5. Februar wagten sogar drei

Schulen von thurgauischen Dörfern mit den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten herüberzukommen und bewunderten den Felsblock, dessen Eruption am ganzen Seeufer war gehört worden.

Die Kühnheit wuchs, und bald kamen Leute mit Schlitten und Reiter im Galopp über die Eisdecke daher.

Jetzt beschloß der Hagnauer Gemeinderat die Prozession auszuführen und das Bild des Johannes in Münsterlingen zu holen. Am 6. Februar mittags 12 Uhr ward abmarschiert, 100 Schulkinder, Pfarrer, Vogt und viele Eltern bildeten die Prozession. Den alten Kaplan Gseller, der nicht gehen konnte, zogen Schulbuben auf einem Schlitten hintendrein.

Es existiert über diese Prozession ein reizendes Bild, das ich selber besaß, gezeichnet von dem alten Ratschreiber Model: Voraus der Pfarrer und der Vogt mit langen Pfeifen — selbst der Kaplan schmaucht auf seinem Schlitten, — die Büblein und Mägdlein, Männer und Frauen in ihrer alten, schönen, leider längst verschwundenen Volkstracht folgen nach.

Unterwegs sollte aber ein Stück neuer Poesie gegründet werden. Weil die Schuljugend des oberhalb Münsterlingen gelegenen Dorfes Altnau die erste gewesen war, welche am badischen Ufer Besuche gemacht hatte, wurde zuerst den Altnauern ein Gegenbesuch zugedacht und ausgeführt.

Die poetischen Hangouer von dazumal hatten ein Bild des Heilandes mitgebracht und den Schweizern mit dem Bemerken übergeben, „es möchte dasselbe in der Schule zu Altnau als ein Andenken dieser seltenen Begebenheit aufbewahrt werden, bis der See einst wieder überfrieren würde, wo es unsere Nachkommen alsdann von ihren Nachkommen über den Bodensee abholen würden."

Genau fünfzig Jahre später, fast um die gleichen Tage überfror der See wieder. Aber niemand dachte an das Bild in Altnau, und von Münsterlingen kam auch niemand, um den hl. Johannes zu holen. Wir sehen daraus, wie Gemüt

und Poesie seit einem halben Jahrhundert in der Welt abgenommen haben.

Doch die jungen Hangouer von 1880 zeigten noch etwas Poesie. Neun Bursche, welche als die einzigen im Dorfe über den gefrorenen See in die Schweiz gegangen waren, wälzten den Felsblock von 1830, der seitdem einsam bei der Mündung des Dorfbaches am See gelegen hatte, mit vieler Mühe ins Mitteldorf herauf und setzten ihn an die Straße als Monument zur Erinnerung an die Eiszeiten von 1830 und 1880 und an sich selber, indem sie ihre Namen in den Stein gruben.

Ich sollte einen Vers auf das Denkmal machen, bin aber allezeit ein schlechter Dichter gewesen; darum ersuchte ich den größten Poeten nach Scheffel am Bodensee, den Münsterpfarrer Brugier von Konstanz, und von ihm stammt, was auf dem Stein über den eingehauenen Namen der neun jungen Männer heute geschrieben steht und also lautet:

Als anno dreißig brach das Eis,
Entfloh ich meinem Wassergrab,
Ruht' aus am Dorfbach fünfzig Jahr'.
Wer jetzt den Ehrenplatz mir gab?
Lies hier die Neun, die Unverzagten,
Die heuer übern See sich wagten. —

Als die alten Hangouer anno 1830 am Nachmittag des 6. Februar ins Kloster Münsterlingen kamen, wo damals noch Klosterfrauen wohnten, wurden sie gar wohl aufgenommen und Jung und Alt mit warmer Suppe und dann mit Brot und Wein erquickt. Aber da der Vogt und der Pfarrer das Bild des Evangelisten verlangten, um es „vertragsgemäß" über den See zurückzubringen, wurden die Klosterfrauen sehr traurig und wollten sich nicht von ihrem Johannes trennen.

Die Hangouer beriefen sich auf das alte Herkommen und versprachen ein anderes Andenken dafür zu schicken, worauf endlich die Herausgabe erfolgte.

Freudig machte sich nun die Prozession wieder auf ihren Eisweg der Heimat zu — der große Kübele voran. Es war Nacht, als sie dem Dorfe sich näherten. Da die Leute am Lande an den vielen Kinderstimmen hörten, daß die Wallfahrer mit dem heiligen Bilde kämen, wurden alle Glocken geläutet, und unter dem Jubel des ganzen Dorfes zog man mit dem alten Gast in die Pfarrkirche ein.

Gleich am folgenden Morgen mußten zwei „Gerichtspersonen" (Gemeinderäte) ein Bild des Heilandes nach Münsterlingen tragen als versprochenes Andenken.

Das war die Poesie und das religiöse Gemüt der alten Zeit.

Oft sprach mir mein Sakristan von dieser Fahrt ins Schweizerland und meinte dabei ganz richtig, nicht ohne grimmiges Lachen, „wenn die Welt anno 30 regiert worden wär' wie heute, hätten wir die Prozession gar nicht unternehmen dürfen". —

3.

„Jugend hat keine Tugend," das bewährte sich auch an dem Fahnenträger bei der Eisprozession. Unser langer Konrad wurde, was man sagt, ein Flegel. Doch da der größten deutschen Dichter einer auch seine Flegeljahre hatte, darf man es einem Reb- und Schiffsmann am See nicht verübeln, wenn er in seiner Jugendfülle nicht gerade zärtlich tut in Worten und Handlungen.

Und ein Schiffsmann war der Konrad jeweilig auch. Schon 1830 fuhr er auf Schlitten über den See mit Früchten für die Schweizer und später mit manchem Segelschiff ans helvetische und ans österreichische Gestade.

Die Seeleute sind in der ganzen Welt verschrieen wegen ihrer Derbheit und bekannt wegen ihrer Unhöflichkeit — am Bodensee aber ganz besonders. Es heißt da gleich: „'s isch halt a grobe Schiffmâ." Wo kommt das her? Die Natur,

das Wasser und der Wind, die Elemente gehen eben auch gar oft am Bodensee wüster mit den Schiffsmännern um als auf dem Meere. Bald stürmt der Föhn daher, legt ihnen, wenn sie auf offener See sind, das Segel um und übergießt das Schiff mit Wasser, so daß die Schiffsleute nicht genug ausschöpfen können, um sich vor dem Sinken zu retten, während sie zu gleicher Zeit auch die Wellenstöße an den Planken parieren sollen. Ein andermal fällt der Ostwind über die bayerischen Berge herein, wenn sie seeaufwärts wollen, und treibt sie verdienstlos in den nächsten besten Hafen.

Im Winter plagt sie oft ein solch' eisiger Nordwind, daß sie die Ruder und das Steuer kaum halten können vor Kälte, und im Sommer jagen Wetterstürme von Westen her Schiffer und Kahn erbarmungslos in den Wassern auf und ab.

Bei solchen Mühsalen kann der Mensch nicht zimperlich werden, wie ein Schneider auf einer Schneidershölle oder eine Näherin an ihrer Maschine.

Ist er dazu noch, wie die Schiffsmänner am badischen Seeufer hin, ein Rebmann und kämpft der Rebensaft in ihm mit der Naturkraft auf den Wellen, so gibt's ein Gebilde, das aufzischt und aufbraust, wie wenn Feuer mit Wasser sich menget.

So hatte auch unser Konrad, der bald als Rebmann, bald als Schiffmann tätig war, seine rauhe, harte, hitzige Seite. Er war ein Raufer, wenn es galt, seine Kraft zu zeigen, und mehr denn einmal schlug sich der große Kübele, wie er frühzeitig genannt wurde, in den dunkeln Gassen des Dorfes. Und selbst sein Pflegevater, der Marti Zinsmaier, ein alter Rebmann, durfte nicht viel sagen, wenn der starke Seebär in seinem Furor war, er hätte sonst den Alten samt dem kleinen Häuschen vom Fleck getragen.

In Furor kam er aber daheim nur, wenn er Hunger und Durst hatte und der alte Marti Einsprache gegen die Quantitäten erhob, die der Konrad brauchte, wenn er abgearbeitet vom See oder aus den Reben kam.

Ein bekannter, seit Jahren verstorbener Jurist, der Kanzleidirektor Maas in Freiburg, hat mir einmal erzählt, seine Großmutter habe von ihm als Knaben oft behauptet: „Wenn der Bub zu essen bekommt, so viel er will, so wird der Kerl gefährlich.“

Mein Kübele sagte mir dagegen oft, er sei nie gefährlicher gewesen, als wenn er Hunger und Durst gehabt und man ihm die Heilmittel habe vorenthalten wollen. Gesättigt sei er der friedlichste Mensch.

Er war also das Gegenteil von dem eben genannten Juristen, der als Minister einer Regierung diente, welche damals an vielen Dingen Hunger litt, zum Glück vielleicht für ihren leitenden Staatsmann, der, wenn gesättigt, noch gefährlicher geworden wäre, als er zu Lebzeiten manchen Leuten gewesen ist. —

Aber eines ehrte den Konrad in jenen Flegeljahren, daß er trotzdem an seine geistige Ausbildung dachte. Da kam in jener Zeit ein fremd' Männlein, der Heß genannt, oft an die Seeufer und versorgte die hühnerlosen Rebdörfer mit Eiern. Er war ein armer Teufel, trug Lumpen statt der Schuhe um die Füße und hatte eine Herberge im Armenhause zu Hange für die Zeit seines Aufenthalts, aber er war ein grundgelehrter Kerl, der namentlich wahre Hexenkünste im Rechnen auf den Tischen der Wirtsstuben ausführte.

Der groß' Kübele und seine intimen Jugendfreunde, der Jakob Bock und der Franz Joseph Wegis vulgo der Franzos, den wir später kennen lernen, nahmen Stunden im Rechnen bei dem Heß. —

Wenn er mir von den alten Schifferzeiten erzählte, mein Sakristan, so schimpfte er jeweils auch über die Dampfkraft, welche der kleinen Segelschifferei, dem Brot vieler Seeleute, ein Ende gemacht habe.

„Der Dampf,“ meinte er, „hat mit seinem Maschinenwesen mehr Leute ruiniert, als der Bodensee schon verschluckt. Das Element des Dampfes ist gefährlicher für die arbeitende

Menschheit als die Elemente Wasser, Feuer und Luft zusammen."

Und dann sprach er von der alten, poesievollen Zeit der Segelschiffe, wie die Schiffsleute, vier Mann in der Regel, von Hange um Mitternacht abgefahren und mit Hilfe des konträren Ostwinds schräg den See hinauf gen Bregenz gesegelt seien. Dort hätten sie nach zehnstündiger Fahrt gelandet, einen guten Trunk getan in Tyroler- oder Ungarwein und dann bis zum Abend ihre Schiffe mit Brettern beladen. Mit dem gegen Abend wieder einbrechenden Ostwind ward dann abgesegelt, seeabwärts, am „Thurgi" hin.

Bei Tag und Nacht hatten sie an diesem Schweizer Ufer ihre Stationen, von denen aus man ihnen Schwyzerbrot, Most und Käs auf kleinen Kähnen zuführte.

In der Nähe dieser Plätze angekommen, ergriff einer der Schiffer das große Nebelhorn und „rief Brot und Most herein".

Am zweiten Tage nach der Abfahrt in Bregenz ward in Schaffhausen gelandet, die Fracht gelöscht, und dann fuhr das Schiff mit Gips beladen an den Obersee. Über jede Mahlzeit gab's auf den Mann vier Schoppen „Wi".

Rheinaufwärts wurde das Schiff meist von Pferden gezogen. Berühmt als „Rosser" war der „Bartle von Biesingen", der alle Schiffe, die nach dem Obersee heimkehrten, bis zum Städtchen Stein „hinaufrosste". Aber unterwegs ward im Löwen von Dießenhofen, wo alle Schiffsleut' einkehrten, die geheiligte Vierzahl Schoppen getrunken.

Von Stein bis Stiegen, wo der See beginnt, mußte das Schiff von Menschenhänden geschoben werden, da Pferde nicht mehr gehen konnten. Mit Riesenstangen stemmten die Leute an die Planken des Schiffes und stießen es so vollends am Ufer des Rheines hinauf in das Becken des schwäbischen Meeres.

Kamen sie glücklich mit beiden Frachten hin und her, so hatten sie 60 Gulden Reingewinn. Traf aber ungünstiger

Wind ein und mußten sie in einem Hafen landen und, was oft geschah, liegen bleiben, so tranken, tranken, tranken die müßigen Schiffer und vertranken allen Profit.

Aber das war dann, wie sie zu meiner Zeit noch erzählten, die einstigen Schiffsleute, die schönste Fahrt; wenn sie heimkehrten, naß wie eine Maus, von Wind und Wasser ausgepeitscht, ohne Geld, aber innerlich froh „über die guten Trünke, die sie gehalten, und die gute Gesellschaft, so sie gefunden."

Da trieb der Westwind oft sechs und acht Segelschiffe, Schwyzer, Österreicher, Schwaben, Bayern und Badische, in einen kleinen Hafen, wie Wasserburg, Langenargen, Arbon, zusammen. Alle räsonierten über den „koge Wind", aber alle tranken in der „Pinte" am Hafen, im „Schiff" oder im „Anker", erzählten von viel grausigern Wettern, als dem derzeitigen, und von den alten Schiffern, wie die noch mehr Geld verdient und noch mehr getrunken hätten. In feucht-fröhlichem Galgenhumor ward so guter Wind abgewartet.

Heute haben Eisenbahnen und Dampfschiffe auch dieses Stück Volkslebens fast gänzlich begraben. Nur „der Roth von Keßwyl" brachte noch zu meiner Zeit auf seinem großen Segelschiff den Maurern an beiden Ufern hin die Back- und Ziegelsteine von Bodmann herauf, und die Uhldinger Schiffer segelten für die große Kunstmühle von Heilig nach Lindau und holten den ungarischen Weizen.

So oft wir, mein Sakristan und ich, vor meinem Haus oder hinter der Kirche sitzend, ein großes Segelschiff sahen, begann er seine Seufzer über die vergangene, gute alte Zeit der Segelschiffahrt. Er lechzte nach dem Most, den er in seiner Jugend mit dem Horn „vom Thurgi in den See gerufen", nach den vier Schoppen im Löwen zu Dießenhofen und redete vom „Barthle von Biesingen", seinen guten Rossen und seinem starken Durst.

Und er klagte bitter über den „Staat", der mit seinen Dampfschiffen die kleinen Leute ruiniert und aus ihrem Leben,

so voll von Lust und Durst, so voll von Arbeit und Erholung, die schönen Schiffertage genommen habe. —

Von den letzten Schiffsleuten dieser abwechselnd ebenso lustigen als mühevollen guten Zeit der Segelschifferei lebten zu meiner Zeit noch in Hange zwei Hauptmatadore. Der „Postmeister", der Baptist Meichle, der aber seitdem längst gestorben ist, und sein Bruder, der Riese Anselm, der heute noch, im 20. Jahrhundert, die Dampfschiffe, so am Landungssteg von Hange anlegen, „anbindet" und die Güter expediert. Beide waren und sind in ihren friedlichen Verrichtungen Meister ersten Ranges, und niemand, der es nicht wüßte, würde in diesen pünktlichen Beamten der Post und des Dampfes die ehemaligen wilden Seeleute wieder erkannt haben.

Ein und das andere hatten sie gerettet aus jenen stürmischen Tagen, so die Liebe zu einem guten Trunk, ferner die Ruhe gegen jede drohende Bewegung des Wassers. Als im Herbst 1891 der See so hoch stieg, daß dem Postmeister das Wasser in seinem Häuschen im Unterdorf nicht nur in den Keller drang, sondern auch in sein Postbureau, und sein Weib, die Käther, und seine elf Kinder zu weinen anfingen, nimmt der Baptist ruhig seine Postsachen zusammen und spricht zu den Weinenden: „Was bläret[1] ihr no, 's isch jo bigott Wasser g'nug im Hüsle."

Wenn ihm, dem braven Mann, seine Pfeife und der Trunk schmeckte, verlor er keine Sekunde den Humor, ob auch rings um ihn die Welt in Trümmer gegangen wäre. —

Den Anselm habe ich bei der vorliegenden Ausgabe des Buches um einige Notizen ersucht, über sein Leben; denn er ist heute jedenfalls nicht bloß der größte Mann von Hange, sondern auch das größte Original, nachdem die alten Originale alle dahin sind.

Sein Vater, den ich nicht mehr gekannt, wohl aber seine gottesfürchtige Mutter, besaß drei große Segelschiffe und

[1] bläreu, plärren = schreien und weinen zugleich.

seine zwei Buben, Baptist und Anselm, mußten frühzeitig „Schiffsknechte“ werden.

Kaum der Schule entlassen, kam der lange, hagere Anselm aufs Schiff. Damals führte der Vater Meichle Steine von Rorschach nach Konstanz und Radolfzell zum Bahnbau der Strecke Waldshut-Konstanz. Die harte Arbeit mit den Ruderstangen und das Abladen der Steine ermüdeten den jungen Schiffsknecht oft so, daß ihn sein älterer Bruder und ein Schiffsknecht vom Landungsplatz heimtragen mußten.

Auch Flöße half er zeitig zusammenbinden und auf dem See transportieren, wobei er tage- und wochenlang Stunden hindurch im Wasser stehen mußte.

Als „Schiffsmâ“ und besonders beim Transport der Weine des Spitals in Konstanz, vom rechten auf das linke Seeufer lernte er frühzeitig das Trinken, in welchem er selbst die alten Original-Rebleute übertrifft.

Aber auch manch schweren und lebensgefährlichen Sturm hat er auf dem Bodensee bekämpft.

So war er den Kampf schon gewöhnt, als er im Februar 1870 beim Leibregiment einrückte und rechter Flügelmann wurde. Ich erinnere mich noch wohl — ich war kaum zwei Monate im Dorf — wie der junge Riese anno 1869 zu mir ins Pfarrhaus kam und sagte, die Mutter habe ihn geschickt, er solle auch bei mir Abschied nehmen.

Als der Krieg ausbrach, eröffnete ihn der trinkfeste Grenadier von Hange mit einer Riesen-Trinkleistung. Am 18. Juli, da die Kriegserklärung in Karlsruhe eingetroffen, hatte er die Zimmertour bei seiner Kompagnie. Alsbald beorderte ihn der Feldwebel, in alle Wirtschaften der Stadt zu laufen und die Soldaten und Unteroffiziere heimzuschicken.

Es war um 4 Uhr des Nachmittags, als unser Hangouer freudig sich zur Erfüllung dieses Auftrags auf den Weg machte. Aber Karlsruhe hatte viele Wirtschaften und in jeder trank der „Schiffmâ“ ein Glas Bier. So wurde es Mittag des andern Tages, bis er heimkam mit einer kanonenmäßigen Ladung,

die aber im Tumult der Zurüstung zum Krieg niemand übelnahm, so wenig als die Verspätung.

Am zweiten August ging's über den Rhein bis nach Straßburg, wo das Regiment zehn Wochen belagern half und dann drei Tage in der eroberten Stadt verweilte.

Gleich auf dem Weitermarsch durch die Vogesen erhielt der lange Anselm am 6. Oktober einen Schuß in den Unterkiefer und kam nach Karlsruhe ins Spital, wo er „es so gut hatte, wie nie mehr im Leben". Nach wenigen Wochen war er kuriert und erhielt Urlaub in die Heimat. Er war der erste Krieger von Hange, der aus dem Krieg heimkehrte und wurde schwer gefeiert mit dem guten Wein, der anno 1870 gewachsen war.

Bei Dôle traf er dann sein Regiment wieder und machte den Feldzug mit bis zum Friedensschluß.

In die alte Garnison zurückgekehrt, wurde ihm, weil er der längste Mann im Regiment war, eine besondere Ehre zuteil. Er wurde zum Musikkorps als Träger des Schellenbaums kommandiert. „Das war," so sagt er heute noch, „für meinen unauslöschlichen Durst ein einträgliches Geschäft. Im Museum mußten wir jede Woche einige Male aufspielen, und da gab es Bier in Menge, und der allgemein bewunderte Schellenbaumträger konnte nach Herzenslust trinken und als Hangouer war es mir eine Kleinigkeit 30—40 Schoppen zu vertilgen. Ja, das war ein schöner, durststillender Posten!"

Entlassen als Schellenbaumträger, wurde er wieder Schiffmann und 1873 Schiffmeister, weil er dem Schiffmeister Nepomuk Keller, der Bürgermeister geworden war, sein Segelschiff abkaufte. Beim Keller hatte er, nachdem sein Vater gestorben war, Knechtsdienste getan, als meine Habe anno 1869 über den See geführt wurde. Er meinte aber heute noch, es sei wenig Trinkgeld gefallen.

Es mag das sein, denn ich war damals ein armer Teufel, habe dem Wackern aber jetzt, 41 Jahre später, das Trinkgeld aufgebessert.

Als ich anno 1873 im August zu Radolfzell im Gefängnisse saß und Bischof Kübel in meiner pfarrerlosen Gemeinde firmen wollte, ließ ich ihn in Anselms schön verziertem Schiff in Meersburg abholen und nach Hange führen — die erste und einzige Firmungsreise des Bischofs zu See.

Die Fergen hatten aber ein Faß Bier mitgenommen und schon auf der Hinfahrt angestochen. Bei der Rückfahrt und Landung in Hange fiel der Kaspar Benz, auch ein Feldzugssoldat und ein trinkbarer Fährmann von Hange, beim Aushängen des Ruders in den See, zum Schrecken des hochwürdigsten Herrn. —

Anselmus, der Lange, war auch ein Freund des Prinzen Konrad, in dessen Schnapsküche er sich oft innerlich wärmte. Auch machte er noch Ausflüge mit dem Prinzen ins Binnenland, wo beide Furor machten, der „Selmes" durch seine Länge und seine Gewandtheit im Schimpfen, der Prinz durch seine Schönheit und Stärke.

Auch mit dem berühmtesten „Schiffmâ" jener Zeit, dem Sporädle von Immenstaad, einem geborenen Vorarlberger, machte unser trinkbarer Riesenmensch Dienst-Fahrten auf dem schwäbischen Meer.

Einmal landeten die zwei mit ihrem Schiff in Friedrichshafen, um ihren Durst zu löschen. Eben war des Königs Karl Geburtstag, und der König, der im Sommer im „Hafen" residierte, wollte, als unsere Schiffmannen gelandet waren, eine Extrafahrt mit dem Dampfschiff machen.

Als nun beim Nahen des Königs die guten Württemberger alle aus Leibeskräften riefen: „Er lebe hoch!" sprach laut der Sporädle: „Die dumme Koge schreiet alle hoch. Lande en no go, (Laßt ihn nur gehen) der lebt hoch genug!" Landjäger (Gendarmen) hörten es und wollten den groben Schiffmâ abfassen. Aber die beiden Seeleute banden schnellstens ihr Schiff los und fuhren in die hohe See.

Als anno 1874 die von mir im Landtag warm befürworteten Landungsstege in Hange und Immenstaad fertig

waren, wurde der Anselm Schiffsanbinder und Güterbestatter und verließ die Schiffahrt.

Sein Vater hatte das Monopol gehabt, die Passagiere mit einem Kahn vom und zum Schiff zu führen. Da der alte Schiffmâ aber mit seinen Buben immer auf der Segelschiffahrt war, besorgten seine Töchter Sepha und Fränz den Kahntransport. Da der nun anno 74 aufhörte, wurde Anselm obiges Amt zuteil, während sein Bruder Baptist, Postagent war.

Als Güterbestatter und Schiffanbinder bekam unser Riese reichlich Gelegenheit, beim „Zeller am See" seinen Durst zu löschen, und das besorgte er alle die vielen Jahre hindurch so gründlich, daß er in seinen alten Tagen meint, was er getrunken im Leben, gäbe einen See, auf welchem Graf Zeppelin mit seinen Riesenschiffen bequem landen könnte.

Was er leisten konnte, hierfür nur e i n Beispiel für viele. Einst kam der Glockengießer Blersch von Überlingen nach Hagnau und unser Goliath lud ihn zu einem Fischessen im „Zeller" ein, wobei er die Fische, der Glockengießer aber den Wein stellen sollte. Als der Anselm die Fische genug zum Schwimmen gebracht, betrug die Zeche für zwei Mann 26 Mark.

Im Dienst war und ist er ein tüchtiger Mann und auch ein wackerer Hausvater, der 13 Kinder, alle gesund und stark, aufgezogen hat. Trotzdem ihm der Dr. Müller in Meersburg schon einige Zehen abnehmen mußte, hat ihn sein großer Durst und sein Humor nicht verlassen. Er bedauert nur die hohen Weinpreise von 1910, die ihn zwingen, Apfelmost zu trinken. —

Und nun zurück zu meinem Sakristan.

Während der große Kübele im Frühjahr und Sommer, wenn ein „Kehr" in den Reben wieder um war, oft auf dem See arbeitete, zog er zum Spätherbst und zur Winterszeit, wenn die dicken Seenebel und das Eis auf dem Rhein den Verdienst auf dem See erschwerten, in den Wald und machte Holz oder er arbeitete in den Kiesgruben für den Staat, der

Material für die Straßen am See hin brauchte — lauter Arbeiten, die ihm ebenso voller Poesie waren, wie die Tage auf dem See.

Wir kennen den Wald Weingarten hinter dem Dorfhügel bereits aus den Raubfahrten des Prinzen Hanne. Er holte hier frevelnd sein Holz. Es ist ein wunderschöner Wald mit herrlichen Tannen und Buchen, eben wie ein Park und mit den Straßen eines Pariser Boulevards.

Wenn ich alles, was mir im Leben schon passiert ist, vergessen sollte, die zahllosen, einsamen Stunden, die ich vierzehn Sommer hindurch „im Wigarte" zugebracht habe, denkend und träumend, werde ich nie vergessen.

Stets hab' ich ihn seiner ganzen Länge nach zweimal, hin und her, durchwandert, beim Eingang noch einen langen Blick auf See und Berge werfend, und beim Ausgang, ruhend, wieder in See und Berge geschaut.

Wer nie alltäglich, mutterseelenallein, zur Sommerszeit in einem deutschen Walde gegangen ist und nicht seine Sprache erlernt und nicht seinen Stimmen gelauscht hat, der kennt nicht die Macht der stillen Natur auf das stille Menschenherz.

Er begreift auch nicht, wie ich meinem alten Sakristan es nachfühlte, wenn er von seinen Winterfreuden im Wald erzählte, wenn diese seine Freuden auch weit derber waren als meine Sommerträume unter den Kindern jener Bäume, die er als Holzmacher gefällt. —

Die arbeitskräftige, männliche Jugend von Hange hatte zu allen Zeiten einen lobenswerten Eifer, die Kasse des Vaters Rebmann, dem selten ein voller Herbst zuteil wird, zu schonen und sich das Geld für Kleider und Vergnügungen mit Nebenarbeiten selbst zu verdienen.

Bald wird dies Handgeld auf dem See, bald in Wald und Feld geholt. Bald sind die jungen Hangouer Fischer[1]

[1] Zu meiner Zeit verdienten einzelne auch Geld mit Aufsuchen von Altertümern aus der Stein- und Bronzezeit in den alten Pfahlbauten am Seeufer hin.

und Schiffer, bald Holzmacher und Taglöhner — und überall gleich fleißig an der Arbeit.

So ist's zum großen Teil heute noch, und so war's zu des großen Kübeles Jugendzeit. Nur war, wie er oft sagte, zu seiner Zeit das Holzmachen im Weingarten lustiger, weil sich dabei eine Art unblutigen Räuberlebens abspielte, das heute nicht mehr möglich wäre.

Es ist uns Sterblichen allen eigen, daß wir nichts gemeinsam ausführen können, ohne daß dabei Essen und Trinken eine Hauptrolle spielten. Haben Könige und Kaiser Zusammenkünfte, um wichtige Staatsfragen zu beraten, so haben die Diners, die dabei gehalten werden, sicher nicht die letzte Nummer. Vereinigen sich ihre Minister zu gleichen Zwecken, so stehen die Tafelgenüsse nicht hintendran. Kommen irgendwo die Männer der Wissenschaft zusammen, flugs vereinigt ein Mahl die Idealisten und die Materialisten, und da erst platzen die Geister los. Wird irgendwo von Bürgern ein Gesang-, Turn-, Pompierfest gehalten, so ist schließlich das Essen und Trinken die Hauptsache.

Bringen die Bauern auf dem Schwarzwald ein Kind zur Taufe oder einen Toten von den Bergen herab, dem viele Freunde und Bekannte von fernher das Geleite geben, so vereinigt ein Taufessen des Kindes Begleitung oder eine „Leidschenke" die Leidtragenden.

Kurzum, bei all' unserer Politik und Wissenschaft, bei all' unseren patriotischen und bürgerlichen Festen, in Freud und Leid steht der Magen im Mittelpunkt und spricht: „Politisiert, schwätzt, räsoniert, singt, arbeitet, weint — tut, was ihr wollt, ihr Unsterblichen und ihr Göttersöhne, ich dirigiere euch doch alle. Mit all' euren Idealen und all' euren erhabenen Seelenstimmungen vermöget ihr nicht, mich zu sättigen. Vielmehr sehnt ihr euch darnach, von jenen gesättigt, mir dienen zu können."

Drum freut sich der Schnitter im Sommer, wenn zur Mittagszeit übers Feld her die Mägde oder die Töchter des

Hauses in großen Körben Essen und Trinken bringen, und es freuen im Winter sich die Holzmacher, wenn sie, ums Feuer gelagert, ihr Mahl verzehren.

In meiner Knabenzeit kam an Winterabenden regelmäßig ein Holzmacher aus dem Urwald in meines Vaters Bäckerstube, trank einen Schnaps und aß ein „Groschenlaible" dazu. Er hieß der „Pfaffe-Sepp", war aus Schnellingen jenseits der Kinzig und ein stiller, wortkarger Mann. Aber das sprach er doch regelmäßig: „I freu' mi de ganze Tag uf mi Schnäpsle un mi Groschelaible am Obe[1]."

So freute sich auch der große Kübele aufs Mittagessen ums Feuer im Walde und hatte dessen Poesie selbst nicht im hohen Alter vergessen. Aber um jenes Mittagessen hing eben auch ein Stück Räuberpoesie. Es war eine Art Räubermahl.

In seiner Jugendzeit hatten die Rebleute am See nur im Sommer, wo der Weinstock durch seinen Überfluß an Blättern Futter gab, je ein Kühlein. Das wurde nach dem Herbst getötet, gesalzen und geräuchert und gab die einzigen fleischlichen Leckerbissen für den Winter ab. Schweine zu halten war schwerer; dazu fehlten die Milch und das Mehl.

Den Holzmachern im Weingarten wurde das Mittagessen, wie jetzt noch, vom Dorf her gebracht: Knöpfle und Bohnen und als Rarität einmal in der Woche „digen"[2] Kuhfleisch.

Dieses einfache, stets sich wiederholende Menu war unseren Holzmachern unter der Führung des langen Konrad ungenügend, um so mehr, als sie von den Bauernhöfen im Rücken des Waldes täglich sterbende Schweine schreien hörten. Und wenn einer oder der andere von ihnen in einem der Höfe Feuer holte oder einen Kochhafen lieh, um das Essen zu wärmen, da sah er, wie die Buren Metzelsuppen hielten, während den Holzmachern nur digen Kuhfleisch blühte.

Nicht bloß zwei Liebende wissen es zu machen, daß sie

[1] Abend.
[2] geräuchertes.

zusammenkommen, auch die Kuhfleisch verschmähenden Holzmacher und die speckreichen Bauern fanden sich in des Waldes düstern Gründen zusammen und schlossen ein Bündnis auf Kosten eines Dritten, der den Weingarten annektiert, zu deutsch, dem Kloster genommen hatte. Und dieser Dritte war der Staat.

Die Bauern brachten am Abend Speck, Schinken, Würste und Schnaps und holten dafür Holz, gespalten und stammweise, wie sie es gerade brauchten.

Zwar saß unweit vom Wald in dem ehemalig bischöflich konstanzischen Jagdschloß Ittendorf ein Förster namens Strobel, dem des Waldes Hut anvertraut war und der einigemal in der Woche nach den Holzmachern sah. Aber er war gewohnt, nach jeder Revue, die ihn in die Nähe des weinpflanzenden Seedörfchens Hange brachte, dort hinab zu gehen und im Adler eins zu trinken und zu spielen.

Während er so im Dorf drunten spielte und trank, tauschten Buren und Holzmacher ihre Waren und holten die übrigen Hangouer ihren Holzbedarf im „Wigarte".

Daß alle sicher waren vor dem Förster, dafür sorgte niemand anderer als der damalige Dorfvogt Ainser selbst. Er spielte und trank regelmäßig mit dem Forstwart bis zur Mitternacht und hielt ihn hin, bis alle Bürger und Bauern ihren Bedarf gedeckt und ihren Tauschhandel abgemacht hatten.

Und die Moral? Die hatten der Vogt und seine Untergebenen von jenem Dritten gelernt, der kaum dreißig Jahre zuvor den Wigarte geholt hatte, ohne den Eigentümer zu fragen.

„Der Staat," meinte mit Recht der Vogt, „hat den ganzen Wald geholt, wir holen nur einzelne Bäume."

Das Kloster hatte den Bürgern unentgeltlich Holz gegeben, jetzt sollten sie es bezahlen und zwar einem, der selbst nichts bezahlt hatte.

Stillvergnügt schmunzelte mein alter Sakristan jedesmal,

wenn er auf jene Tage zu reden kam, da er im Walde flott gegessen und die Klosterleute gerächt hatte.

Das war die Folge der napoleonischen Moral von der „Säkularisation" des kirchlichen Eigentums. Wenige Jahre später stellte Proudhon, der erste Sozialdemokrat, aus dieser Morallehre den Satz auf: „Eigentum ist Diebstahl", und so folgte der Säkularisationslehre und -praxis von oben in unsern Tagen die Säkularisationstheorie von unten und zwar gegen alles Eigentum.

Nie konnte ich meinen Sakristan überzeugen von dem Unrecht seiner Waldmahlzeiten, und ich bin fest überzeugt, daß er noch in seinen alten Tagen und in seinem Amt als Kirchendiener mit seinem Sohne „Benni" mehr als eine Fahrt Holz oder Rebstickel im Wigarte geholt hat. —

Seine Kumpane in der Jugendzeit waren seine Leibfreunde, der Bock und der Franzos. Im Wald oder in der Kiesgrube unter der Berghalde am See waren die drei stets voll Humor. Oft, wenn ein Tanz oder eine Hochzeit in der Nähe war, gingen sie von der Arbeit weg und begaben sich zum Tanz in ihrer Arbeitskleidung.

Geld hatten sie genug. Sie waren Arbeiter wie keine, und dazu hatten sie eine Erfindung gemacht, eine Mühle, welche den Kies sortierte. Sie bekamen für das Patent von der Straßeninspektion eine größere Summe, zugleich als Belohnung.

So kam es, daß die drei und vorab der groß' Kübele nicht so bald ans Heiraten dachten, weil sie ledig die lustigsten Tage genossen.

Verlobt war der Große schon lange. Er hatte seine schwarzhaarige und dunkeläugige Kreszenz, die treue Gefährtin seiner späteren Leiden und seiner Armut, längst gefunden bei einem — „Funken".

4.

Jedes Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und die Sonne die ersten Morgennebel über dem See zieht, am ersten

Sonntag in der Fasten, wird in allen Dörfern am rechten Seeufer hin der F u n k e n angezündet, und es heißt der Tag deshalb „der Funke-Sunntig".

An diesem Tage fahren in Hange nach der Vesper die erwachsenen Buben im Alter von 15—18 Jahren mit einem Wagen, den sie selber ziehen, von Haus zu Haus und sammeln Holz zum Funken. In der Regel erhalten sie in jedem Haus einige Bündel „Härlen", Rebholz.

Bald ist der Wagen so voll und so hoch beladen mit Härlen, wie ein Heuwagen im Sommer mit Dürrfutter. Sie bringen ihn mit vieler Mühe auf den „Buchenbichel", einen Hügel über dem Kirchhof mit herrlicher Schau auf See und Alpen. Das Holz wird hier zu einem Riesenstoß zusammengesetzt. Gegen Abend sammelt sich Jung und Alt, vorab aber die Ledigen beiderlei Geschlechts um den Stoß. Sobald der „Mesmer" im Dorf drunten Betzeit geläutet hat, wird der Haufe an allen Ecken angezündet, und alle beten laut „den englischen Gruß".

Wenn dann die ersten brennenden Hölzer abgeglüht und verkohlt sind, so beginnt das beliebte „Bromen", d. i. die Buben machen die Mädle schwarz im Gesicht.

Am liebsten „bromt" der Bursche dasjenige Mädchen, welches ihm am besten gefällt. Und wohl jedermann begreift, daß die Mädchen, so herzhaft sie sich auch zum Schein wehren, es lieben, gebromt zu werden.

So kommt es, daß, wenn der Funken abgebrannt und tot ist und am dunkeln Abend viele Mädchen geschwärzt heimziehen, oft noch Funken leuchten in den Herzen, Funken, die fortglühen bis zum Hochzeitstag. —

Drei Wochen nach den Funken am rechten Seeufer, am Sonntag Lätare der Fastenzeit, brennen am Abend die Funken am linken Seeufer und am Ostende des schwäbischen Meeres. Sie sind weit malerischer und wirken weit magischer, weil sie aus einer hohen Gebirgswelt herabfunkeln.

Es ist die Schweizer, Vorarlberger und Allgäuer Jugend,

die um jene weit herab in den See zündenden Funken sich sammelt und stillvergnügt den Frühling in der Natur und im Menschenherzen feiert.

Regelmäßig bin ich in den vielen Jahren meines Aufenthaltes am See am Abend des Funken- und des Lätaresonntags allein auf der Höhe beim „Wetterkreuz" gestanden und habe die Funken, welche aus der Nähe herüber- oder vom Obersee herableuchteten, auch auf mich wirken lassen.

Ein letzter Lichtstreifen der Sonne stand noch über den Alpen. Der See still und wellenlos, als wollt' auch er zur Ruhe sich begeben. Tiefe, tiefe Stille in der Natur ringsum. Lispelnd nur spielt der Wind in dem Lindenbaum am Wetterkreuz. Da blitzt drüben im Thurgi ein Funken um den andern auf, höher und immer höher im Gebirge zeigen sie ihr Glutauge und wie Sterne heften sie sich auf die Bergwände droben am Pfänder und unter der Kannisfluh.

Der Abend sinkt hinab, die Nacht kommt, und immer feuriger strahlen die Sterne von Menschenhand, auf welche ihre Schwestern am Himmelszelt blaß und bleich herabschauen. Doch die menschliche Herrlichkeit dauert ja nicht lange, und die Himmlischen können allezeit und in alleweg sicher sein, daß wir ihnen nicht zu lange Konkurrenz machen.

Ein Funken um den andern erlischt, und bald ist's Nacht, dunkle Nacht auf Erden, und nur am Himmel noch ist Licht über der stillen Natur.

So dachte ich manchmal, wenn ich wehmutsvoll vom Wetterkreuz herab dem Dorf zuschritt, so geht's mit allen Lichtern des menschlichen Geistes: sie funkeln einige Zeit, funkeln im Dunkel, das uns rings umgibt trotz aller Wissenschaft, machen von sich reden, lassen auf sich schauen, sich bewundern und beklatschen — und dann löschen sie aus und gehen unter in der Nacht des Todes und der Vergessenheit. —

Wenn ich nicht es wüßte und an hundert andern Dingen es sähe, wie die Poesie im Volke schwindet, ich könnte es an den Funken erfahren.

Noch vor dreißig Jahren, da ich am Wetterkreuz die Freudenfeuer der Jugend vom See und den Alpen betrachtete, konnte man 60—70 solcher Funken leuchten sehen. Jetzt, sagt man mir, seien kaum noch zwanzig sichtbar am Sonntag Lätare.

Die Jugend wird eben beim heutigen Kulturfortschritt nicht mehr zum Idealen, sondern zum Realen erzogen; verdienen, profitieren, sinnlich genießen ist die Parole. Und ein Stück Idealismus gehört eben doch dazu, ganze Holzstöße zuerst von Haus zu Haus zu erbetteln und dann mühsam auf die Bergeshöhe zu schaffen.

Der heutigen Jugend schaut dabei zu wenig heraus; sie trinkt während der Zeit, die sie zum Funken brauchte, lieber Bier und Most und krakeelt in den Dorfstraßen. —

Die Hangouer halten bis zur Stunde treu und fest an ihrem Funken, und das lob' ich an ihnen. Aber sie halten auch noch an etwas fest, was mit dem Funken vielfach „seelisch" zusammenhängt.

Gleich nach dem Funkensonntag fällt in die Fastenzeit das Fest des hl. Joseph. Nachmittags um 1 Uhr wird von alters her an diesem Festtag in dem benachbarten Dorfe Kippenhausen eine Predigt gehalten zu Ehren des heiligen Nährvaters Christi.

Das Dorf liegt unheimlich einsam und versteckt hinter den Rebhügeln, die es vom See trennen, und fremde Wanderer kommen jahraus jahrein nicht in dieses abgelegene, stille Dörfchen, das um und um tiefe Melancholie ausströmt.

Aber am Josephstag Nachmittag ist Leben in „Kippehuse". Da strömen die Buben und Maidle, welche um den Funken gestanden sind, bromten und gebromt wurden, aus den nächstgelegenen Seedörfern Hagnau und Immenstaad zur Predigt über den hl. Joseph, den Bräutigam und den Verlobten der Muttergottes. Sie wollen in sinniger oder besser gesagt in schlauer Art ihre formlose Verlobung für die Zukunft unter den Schutz des heiligsten Verlobten stellen.

Nach der Predigt geht's ins Wirtshaus, aber noch vor Abend in allen Ehren wieder heim.

Der Funken und der hl. Joseph von Kippehuse haben schon manch ein Paar zusammengeführt fürs ganze Leben. Drum fehlt bei beiden keines von all' denen, die sich dereinst heiraten wollen.

Ich selbst hab' am ersten Josephstag meines Aufenthaltes am See die Predigt im einsamen Dörfchen gehalten, und als ich nach der Predigt den Pfarrer fragte, warum so viele ledige Leute in der Kirche gewesen, da erzählte er mir von dieser merkwürdigen Verehrung des hl. Joseph. Und alljährlich sah ich dann, viele Jahre lang, meine Pfarrjugend an Josephi zur Mittagszeit über den sonnigen „Buchenbichel" wandern, Kippehuse zu.

So war's seit Menschengedenken, sagte mein alter Sakristan, denn auch er war in der Jugend mit seiner Kreszenz um den Funken gestanden und mit ihr nach Kippehuse gegangen. Aber nicht bloß ein Jahr, sondern viele, viele Jahre.

Und warum? Weil der Vetter Marti die Kreszenz nicht leiden konnte und sie nicht als Hausfrau in seiner Hütte zulassen wollte.

Das gab manchen Kampf mit dem Alten, der eben nicht bloß ein Zinsmaier, sondern auch ein Schlaumaier war. Die Kreszenz war eines verschuldeten Rebmanns Kind, und der Vetter Marti hatte selbst schon mehr als genug Schulden „auf seiner Sach'".

Er spekulierte deshalb für seinen langen Konrad auf eine reiche Erbin, die seine, Marti's, Schulden bezahlen hälfe und ihm so gute alte Tage verschaffte.

Allein der Konrad war ein noblerer Mensch als viele sogenannte bessere und gebildetere Leute. Er wählte nach dem Herzen, nicht nach dem Geldbeutel, und ließ nicht von seiner Kreszenz, so oft auch der Alte tobte.

Schließlich, nach vieljährigem Kampf, der stets unentschieden blieb, griff Konrads Liebe zu einer Kriegslist. Er

stellte dem Alten vor, es sei unmöglich, „eine Partie“ zu machen nach des Vetters Sinn, so lange man nicht wisse, wie teuer der Konrad Hütte und Gut übernehmen müsse. Das leuchtete dem greisen Rebmann Marti ein. Er verkaufte Hab und Gut und sich selbst zu lebenslänglicher Verpflegung dem Neffen gegen Übernahme der Schulden, aber unter der Bedingung, daß die Kreszenz nicht ins Haus komme.

Jetzt ging der neue Eigentümer der kleinen Hütte im Oberdorf zum Vater der Kreszenz, der ebenso schuldenreich war, wie der Marti, und kaufte hinter des letzteren Rücken zum gleichen Preise jenem sein Anwesen im Mitteldorf ab.

Nun hatte der arme Konrad zwei Häuser, zwei Güter und zweifache Schulden, aber keinen Kreuzer Geld. Er machte jetzt einen Staatsstreich.

Der große griechische Dichter Euripides sagt einmal:

Soll Recht gebrochen werden, sei's ein Königsthron,
Um den man's bricht! Im übrigen sei's heilig dir!

Unser armer Konrad mußte das Recht billiger brechen, und drum, so lange er lebte, sagte man ihm nach, wie er den alten Marti betrogen. Hätte er im Unrecht einen Königsthron erobert, stünd' er als großer Mann da.

„Die Schande,“ meint Schiller im Fiesco, „nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ Und beim Konrad nahm sie zu und hörte nimmer auf, weil seine Sünde nicht groß genug war.

Und was war sein Unrecht? Er verkaufte Hütte, Gütchen und Vetter gegen eine kleine Aufzahlung an einen Fremden, „den Buxtor“ aus dem Nachbardorfe Immenstaad, und heiratete seine Kreszenz auf ihres Vaters Haus und Gut.

Er war 32 Jahr alt geworden, als er zu dem Frevel schritt, um die Kreszenz endlich heimführen und doch dem Vetter Wort halten zu können, sie nicht in dessen Haus zu bringen.

Es ging ihm, wie tausend anderen. Er war am Ziel seiner Wünsche, aber auch alsbald ein Märtyrer seiner Liebe und seiner Schulden, wie die meisten Rebleute am Bodensee.

Kommt der Herbst und ist das Weingeld eingenommen, dann wandert der geplagte Rebmann zunächst auf die Domänenkanzlei nach Meersburg, zahlt Pachtgelder für seine Kartoffel- und Fruchtäcker und Schulden für Gras und Holz, so er das Jahr über ersteigert hat. Dann kommt „der Jud" und will seine Zinsen und Termine für die Reben, welche man ihm vor Jahr und Tag abgekauft hat.

Wenn das alles bezahlt ist — aber gar oft muß der Jud warten, da er mehr Geduld hat, als die Staatskasse —, so bleiben, wenn's gut geht, noch ein paar Mark übrig für die Haushaltung und die Kleider der Familie und für den Sonntagstrunk des Rebmanns.

Während des Jahres wird ein Kalb verkauft oder Kirschen, aber das „schlupft" in die Haushaltung und vergeht wie der Schnee in der Frühjahrssonne.

Dem Konrad war es doppelt schmerzlich, daß die Schulden alles fraßen, was er erarbeitete, denn er hatte, wenn er am Sonntag ins Wirtshaus ging, zu seinem angeborenen Rebmannsdurst noch den großen Hunger von anno 1817 her.

Aber das Allerschmerzlichste war ihm das folgende: Bei seinem Holzmachen im Wigarte hatte er die Süßigkeiten des Schweinefleisches kennen gelernt und beschlossen, sobald er eigener Herr sei, alljährlich ein „Süle"[1] zu mästen und zu schlachten. Es geschah so, aber wenn der Herbst kam, mußte das Süle verkauft werden, um zahlen zu können.

Dieser Umstand und dieser Schmerz hat den Konrad später in die Arme der Revolution getrieben.

Und in der Tat, es ist hart, sehr hart, unmenschlich hart, wenn ein armer Bauers- oder Rebmann an Martini, wenn der Herbst- und Ernte-Ertrag schlecht ausfiel, noch das einzige Süle verkaufen muß, um den Zins oder das Pacht- und Holzgeld aufzubringen.

Mit Weib und Kind hat er sich den ganzen Sommer über

---

[1] Schweinchen.

gefreut, im Winter ein Schwein schlachten und bisweilen auch ein Stück Fleisch „aus dem Rauch" genießen zu können. Da kommt die harte Not, die Angst vor Pfändung und holt auch noch die letzte freudige Lebenshoffnung. Tränenden Auges schaut das arme Weib, welches das Tier mit hoffnungsfreudiger Sorgfalt gepflegt hat, schauen die Kinder, welche das Tierchen gehütet und gehätschelt haben, dem Metzger nach, der um Geld, das andern gehört, die Winterfreude wegführt.

Wahrlich, wenn ich es machen könnte, keinem dürfte sein einzig Schwein gepfändet werden, und ich halte den Zins, so mit solch einem Opfer bezahlt wird, für Blutzins!

Hätte der groß' Kübele nicht so mächtigen Durst und Hunger gehabt und jedes Jahr sein Süle behalten können, dann wäre er sicher nicht so verbittert geworden gegen die bestehende Gesellschaft, daß er, ohne gezwungen zu sein, zu den Waffen griff.

Zwar stand vor seiner Naturseele das Bild von den Idealen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", und Demokrat war er wie alle Menschen, die nicht als Katzenbuckler geboren sind; doch wenn er im Winter seinen Schinken und im Sommer genug zu trinken gehabt hätte, würde er nicht an Umsturz gedacht haben.

So aber trat er als geborener Demokrat und als gezwungener Süleverkäufer in den Vordergrund der Revolution am oberen badischen Bodensee.

Die ersten Ideen, welche seine natürliche demokratische Anlage weckten, empfing er von niemand anderm, als vom Pfarrer Fink von Hange. Dieser, ein starker Mann und großer Demokrat vor dem Herrn, war seinen Rebleuten auch deshalb sehr sympathisch, weil er, wie wir bereits wissen, den Seewein nicht verschmähte.

Ein geborener „Seehase", hatte er die beiden Kameraden Bock und Kübele, die durch ihre Intelligenz hervorragten, durch allerlei Lektüre angezogen und sie auch in das Reich der Freiheit eingeführt.

Der Tod verhinderte den Pfarrer, anno 48 und 49 mitzumachen, aber seine zwei Schüler stellten sich ins Vordertreffen für die republikanischen Ideen.

Beide verteilten Flugblätter und waren eifrige Leser der „Seeblätter". Diese, herausgegeben von dem ebenso talentvollen als unermüdlichen und entschlossenen Agitator Fickler in Konstanz, brachte der Hagnauer Schiffsmann und Bote Meichle, der Vater des Anselm und des Postmeisters, allwöchentlich einmal über den See in seinem Segelschiff. Sie bereiteten die Revolution im Seekreis vor und machten den großen Kübele zu ihrem fanatischsten Vertreter in Hange.

Noch im Alter strahlte er, wenn er davon sprach, wie der Fickler es in den Seeblättern „den Herren gesagt" und wie seine Sprache ihn begeistert habe für die Revolution.

Zu der Versammlung, welche am 12. April 1848 in Konstanz tagte und in der Hecker die Republik proklamierte und zum bewaffneten Aufstand einlud, war der groß' Kübele von Hange in einer Gondel über den See gefahren.

Er wollte sich zuerst stärken im Lamm. Hier erzählte ihm der Lammwirt, der große Agitator Fickler sei verhaftet, was unserm langen Rebmann schon ein deprimierendes Gefühl beibrachte. Und als er in der Versammlung hörte, wie die Konstanzer Republikaner Würth, Kuenzer, Hüetlin u. a. dem Hecker selbst widersprachen, jetzt schon die Republik zu proklamieren, da stieg der groß' Kübele wieder in seine Gondel und fuhr heim, in tiefster Seele betrübt und überzeugt, daß er für dies Jahr noch einmal sein Süle verkaufen müßte und daß Hecker, dessen Rednertalent und Tatkraft er übrigens alle Anerkennung zollte, ihm weder von den Schulden noch vom Zinszahlen helfen würde.

Wie Heckers Auszug aus Konstanz mit einem kleinen Fähnlein von Freischärlern endigte, ist bekannt; wenige Wochen später war er in der Schweiz als Verbannter und sein Gesinnungsgenosse Kübele arbeitete im Schweiße seines Angesichts wieder in den Reben.

Aber vom rechten Seeufer waren doch einige Mannen mit Hecker ausgezogen. So ein Hagnauer und ein Nachbar und Gesinnungsgenosse meines Sakristans, der junge Lehrer Bickel von Immenstaad.

Er war mit Hecker auch in die Schweiz geflüchtet; kehrte später nach Donaueschingen, seiner Geburtsstadt, zurück und wurde zur Auswanderung nach Amerika begnadigt.

Er war befreundet mit dem „närrischen Maler" von Hasle und dieser hielt sich anfangs der vierziger Jahre längere Zeit bei ihm auf, in dem einsamen Schwarzwald-Weiler Raitenbuch bei Lenzkirch, wo Bickel vor seiner Anstellung in Immenstaad funktioniert hatte. Des Malers Flötenspiel entzückte oft die Lehrersfamilie, die er auch mit seinem Pinsel verewigte.

Ich verdanke diese Mitteilung einer Tochter des Lehrers, die als Kind mit ihren Eltern nach Amerika auswanderte und jetzt in Hoboken bei Newyork als Frau Burhorn lebt und in müßigen Stunden Hansjakob liest. —

Unser Konrad blieb aber im Herzen der Sache Heckers treu. Das Heckerbild in seiner Stube, den Volksmann mit dem Schlapphut und der Hahnenfeder, der Bluse, den Kanonenstiefeln, dem Schleppsäbel und dem Stutzen darstellend, ließ der Konrad zwar hängen und den Heckerbart noch stehen, denn der Hecker, so meinte mein Sakristan, „war ein Mann, der Courage gehabt hat; er hat gehandelt, und die andern haben geschwätzt. Und als er losschlug, haben ihn die Schwätzer in ganz Deutschland im Stich gelassen. Aber das ist der Fürsten Glück von jeher gewesen, daß das Volk nie einig ist."

Auch das „Heckerlied" sang der Konrad noch unentwegt vor sich hin, wenn er allein war. Und wenn er Rebstecken spitzte und sie in die Erde stieß neben die Weinstöcke, so ließ er seinen ganzen Unmut über das Mißlingen der Heckerei an den Rebstecken aus unter grimmigen Flüchen über Tyrannei und Volksdummheit.

Hecker, so erklärte ich meinem Alten oft, hatte die gleiche

Krankheit, die wir zwei auch haben. Er war Idealist und Sanguiniker, und diese Leute sind ehrlich, gutmütig, hitzköpfig und zu vielen Dummheiten auf- und angelegt.

Ich exemplifizierte ihm das näher und erinnerte ihn an die alten Volksjahrmärkte, wo Charlatane den Kindern und Bauern das „Horoskop" stellten. Sie hatten in einer Flasche, die mit Spiritus oder etwas Ähnlichem gefüllt war, ein künstliches Männlein. Wenn nun einer auf den Verschluß der Flasche drückte, so ging das Männlein in die Höhe und wieder zurück. Und je nach seinen Wendungen ward dem gläubigen Bauer das Schicksal vorhergesagt.

Solchen Männlein gleichen die Sanguiniker. Wenn ihnen irgend etwas aufs Herz drückt, so fahren sie auf und gehen sie los, ohne den Verstand zu fragen, verlieren aber ebenso schnell wieder den Mut, wenn etwas anderes dagegen drückt, und sinken ganz hinab. Dieser Vergleich gefiel ihm. —

Betrübt und ergrimmt stand der lange Konrad im Sommer über bei seiner Arbeit, als kurz vor dem Herbst noch einmal der Struve losschlug. Unser Kübele hörte eines Abends auf dem Heimweg aus den Reben davon durch einen Reisenden. „Kreszenz," rief er, in seine Stube tretend, „jetzt behalten wir den Wein allen, und das Süle wird auch gemetzget, denn der Struve macht Republik."

Struves Armee aber wurde bald auseinander gesprengt, und die Kreszenz fütterte ihr Süle zum Zinszahlen, der Konrad aber verkaufte hoffnungslos den Wein und trank „Lire".

Übrigens war in dem Heckerputsch bereits Hagnauer Blut geflossen. Ein Schreinergeselle von da, Bernhard Wezel, hatte sich dem Hecker angeschlossen und war bei Kandern gefallen.

Und zu meiner Zeit noch rühmte sich ein Hagnauer Schuster namens Nägele, er habe als Geselle dem Hecker und dem Struve, als sie in Konstanz waren, die Kanonenstiefel gemacht. —

Kaum waren die Putsche Heckers und Struves niedergeschlagen, so begann, gefördert durch die Schwäche, welche die Regierung den beiden Aufständen gegenüber gezeigt hatte, die Volksbewegung aufs neue landauf und landab.

Überall wurden Volksvereine gegründet, Versammlungen gehalten und die alten Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit breitgeschlagen.

Unser Konrad fehlte bei keiner Versammlung in den Nachbarstädten Meersburg und Markdorf. Öffentliche Reden hielt er keine, der lange Rebmann von Hange. Es waren zum Redenhalten Herrenleute und bessere Bürger genug da, aber er bearbeitete den einzelnen Mann.

Der Hauptredner war der Pfarrer Ullmann von Kluftern, einem Dörfchen zwei Stunden von Hange zwischen dem Bodensee und dem Gehrenberg, an dessen Fuß das freundliche Städtchen Markdorf liegt.

„Der Ullmann" war ein Konstanzer, der Sohn des Rheinschmieds, eines tüchtigen, wohlhabenden Bürgers. Er hatte in den zwanziger Jahren in Konstanz und Freiburg studiert. Die freisinnige Richtung, welche damals sowohl am Konstanzer Lyzeum als auch an der Universität herrschten, ging auch auf ihn über. Er war ein flotter Korpsstudent gewesen und rühmte sich, am Tage vor seiner Primiz noch ein Säbelduell auf der Burgruine Bodmann bestanden zu haben.

Er blieb bis in sein Mannesleben ewig jung, studentisch und burschikos. Dabei war er aber eine durchaus ideal angelegte Natur und deshalb ein Schwärmer und Wolkensegler.

„Seine äußere Erscheinung," so schilderte ihn mir später in Freiburg der Professor Müller, ein geborener Klufterner, „hatte etwas Vornehmes, Elegantes und doch Würdevolles. Scharfer, durchdringender Blick, Adlernase und dünne, geschlossene Lippen gaben ihm den Typus eines energischen und entschlossenen Mannes."

Seine Lieblingsdichter waren Herwegh, Lenau und ähnliche. Seine Naturanschauung schöpfte er aus Oken.

Auch Jean Paul war sein Mann, und sein Lieblingslied war Körners: „Du Schwert an meiner Linken", welches Lied er seinen Bauern oft vorsang beim vierunddreißiger Seewein. Dazu war er musikalisch gebildet und spielte Klavier.

So war der Mann, der die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in das abgelegene und bis dahin politisch tote badische, rechte, obere Seeviertel trug.

Den Ullmann hörte der groß' Kübele am liebsten; denn er sprach von dem zu vielen Geld, das die großen Herren hätten, und von den zu vielen Schulden des armen Volkes. Ein Präsident der Republik sei viel billiger als ein Großherzog, das so ersparte Geld käme dem Volk zu gut und die Bauern und Rebleute könnten die Klostergüter von Salem noch besser brauchen als die badischen Prinzen. So spare man die Pachtgelder, und die Rebleute vom See und die Bauern im Salemer Tale könnten sich in die Güter teilen.

Das war Musik für Konrads und vieler ähnlicher armer Teufel Ohren. Er sah sich im Geiste frei von Schulden und Pachtzinsen und als eigener Verspeiser seines Süles und alleiniger Trinker seines Weines.

In diesen süßen Hoffnungen wiegte er sich nach jeder der zahlreichen Versammlungen, die er im Winter und Frühjahr 1848/49 mitmachte.

Nur einmal machte ihm der berühmte und beliebte Volksredner und Pfarrer Ullmann auch Schmerzen. Derselbe mußte, um von Meersburg, wo er oft als Redner auftrat, in sein Dorf zu kommen, Hange passieren. Die freiheitsdurstigen Landleute, welche denselben Weg zu gehen hatten, begleiteten jeweils den gefeierten Mann, den Prediger ihrer politischen Hoffnungen freudig durch die Nacht hin, von Meersburg der Heimat zu. Dabei wurden dann die politischen Ideen des Tages noch weiter besprochen.

Eines Abends war der Pfarrer auf dem Heimweg ziemlich verstimmt und kleinlaut, trotzdem er unter dem Beifall der Bauern gesprochen und ihnen die Zukunft aufs schönste aus-

gemalt hatte. Als der gesprächige Haufe gegen Hange gekommen war, fing es an zu regnen, und der ahnungsvolle geistliche Volksmann sprach gelassen das große Wort aus: „Ihr Männer, der Himmel weint über unsere Dummheit."

Erstaunt hörten die biederen Naturmenschen, in deren politischen Kinderherzen der Pfarrer von Klustern goldene Berge aufgebaut hatte, diese niederschmetternden Worte, welche um so schwerer wirkten, als ihr Sprecher keine Erklärung gab, die guten Hagnauer mit einem kühlen „Gut' Nacht" verabschiedete und mit den weiter oben am See wohnenden Bauern von dannen zog.

Als der Konrad an jenem Abend in seine Hütte kam, war er ausnahmsweise still, was er sonst nie gewesen, wenn er von einer Versammlung heimkehrte.

Mürrisch warf er seinen Heckerhut auf die Ofenbank und fluchte: „Wenn i bigott dies Johr no a mal 's Süle verkoafe muaß, no soll der Teufel des Revoluzze hole."

Die Kreszenz fragte erschrocken, was vorgekommen sei. Und als sie den schönen Spruch des Pfarrherrn von Klustern vernommen hatte, fiel sie ein: „Recht hot der Pfarrer. Du könntest die Dummheit schon lang uffstecke, statt an Sonntage dene Volksversammlunge nachzuziehe und am Werktig das Schaffe zu vergesse vor luter Lese und Nachstune[1] über Freiheit und wia ma d' Herre abschafft und d' Schulde wegbringt. Du dummer Kog, die arme Lit hont[2], so lang d' Welt stoht, schaffe müaße und d' Herre verhalte! Du und der Pfarrer von Klustern könne des au nit ändere."

Oft, sagte er mir später, habe er bereut, daß er von jener Stund an nicht vernünftig geworden sei und seinem Weib gefolgt habe.

Als aber bald nach diesen Tagen die Revolution losbrach, und zwar in der Residenz am schärfsten, als der Groß-

---

[1] Nachstaunen, Nachdenken.
[2] haben.

herzog flüchtig das Land verlassen hatte, da glaubte der Sanguiniker in der Hütte am Bodensee, es könne diesmal nicht fehlen.

Freudig griff er zu den Waffen und trat in die Freischarenkompagnie Markdorf ein, die 200 Mann stark war und zu der Hange als erstes Aufgebot 25 Mann stellte. Seine Reden vor und nach den Volksversammlungen, seine Energie für die Freiheit, sein radikaler Sinn und seine lange Gestalt hatten den großen Kübele von Hange so bekannt gemacht, daß er alsbald zum Feldwebel der Kompagnie gewählt wurde, obwohl er nie Soldat gewesen war.

Jetzt kam Leben ins Dorf. Auf dem Platz vor dem Klosterhof wurde täglich exerziert. Der Instrukteur war der „Seemuk", ein Hangouer, der lange beim Militär gedient hatte. War das Exerzieren vorüber, so ging's ans Trinken, denn Wein war in Hülle und Fülle vorhanden. Das Jahr 1846 war das größte Weinjahr des Jahrhunderts gewesen. Bürger, die nicht exerziert hatten, leisteten Gesellschaft. Bei diesen Frühschoppen las der Kübele die Zeitungen und Flugblätter vor.

Dann wurde geteilt, Wald, Feld und Reben, und, soweit sie dem Staat gehörten, dem Ober-, Mittel-, oder Unterdorf zugesprochen.

Sprecher in diesem Klub war der Zimmermann Köst, von dessen köstlichen Reden mein Sakristan eine aufbewahrt hatte. Sie lautete: „Ihr Brüder! Es ist eine heilige Pflicht, in dieser Sache alles aufzubieten, was der menschlichen Kraft nur möglich ist, denn wir sehen einer besseren Zukunft entgegen. Wir brauchen bald nichts mehr an Steuern und sonstigen Abgaben zu bezahlen, brauchen deshalb nur halb soviel zu arbeiten und können besser essen und trinken. Es kommt die Zeit, wo es uns schon zum Frühstück statt Suppe ein Geröst[1] gestatten mag, des Mittags zweierlei Fleisch und des Abends Braten".

[1] Saure Nieren oder Leber geröstet heißt man am See „ein Geröst".

Wer möchte dieser naiv kindlichen Rede nicht Beifall zollen, die uns zeigt, daß das Volk aus Kindern besteht, die zufrieden sind, wenn sie gut zu essen und zu trinken haben!

Der uns bereits bekannte Bähmodel war auch Mitglied des Klubs, und er hatte noch, abgesehen von der Verteilung der vom Staat annektierten Klostergüter, den nicht unpraktischen Antrag gestellt, die Herren müßten das Pachtgeld der letzten zehn Jahre zurückersetzen.

Dieser Vorschlag, der dem Bähmodel alle Ehre machte, wurde mit verdientem Beifall aufgenommen.

Interessant ist es, daß die wenigen Hangouer, welche es mit der bestehenden Ordnung und mit der Monarchie hielten, damals die „Stockroten" genannt wurden. Der Zimmermann Köst, der Sprecher der Revolutionäre, sprach wiederholt im Klub davon, sie zu „goletieren".

Die Übungen der Kompagnie, von der die Hangouer einen Zug bildeten, fanden im Binnenland statt auf der Brülwiese, zwischen dem Dörfchen Ittendorf und der Stadt Markdorf.

Stolz marschierte der groß' Kübele als Feldwebel mit den Seinigen jeweils dahin ab, wo der Hauptmann Stephan kommandierte, ein reicher Müllerssohn aus dem Salemer Tal, der das Rittergut Helmsdorf bei Immenstaad am See gekauft hatte, und der um dieses Gutes und um des Schimmels willen, den er ritt, zum Kompagniechef gewählt worden war.

Die Kompagnieübungen schlossen natürlich stets mit einem „Suff" ab, wobei die obigen Reden über die Zukunft und die schöne Güterteilung wiederholt wurden..

In diesen Tagen hielt der groß' Kübele seine erste und letzte öffentliche Rede oder, wie er später mir oft gestanden, sein dümmstes Geschwätz.

Bekanntlich stellten die Gemeinden die Waffen der Freischaren und so auch dem Feldwebel Kübele. Allein der war damit nicht zufrieden und hielt eines Tages auf dem Rathaus zu Hange vor versammelter Bürgerschaft die fol-

gende Rede: „Bürger! Ich bin der Höchstkommandierende im Dorf, aber ein armer Teufel. Ohne Bezahlung kann ich weder meine Zeit opfern, noch mein Blut und Leben für die Freiheit aufs Spiel setzen. Ich beantrage deshalb, daß mir aus der Gemeindekasse täglich ein halber Gulden ausgeworfen werde als Feldwebelsgage."

Da erhob sich sein Freund, „der Franzos", ein Stockroter, und erwiderte: „Du schlechter Kog! Ich sollt' Dir grad ein paar Ohrfeigen hinschlagen. Seit Jahr und Tag hast Du gepredigt, die Herren hätten zu hohen Gehalt, das Volk müsse entlastet werden, und jetzt kommst Du selbst und willst Geld aus der Gemeindekasse. Du bist ein sauberer Freiheitsmann. Schäm' Dich!"

Und Beifall jauchzten alle anwesenden Hangouer, der groß' Kübele aber schwieg und schämte sich, schämte sich all' sein Lebtag, so oft er an seine erste und letzte öffentliche Rede dachte.

Und doch hat der arme Freiheitsfeldwebel und Rebmann am Bodensee nur en miniature gedacht und gesagt, was schon zahllose Freiheitsmänner der Welt nicht bloß gedacht, sondern im großen Styl ausgeführt haben, indem sie sich glänzend bezahlen ließen für ihre Dienste zugunsten der Volksfreiheit.

Nie mehr aber sprach fortan der lange Feldwebel von Belohnung. Hab' und Gut nahm ihm später der Kampf für die Freiheit, und im Kerker büßte er sein Schwärmen für sie — aber lautlos trug er sein Geschick.

Selbstlos erfüllte er nach der mißglückten Rede seine patriotische Pflicht. Die erste Pflicht der Tapferkeit aber ist Vorsicht. Davon hatte der Kommandant von Hange schon beim „Franzosenrumpel" ein Beispiel abgelegt.

Als in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1848 jenes merkwürdige Gerücht, das in der gleichen Nacht im ganzen Lande Baden auftauchte, die Franzosen kämen, auch in Hange Bestürzung hervorrief und die Weiber jammernd und händeringend durch die Dorfgassen eilten, ließ der Taktiker Kübele

in den Kellern Löcher graben, um Geld und Wertsachen zu versenken, und in den Häusern die verborgensten Schlupfwinkel zum Verstecken der Frauen und Mädchen aussuchen.

Doch kam man diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als aber statt der Franzosen später die Preußen heranrückten und im Unterland den Freischärlern schon Gefechte geliefert hatten, da galt es Ernst auch am Bodensee. Ein Faß Pulver wurde nach Hange geholt, Patronen gemacht und Kugeln gegossen.

Die Hagnauer schossen aber ihre Patronen Tag für Tag zum Vergnügen über den See, und als der Befehl kam zum Abmarsch gegen den Feind, hatten die meisten keine mehr.

Es war ein schöner Sommernachmittag im Juni 1849, als der Feldwebel von Hange mit seinem Zug in Markdorf einrückte, wo die Kompagnie sich aufstellen und dann ins Feld abmarschieren sollte.

Der Hauptmann hatte sich dort auch eingefunden und ritt auf seinem Schimmel vor der Kompagnie hin und her unter den üblichen Drohungen gegen die Preußen.

Auch ein „vornehmer Herr", der sich für einen Regierungskommissär ausgab, war da, hielt eine Ansprache an die Kompagnie und forderte jeden auf, ihm sein übriges Geld anzuvertrauen. Da es vor den Feind gehe, sei es besser, nur wenig Geld in der Tasche zu haben. Er wolle es im Namen der republikanischen Regierung verwalten und hinter der Kompagnie herziehen.

Einige Leute waren so dumm, ihm zu glauben. Am Abend war er mit der Kasse verschwunden.

Am gleichen Nachmittag sollte nicht mehr abmarschiert werden. Man verteilte Quartierbillette für die Mannschaft, stellte Wachtposten an die Tore, obwohl der Feind, dem es galt, mehr denn 60 Stunden weit entfernt war, und fing dann an — zu trinken.

Als es Abend geworden, war das größere Kontingent der Kompagnie voll von Seewein, und nun wollten alle diese

Freiheitsmänner gleich sein, keiner mehr folgen und jeder Hauptmann und Feldwebel spielen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!"

Spät am Abend kamen zwei Markdorfer Soldaten flüchtig vom Unterland heim und meldeten, alles sei aus, das Unterland wimmle von Preußen und die Freischaren und das badische Revolutionsmilitär seien geschlagen.

Das wollten die Seehasen nicht glauben, am wenigsten der Hauptmann Stephan und sein langer Feldwebel, der groß' Kübele. Dieser ließ seine Leute scharf laden und drohte allen, die nicht mitwollten, mit dem Tod. Die zwei Soldaten wurden Verräter gescholten und sollten entwaffnet werden. Als sie jedoch erklärten, eher sterben zu wollen, als ihre Waffen niederzulegen, und jedem nahenden Freischärler das Bajonett wiesen, ließ man sie in Ruhe, aber der Abmarsch ins Unterland wurde doch beschlossen, und die zwei Soldaten mußten sich anschließen.

In der Frühe vor dem Abmarsch ließ unser Feldwebel, und das macht ihm alle Ehre, nochmals im Feuer exerzieren, um zu erproben, ob auch alle Gewehre losgingen. Dann ging's durchs liebliche Tal von Salem Überlingen zu, wo ein Bataillon gebildet werden sollte.

Friedlich schaute das Schloß Heiligenberg, die Sommerresidenz des Fürsten von Fürstenberg, von der Höhe herab auf die republikanische Schar, und der Feldwebel, welcher neben dem Schimmel des Hauptmanns einherschritt, meinte, auf das Schloß deutend: „Wenn ich und Du nicht in vier Wochen einmal zum Vergnügen dort droben herausschauen, dann haben die Preußen gewonnen."

Trotzdem die Entfernung von Markdorf nach Überlingen kaum vier Stunden beträgt, brauchten die Männer der Freiheit einen ganzen Tag, denn es gab gar viele Wirtshäuser unterwegs, und die patriotischen Bauern in den Dörfern am Weg hin brachten den Befreiern Wein und Most in Fülle auf die Straßen des Durchmarsches.

Als die Helden am Abend in der Seestadt Überlingen einrückten, waren schon Flüchtlinge vom großen Sigelschen Korps, das die Preußen vor sich hertrieben, eingetroffen und brachten die traurige Mär, daß alles verloren sei.

Im Weindusel glaubten es nur wenige, bis am andern Morgen auf dem Rathausplatz der Hauptmann der Überlinger ernst und laut bekannt gab, die Freischaren sollten heimkehren, alles sei fertig, von oben kämen die Bayern und von unten die Preußen.

5.

Acht Tage später saß im Invalidenhaus zu St. Gallen, abgehärmt und niedergeschlagen, ein armer Mann. Geldlos und flüchtig war er in der Schweizerstadt eingetroffen und hatte um Gottes und der Freiheit willen ein Asyl gefunden im Invalidenhaus. Während die anderen Flüchtlinge nach Belieben mit ihrem Geld leben konnten, wo sie wollten, wenn sie nur wenigstens sechs Stunden vom See entfernt waren, mußte der lange Kübele — denn er war es — bei magerer Kost und strenger Hausordnung seine Tage in der schönen Stadt des heiligen Gallus verbringen.

Bayerische Chevaulegers, die alsbald nach der Heimkehr der Freischaren von Überlingen am Obersee eingetroffen waren, hatten dem armen Konrad die Luft schwül gemacht. In einer stillen Nacht war er in kleinem Schiffchen über den See gefahren und hatte, wie zahlreiche andere, sich auf den Schweizerboden in Sicherheit gebracht.

Aber die goldene Freiheit fand er nicht. Fast wie ein Gefangener interniert, lebte er im Invalidenhaus, geplagt von Heimweh; denn er hatte noch nie im Leben auch nur einen Tag den Bodensee nicht gesehen und besaß kein Kleingeld, um sich bisweilen Mut und Vergessenheit zuzutrinken.

In dieser Stimmung beschloß er heimzukehren; viel schlechter, so dachte er, als im Invalidenhaus zu St. Gallen

könne es ihm daheim auch nicht gehen. In einer stürmischen, dunkeln Nacht landet er in Immenstaad, eine Stunde oberhalb Hange, um Mitternacht. Ein befreundeter Rebmann des Dorfes wird geweckt und um die ersten Nachrichten befragt. Die lauten schlecht: Der Volksredner Pfarrer Ullmann, der Hauptmann Stephan u. a. sind längst verhaftet — und auf den langen Feldwebel von Hange fahnden sie.

Tief betrübt, aber resigniert, schleicht dieser in der Nacht noch am See hinab, seiner Hütte zu.

Selten im Leben hat der groß' Kübele, eine starke Seele, geweint, aber er weinte, da er, ein armer und verfolgter Mann, am Seeufer hinwankte. Finster wie über den Gewässern des schwäbischen Meeres war's in seiner Seele, und sowie die dunkeln Wellen hörbar ans Land schlugen, so wälzten sich düstere Gedanken in seinem Geiste und schlugen an die Wandungen seines Herzens.

Dem Heimatsdorfe nahe gekommen, mußte er vorsichtig wandeln; denn zwischen Kirche und Pfarrhaus ging eine hessische Schildwache hin und her. Im Pfarrhaus war das Hauptquartier und über dem Pfarrhaus droben lag die Hütte des Märtyrers der Freiheit, des idealen Mannes, der zufrieden gewesen wäre, wenn ihm der Sieg der Revolution nur alljährlich sein Süle garantiert hätte.

Was ihm am weheſten tat in jener Nacht und was er mehr fürchtete als die Schildwache, waren die Vorwürfe und der Jammer des Weibes und das Klagen der Kinder, die seiner warteten. Dies und das bittere Fehlschlagen seiner bescheidenen Freiheitswünsche drückten ihm die Tränen in die Augen. Und diese Tränen flossen noch, als er leise an der alten Holztüre seines Häuschens glockte[1]. Die Kreszenz schlief nicht, der Kummer hatte ihr längst den Schlaf geraubt, und so hörte sie auch das leise Glocken. Sie stand auf und

[1] „glocken" statt klopfen sagen in poetischer Art die Seebewohner.

fragte, wer draußen sei. Und als sie an der Stimme alsbald ihren Mann erkannt hatte, schloß sie unter Tränen auf und reichte weinend dem Weinenden die Hand.

In trüben Zeiten, wenn die Männer allen Mut verlieren, werden in der Regel die Frauen stark. Die Kreszenz machte ihrem Konrad keine Vorwürfe.

Sie erzählte in Ruhe, daß täglich eine Patrouille käme, um nach ihm zu fahnden und zu fragen. Sie sei froh, daß er komme, er solle ihrer ewigen Angst ein Ende machen und sich stellen, den Kopf werde es auch nicht kosten. Ihr Elend sei zudem so groß, daß auch das Ärgste es nicht schlimmer machen könnte.

So begab sich der arme Konrad in aller Frühe gen Meersburg und stellte sich dem Militärkommando, das ihn mit seinem Hauptmann, mit dem Volksredner und Pfarrer Ullmann und einigen anderen Kompromittierten in einem Gefängnis vereinigte.

Das Wiedersehen all' dieser Freiheitsbrüder war ein trauriges, und jetzt erst ging dem großen Kübele ein Licht auf von der Ahnung des Pfarrers an jenem Abend, da dieser vom Weinen des Himmels über ihre Dummheit gesprochen hatte.

Doch große Gedanken kamen in die Seele unseres Konrad erst mit seinem Unglück, und da dies Unglück erst mit seinem Tode endigte, hatte er auch, wie wir sehen werden, bis zum letzten Atemzuge große Gedanken.

„Hätten wir gesiegt," sprach er zu seinen Freiheitsbrüdern in der Gefangenschaft zu Meersburg, „so wären wir Herren; da wir unterlegen, gelten wir als Lumpen."

Ein wahres Wort, wahr zu allen Zeiten, weil der Erfolg stets König ist auf Erden.

Vierzig Tage saß der zukünftige Mesner von Hange in Untersuchungshaft und dann wurde er entlassen mit dem Zusatz, das Urteil werde nachfolgen. Man wußte, daß der arme Teufel nicht mehr durchgehen werde, und entließ ihn deshalb zu seiner Familie.

Still ging er wieder an seine Arbeit in den Reben und auf dem Feld. Der Sommer verging, und der Herbst kam, aber immer noch kein Urteil. Die großen Sünder, wie der Pfarrer von Kluftern, den man nicht hatte laufen lassen, wurden zuerst abgeurteilt, und dann kam es erst an die Hochverräter vom Range des langen Feldwebels der Kompagnie Markdorf.

Essen und Trinken hatte dem braven Konrad die ganze Zeit über nicht geschmeckt, denn jeden Abend ging er mit dem ihm drohenden Urteil ins Bett und stand mit ihm wieder auf.

Schon trank er „Suser" von seinem Weinberg; denn der Herbst war vorüber und schon dachte er, man habe den ungefährlichen Feldwebel, der eigentlich nur um einer einzigen kleinen Winterfreude willen, bestehend in der Schlachtung eines Süles, die Waffen ergriffen hatte, vergessen.

Doch das Unglück schreitet gerne einem armen Manne, wenn auch bisweilen hinkend, rastlos hinterdrein.

Das Urteil kam, lautete auf zwei Jahre Zuchthaus und schlug wie ein Blitzstrahl in die Hütte des guten Konrad am See. Das hatte er denn doch nicht erwartet noch viel weniger verdient.

Sein ganzer innerer Mensch knirschte. Er fuhr empört über den See nach Konstanz, wo ein wackerer Rechtsanwalt, Spinnhirn, sich des armen Feldwebels annahm, ihm den Rekurs ausführte und es dahin brachte, daß die Strafe auf ein Jahr Gefängnis herabgesetzt wurde. Immerhin noch genug für die revolutionäre Leistung des großen Kübele.

Sein Hauptmann erhielt zwei und der Volksredner und Pfarrer zehn Jahre. —

Es war während des Rekurses Frühjahr geworden im Jahre 1850. Kalt ging die politische Reaktion übers warme Land. Die Blumen blühten, die Vögel sangen, während die Männer der Freiheit, meist gutmütige Sanguiniker und Idealisten, teils im Gefängnis saßen, teils dahin gerufen wurden. Zu den letzteren gehörte auch der lange Konrad.

Am Vorabend vor Pfingsten, dem Fest der Freude, hatte er sich in der Strafanstalt Freiburg zum Antritt seiner Haft zu melden.

Wie's einem armen Manne geziemt, war er vom See herab über den Schwarzwald zu Fuß daher gewandelt. Was ihn in seinem Elend aufheiterte, war diese Reise in eine neue Welt.

Nur zweimal in seinem Leben kam der große Kübele für länger vom See weg, einmal als Flüchtling in die Schweiz, das andere Mal als Sträfling ins Breisgau.

Oft sprach er mir von der Schönheit des Schwarzwaldes. Früher habe er geglaubt, wo kein Wasser und keine Weinberge seien, wäre es nicht schön. Nun drang aber die Poesie des Schwarzwaldes, seiner Matten und seiner Wälder mit Macht in unseres Rebmannes Naturseele, und er bezeichnete mir später oft die Fußreise über den Schwarzwald als die einzige, freudige Errungenschaft seiner ganzen Freischärlerei.

Überall sah der arme Konrad, da er zum Schwabentor in Freiburg hereingeschritten war, Vorbereitungen zum morgigen Feiertag. Die Münsterglocken, die das Fest einläuteten, schlugen Ströme von Wehmut los im Herzen des Sträflings, der ohne Rast nach dem „Zuchthaus" fragte und bald hinter dessen Mauern verschwunden war.

Beten und arbeiten war der Mann vom See gewohnt, und das mußte er im Gefängnis; denn da man damals staatlicherseits noch glaubte, der Mangel an Religion sei schuld auch an den Revolutionen, so mußten die politischen Sträflinge nicht bloß Holz sägen und spalten und Düten machen, sondern sie wurden auch zu religiösen Übungen angehalten.

Unverdrossen sägte der lange Konrad sein Holz und besuchte gerne die Katechismusstunden und den Gottesdienst, aber er sprach noch lieber, wenn immer möglich, mit seinen Kollegen und ließ sich von ihnen erzählen, wie und warum sie hierhergekommen.

Die meisten von ihnen waren kleine Leute, wie er selbst,

und hatten die Revolution mitgemacht in der Hoffnung, ihre soziale Lage um ein Kleines zu verbessern.

Die großen politischen Verbrecher waren in der Schweiz oder in Amerika und wurden später begnadigt. Das arme Volk muß ja stets allein alle Suppen ausessen, die andere ihm eingebrockt und von deren Folgen sich der Einzelne in der Regel nicht mehr erholt.

Die einzigen Augenblicke, in denen unser Kübele sein Elend vergaß, waren jene, in denen er mit andern die Erlebnisse austauschen konnte.

Ich kenne die Süßigkeit solchen Austausches auch. Als ich anno 1873 im Gefängnisse saß zu Radolfzell am Bodensee, ganz in der Nähe der Villa des Dichters Scheffel, hab' ich meine schönsten Stunden bei den Mitgefangenen verbracht. Ich leistete ihnen Gesellschaft beim Holzspalten, und nebenbei erzählten sie mir ihren Lebenslauf[1].

Doch während der groß' Kübele im Zuchthause zu Freiburg unverdrossen sein Holz sägte und sich wieder mit Hoffnungen auf eine bessere Zukunft beschäftigte, traf ihn ein neuer Schlag. Seine Gläubiger ließen ihm Hab und Gut versteigern, um noch zu ihrer Sach' zu kommen, ehe der Staat für die Prozeß- und Strafkosten die Hand darauf legte.

So trostlos endigte der Traum des guten Konrad von der Verminderung der Schulden und vom jährlichen Schlachten eines Süles.

Aber auch der völlige Ruin vermochte es nicht, ihn zum Klagen und Jammern zu bringen, wie ich denn überhaupt den Mann nie über sein Schicksal habe klagen hören; geweint darüber hat er, wie wir oben gehört, nur einmal, aber ganz allein in dunkler Nacht.

Vom Tage an, da er die Nachricht erhielt, es sei ihm alles versteigert, wurde der große Kübele Philosoph; „denn", so erzählte er mir, „ich schlug mir von da an jeden Gedanken

[1] Siehe meine Erinnerungen „Im Gefängnis".

an die Zukunft aus dem Kopf und dachte nicht einmal mehr an den kommenden Morgen."

Es gehört ein großer Mensch dazu und viele Lebenserfahrung, bis man es so weit bringt, irdisch nur der Gegenwart zu leben und weder mehr mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft zu rechnen. Es ist das Horazische „Carpe diem".

Und das hat der arme Konrad von den Tagen des Zuchthauses bis zum Tode zustande gebracht.

Nichts hat ihn in der Zukunft auf Erden mehr interessiert, als zur Sommerszeit das Wetter für den kommenden Tag, und das nur, weil er, wie wir später sehen werden, gerne den Wetterpropheten, aber nur bei mir, spielte. —

Die Kreszenz reichte, nachdem alles versteigert war, ein Gnadengesuch für den jetzt doppelt nötigen Ernährer der Familie ein. Und da dieser zudem ein musterhafter Sträfling war, wurde ihm die Hälfte der Strafe in Gnaden erlassen.

Auf Pfingsten hatte er sich im Gefängnis eingefunden, am Allerheiligentag betrat er wieder die Schwelle seines einstigen Hauses. Aber hier wurde er schlechter empfangen als im Zuchthaus. Die Kreszenz machte ihm diesmal die bittersten Vorwürfe, er sei ein Lump und schuld, daß Hab und Gut unter den Hammer gekommen. Sie habe ihn oft gewarnt, das Politisieren bleiben zu lassen, das Volk werde doch nie Meister, er habe aber nicht auf sie gehört, und nun sei das Elend voll. Er könne jetzt als Taglöhner arbeiten und schauen, wo er eine Wohnung bekomme.

„Jetz hosch di Süle," schloß sie grimmig spottend und unter Tränen, „ku[1] Süle, ku Kuah, ku Geiß, ku Hus und ku Feld meh."

Zwanzig und einige Jahre später erzählte er mir diese Empfangsszene und sprach: „Was ich der Kreszenz nie vergesse im Leben, das ist das Unrecht, welches sie mir in jener Stunde angetan hat."

---

[1] kein.

Er kam mit mir selten über sein Weib zu reden, aber immer ließ er eine Verbitterung gegen sie durchblicken, und diese Verbitterung datierte von jenem Allerheiligentag des Jahres 1850 her.

Ich fand diesen Stachel erklärlich. Wenn ein Mensch ehrlich für ein Ideal und zwar für ein so bescheidenes, wie der arme Rebmann am See, gelitten hat und dafür als Verderber seiner Familie, der er helfen wollte, angesehen wird, so mag das leicht bleibenden Groll erzeugen.

Die Seele eines Naturmenschen behält derartige Eindrücke, seien es gute oder schlimme, auch viel länger und tiefer. —

Es war im Jahre 1881, an einem schönen Sommertag, da haben mein Sakristan und ich unserem Dorfbäcker Michael Kammerer die Sterbsakramente gebracht.

Nach alter schöner Sitte begleitete mich bei diesen Versehgängen jeweils der Mesner. Im Chorrock, in der einen Hand eine Laterne mit brennendem Licht, in der andern eine Glocke, schritt der lange Sakristan dem noch längeren Pfarrer voraus, nach wenigen Schritten immer wieder ein Glockenzeichen gebend.

Auf dieses Zeichen kamen die Leute bei Tag vor die Häuser, nachts — zu jeder Stunde — an die Fenster, um den Segen des allerheiligsten Sakramentes zu empfangen.

Beim Kranken selbst sollte der Sakristan nach kirchlicher Vorschrift jeweils das Confiteor (die „offene Schuld") in lateinischer Sprache beten. Aber davon war mein Kübele ein geschworener Feind.

„Herr Pfarrer," sprach er, „in meinem Alter kann man nicht mehr ‚latinisch' studieren. Ditsch will ich lesen und beten, was Sie wollen und so lange Sie wollen, aber zum Latinischlerne bin ich z' alt."

Selbstverständlich dispensierte ich ihn gerne und betete bei den Kranken das „Confiteor" selber.

War die heilige Handlung vorüber, so empfing der

Mesner ein kleines Trinkgeld, bei Nacht verdoppelt, und darauf rechnete der arme Teufel, denn es gab ihm hie und da ein Viertele Seewein.

Auf dem Rückweg sprach er dann gerne mit mir über den Lebenslauf des Sterbenden, den er kurz und gut und in christlicher Liebe charakterisierte.

Bei den allermeisten aber fügte er hinzu: „Es ist gut, wenn so ein armer Rebmann oder ein Rebwib stirbt, 's mag licht si, bekomme si's besser als uf dere Welt."

Manchmal standen wir noch in tiefster Nacht, während alles schlief und das Mondlicht durch zerrissene Wolken den See mild beleuchtete, vor der Kirche und sprachen vom Sterben.

Ging's zur Sommerszeit gegen Morgen, wenn wir heimkehrten, so stieg mein alter Sakristan auf den Kirchturm und wartete ab, bis die Morgenröte über den See hereinbrach, und läutete dann Betzeit, während ich, allzeit unfähig, früh aufzustehen und aufzubleiben, in mein Schlafzimmer kroch. —

Also an einem schönen Sommer-Sonntag-Nachmittag haben wir den Bäckermeister unseres Dorfes versehen, den praktischsten Bäcker, den ich, aus dieser Zunft herstammend, je kennen lernte. Da er das Monopol in unserem Dorf hatte und die Leute, welche Bäckerbrot wünschten, auf ihn angewiesen waren, so machte er sich sein Amt bequem. Er buk nicht, wie seine Zunftgenossen anderwärts, in der Nacht, sondern schlief wie andere Sterbliche bis zum Morgen. Dann stand er auf und machte sein Brot, das erst um Mittag frisch zu haben war.

Am Morgen meinte er, sollten die Leute Suppe essen und zum Nachmittagskaffee erst sein Weißbrot. Und so geschah es. Der Michel schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und ließ die Leute auf sein Brot warten.

Da aber der Tod auch die Bäcker nicht schont, die nachts schlafen können und unter Tags Kundenschoppen trinken, mußte eben auch unser braver Dorfbäcker sterben und mein Sakristan und ich ihm beistehen.

Als wir von dem schwerkranken Mann heimkehrten der Kirche zu, sprach der Sakristan: „Der Michel war mein einziger Freund, als ich aus dem Zuchthaus heimkehrte und mir alles verkauft war. Er hatte mein Häusle gesteigert und gab es mir wieder, als ich ihn darum bat, auf Kredit zum Kaufpreis. Wenn er jetzt sterben muß, so mög's ihm Gott lohnen, und ich werde es nie vergessen, daß er als gutherziger Mensch an mir gehandelt und mir wieder eine Heimat verschafft hat."

Das Häusle hatte der Revolutionsmann mit Hilfe des Bäckers wieder, aber wie zu Gütern kommen, um wenigstens eine Ziege halten und einige Ohm Wein verkaufen zu können? Von einem Süle konnte noch gar keine Rede sein.

Wer am See kein Geld hat, aber noch gute Arbeitskraft, der kann zu „Wein- und Wieswachs" kommen, aber nur durch den Juden.

Ist irgendwo was feil an Grundstücken oder gibt's eine Gant, so ist in der Regel der Jude der Käufer, weil die See-Christen entweder kein Geld oder keinen Unternehmungsgeist haben.

Hat der Hebräer ein Grundstück, so bringt er's aber auch viel eher an den Mann, als der Christ, weil er den Käufern eifriger nachgeht, beliebige Zahlungstermine gibt und viel länger borgt als der Christenmensch.

Er nimmt zuerst eine Steigerungsprobe vor im Wirtshaus, bezahlt einige Liter, damit die Leute warm werden, dann läßt er ausrufen und bieten, schlägt aber selten etwas zu. So lernt er die Liebhaber kennen, und die sucht er dann am andern Morgen heim, nimmt sie einzeln in Behandlung und bald hat er Felder und Reben los.

In Hange besorgte zu meiner Zeit dies Geschäft die Firma Moos und Söhne von Gailingen am Rhein, echte, rechte, strenggläubige Israeliten, vorab der Vater, der schon den Handel trieb, als der Kübele aus dem Gefängnis kam.

Ich selbst hab' dieser Firma mein „Miramare" abgekauft, ein kleines Rebfeld auf der Höhe mit der wunderbarsten

Aussicht auf See und Alpen. Ohne „den Juden“, der dem armen Pfarrer Kredit gab, wie seinen armen Rebleuten, wäre ich nie zu jenem reizenden Stück Land gekommen, auf das ich eine Hütte baute und darin die seligsten Stunden in die große Natur hineinträumte.

Ich sollte schon deshalb kein Antisemit sein. Allein wenn alle Kinder Israels wären, wie Moos und Söhne in Gailingen, und nirgends mehr Schaden anrichteten, als diese in Hange, so gäb' es auch keinen Antisemitismus.

Die Juden sind morgenländischer Herkunft und deshalb wie alle Menschen in sonnigen Ländern für den „Kampf ums Dasein“ besser organisiert als wir Nordländer Darum ziehen wir in Geldsachen stets den Kürzeren, und darum liegt alles, was Geld bringt, wie der Frucht-, Wein-, Vieh- und Güterhandel, in ihren Händen, und sie ziehen Riesensummen aus uns nicht so pfiffigen, aber auch nicht so nüchternen, nicht so sparsamen und nicht so fleißigen germanischen Christenmenschen.

Das ist überall der Fall, wo die Juden nicht mit ihresgleichen, d. i. mit Orientalen, in Konkurrenz treten, und war zu allen Zeiten so; nur waren die Christen im Mittelalter praktischer, namentlich auch die Seehasen.

In Konstanz und Überlingen ließ der Rat, sobald die Bürger an die Judenschaft verschuldet waren, die Kinder Israels aufs Rathaus kommen, wo man sie bei Todesstrafe zwang, die Schuldscheine dem Kaminfeuer zu übergeben.

Ich würde vorschlagen, man säkularisiere, wie einst die Klostergüter, alle 50 Jahre den Überfluß an jüdischem und christlichem Großkapital zugunsten des Staates und lasse keinem Staatsbürger je nach Verhältnissen mehr als eine halbe, höchstens e i n e Million. Die Kinder Israels werden diese eine Million zwar in kurzen Jahren wieder verzehnfacht haben, aber dann beschneide man den Bienenstock von neuem.

Zur Einziehung der Klostergüter, wo noch solche existieren, würde alles, was liberal und human heißt, heute

jubelnd Beifall geben, aber die Rothschilde und Kompagnie läßt man in ihren Milliarden ersticken. Warum? Weil die Juden viel mächtigere Freunde haben unter den Großen dieser Erde, als die Klosterleute, und daß sie die Freundschaften sich zu verschaffen wissen, zeugt eben von ihrer orientalischen Gescheitheit. —

Also mit den Juden am See stand ich gut. Der alte Moos und seine Söhne gingen oft im Pfarrhaus aus und ein, und ich hab' sie auch einmal aufgesucht in ihrem schönen Dorf auf der luftigen Höhe am Rhein über der alten Schweizerstadt Dießenhofen.

Und er tat mir von Herzen weh, der alte Moos, als er später unter schweren Schmerzen im Freiburger Spital, wo ich ihn öfters besuchte, litt und starb. —

Ein weiterer Sohn Israels, der kleine Guggenheimer brachte den Weibern in unserem Seedorf allerlei Weißzeug und mir schleppte er alte Bilder zu. Es fehlte ihm nicht an Gewandtheit im Handel, aber am Geld, um denselben schwunghaft zu betreiben, und darum kam er nicht besonders fort in seinem Geschäft.

Der harmloseste, aber auch der ärmste Hebräer, den ich in jenen Tagen kennen lernte, war der Harburger, ein kleines, von Mühe und Arbeit zusammengeschundenes Männlein. Er ging regelmäßig an Sommer-Sonntag-Abenden mit mir durch den „Ittendorfer Wald" auf seinem Weg nach Markdorf, wo am andern Tag Markt war.

Er trug auf dem Rücken stets einen Pack Hosenzeug, womit er handelte, hatte zu Hause ein krankes Weib und Schulden. Ich hörte ihn aber nie klagen und jammern, und wir verabschiedeten uns nie, ohne daß ich in Hochachtung dem braven Männlein noch nachschaute, wie er hungrig und durstig und schwer beladen seines Weges weiter ging, geringem Verdienst nach. —

Der Bäcker im Dorfe machte es unserem Konrad möglich, in seiner Hütte zu bleiben, und vom Juden erwarb er auf

Termine einige Rebgärten mit „Wieswachs", d. i. mit einem Stück Wiese oben oder unten dran.

Und jetzt ging der Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, tiefer in Schulden denn zuvor, wieder unentwegt an die Arbeit im Schweiße seines Angesichts.

Er war aber ein stiller Mann geworden, nach dem alten Sprichwort: „Ein armer Mann, ein toter Mann", und er blieb es. Auch in seinen späteren Jahren noch politisierte und räsonierte er nie öffentlich; er handelte wohl nach den Worten Homers:

Kein von Armut gebundener Mann darf reden noch handeln;
Denn die Zunge sogar liegt ihm gefesselt im Mund.

Er blieb ein toter Mann, der große Feldwebel von 1849, und politisierte nur noch mit mir. Im Wirtshaus, wohin zu gehen ihm selten vergönnt war, schwieg er.

Seine Kinder — ein Sohn und drei Töchter — waren mit der Zeit groß geworden, und ihr Fleiß und der Lohn ihrer Taglöhnerarbeit ermöglichten es dem Alten, ein Kühle zu halten und selbst im Herbst ein Süle zu metzgen, aber die Schulden blieben, und mit Not brachte er die Zinsen auf.

In diesem Stadium ernannte ich ihn zum Sakristan, und unser zehnjähriger täglicher Umgang soll nun in seinen Lichtpunkten gezeichnet werden ihm zur Ehre.

6.

Was mir an meinem Sakristan am meisten imponierte, war seine Liebe zur Einsamkeit. Ich sah ihn selten mit jemandem reden. Einsam und allein, Vorbeigehende nur kurz grüßend, wanderte er von seiner Hütte oberhalb des Pfarrhauses der Kirche zu und wieder zurück. Einsam ging er aufs Feld zur Arbeit und einsam und allein vom Felde heim.

Ein Mensch von der Bildung eines Rebmanns, der sich allein genügt und auf die Unterhaltung anderer Menschen

verzichtet, ist kein gewöhnlicher Mensch. „Alle Lumpen," meint Schopenhauer, „sind gesellig." „Und all' unsere Übel," sagt ein geistreicher Franzose, „kommen daher, daß wir nicht allein sein können." Und es ist merkwürdig, unsere Seele liebt sich selbst so sehr und ist doch nicht gerne mit sich allein.

Aber eines hatte er sich angewöhnt bei seinem Alleinsein, der Konrad, er redete mit sich selber, ein Beweis, daß er lebhaft dachte. Unzähligemal hab' ich ihm abgelauscht, wenn ich im zweiten Stock unter dem Hausgangfenster meines Häuschens lag und er daher kam die Hände mit den Kirchenschlüsseln auf dem Rücken, gebückt vor sich hin schauend und mit sich selbst redend.

Längere Gespräche führte er nur mit mir und zwar, die Winterszeit ausgenommen, drei- bis viermal des Tages.

Morgens nach dem Gottesdienst besprachen wir, vor der Kirche stehend, zunächst das Wetter, wobei er über den See und die Alpen hinschauend, gestützt auf jahrelange Beobachtung, die trefflichsten Bemerkungen machte.

Den Wolken über dem Säntis, wie den leichtesten Winden über den See hin hatte er längst ihre Bedeutung abgelauscht.

Von den Winden war ihm am verhaßtesten, selbst zur Sommerszeit, der Nordwind. Er nannte ihn „Bettlermacher" und fügte öfters spöttisch hinzu: „Der ‚Ordwind' kann nichts sein, denn er kommt aus dem Preußischen." Diese Malice tat er den Preußen an als den Mördern seiner einstigen Freiheitsideale. Und weil ich sie auch nicht leiden mochte, mit aus dem gleichen Grund, weil sie mich als Revolutionsknaben von anno 1849 verdemütigt, so haben wir oft über die Preußen räsoniert.

Hatten wir dem Wetter seine Prognose gestellt, so zog indes von Konstanz her das erste Schiff, „der Morgendampf", vor unseren Augen seeaufwärts. Oft erzählte er beim Anblick des Dampfschiffes von dem Staunen der alten Fischer

und Schiffer, als sie anfangs der dreißiger Jahre das erste Dampfschiff sahen. Nie hätten sie geglaubt, daß es möglich sei, gegen die Wellen zu fahren.

Den Dampf nannte mein Sakristan neben dem Kaffee das stärkste „Element" des 19. Jahrhunderts, aber beide hielt er für schädlich. Der Kaffee habe die so gesunde Mehlsuppe und das noch gesündere „Brühmehl" überall verdrängt und der Dampf die Arbeitskraft der Menschen.

War der „Dampf" hinter dem „Kippenhorn" verschwunden, so gingen auch wir auseinander von unserem Morgengespräch, jeder an seine Arbeit.

Um elf Uhr schritt der groß' Kübele wieder vom Oberdorf her der Kirche zu, um „olfe z' lütte", den heiligen Glockenklang für alle Weibsleute, die in den Reben sind, damit sie heimgehen und Knöpfle machen.

Zur Sommerszeit trat der Glöckner nach diesem Amt ins Pfarrhäusle, nahm aus der Kammer mein „Badezeug" unter den Arm und begleitete mich zum Bad in offener See hinter den Weiden unter dem Schloß Kirchberg.

Unterwegs ward politisiert. Ich hatte den Morgen über auch die Zeitungen gelesen, und da wollte er wissen, was es Neues gäbe. Da wir beide demokratisches Blut in den Adern hatten von anno 48/49 her, so waren wir stets einig und schnitten uns die ganze Politik auf ein demokratisches Programm zu.

Zum Glück hörte es nie ein Staatsanwalt, wie wir, namentlich in der Zeit des Kulturkampfes, auf unserem Weg am Seeufer hin auf demokratisch bis sozialdemokratisch politisierten, sonst wären wir beide hundertmal eingesperrt worden.

Während ich in den Wellen des Sees mich erfrischte, saß der Alte am Ufer, und wir politisierten in der Regel auch so weiter. Er selbst badete nie und hatte seit seinen Knabenjahren nie mehr gebadet.

Ältere Leute am See sind meist wasserscheu und fürchten das Wasser außen und innen. Wäre das schwäbische Meer

ein Weinmeer, sie badeten Tag und Nacht darin, die lustigen und durstigen Seeleute.

Da hört man heutzutag in allen Tonarten predigen, baden sei notwendig für die Gesundheit. Ich habe am Bodensee steinalte und kerngesunde Leute gekannt, die seit ihren Kinderjahren nie mehr gebadet hatten, und in Gebirgsgegenden wohnen und leben Hunderttausende, die nie zum Baden kommen.

Man kann also auch alt werden und gesund sein, ohne zu baden, was nicht mehr als recht und billig ist. —

Wenn ich aus den Fluten kam, legte mir mein Badediener das an der Sonne gewärmte Leintuch um, und bis ich frottiert und angezogen war, politisierten wir abermals und auf dem Heimweg wieder. Unser stetes Bedauern beim Auseinandergehen war, daß wir beide nicht Meister seien, um die Welt nach unserem demokratischen Geschmack regieren zu können.

Für die Badebegleitung und -bedienung bekam er jeden zweiten Tag eine Flasche Wein, deshalb war's ihm leid, so oft das Wetter oder mir die Lust fehlte, wenn er nach dem „Olfe-Lütte" kam und fragte: „Herr Pfarrer, badet mer (baden wir) heut' nit?"

Eine Stunde nach der Badepromenade sahen wir uns wieder. Er kam, um „uis z' lütte", d. h. um e i n Uhr vom Mai bis September das Wetterzeichen zu läuten, während dessen die Mannsleute den Hut abnehmen und alles betet um Abwendung von Hochgewitter — ein wahrhaft schönes, christliches Läuten.

Der Pfarrer, eben mit seinem einfachen Mittagessen fertig, kam regelmäßig nach diesem Läuten zur Kirche hinüber, und wenn der Sakristan vom Turm herabgepoltert war, setzten wir uns eine halbe Stunde auf eine Bank vor meinem Hause oder auf eine solche an der südlichen Ecke der Kirche, wobei wir an beiden Orten eine herrliche Aussicht über See und Alpen vor uns hatten.

Jetzt las er mir, wenn ich etwas eben im Druck hatte,

die Korrektur vor, um meine damals sehr schwachen Augen zu schonen, oder wir führten wieder einen kurzen Diskurs, meist aber nicht aus dem Gebiete der Politik, sondern aus dem vollen Menschenleben, und hier ließ er sein ganzes Licht leuchten. Ich will nur einige Proben davon geben.

Ich bewunderte oft seine Zufriedenheit, da ich ihn nie klagen hörte, weder über körperliche Schmerzen, die er viel durch einen „offenen Fuß" litt, noch über Armut und Elend. Aber dabei war er doch meist ernst. Wenn er lachte, lachte er über die Dummheit der Menschen, ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht.

„Wenn man über 60 Jahre alt ist," pflegte er oft zu sagen, „sollte man nicht mehr lachen, aber man muß oft lachen wider Willen über die Dummheit der Menschen."

Wie wahr ist das Wort, nicht mehr zu lachen, wenn man in einem Alter steht, wo der Tod jeden Tag kommen kann, und wie oft hab' ich schon, auch alt geworden, an das Wort meines einstigen Sakristans gedacht!

Ein anderer Weisheitsspruch von ihm war: „Jeder Mensch hat irgendeinen Vorzug vor den anderen, mit denen er im Leben verkehrt. Der eine hat Glück im Spiel, der andere gut Wetter, wenn er Heu macht oder erntet, der dritte viel Haare auf dem Kopf, während andere kahl sind." „Und ich," schloß er diese und ähnliche Vergleiche, „habe keinen Vorzug als den, daß ich zufrieden bin, mag's kommen, wie es will. Schlimmer kann's nicht mehr viel werden; arm bin ich, elend und bresthaft auch. Es kann also bei mir nur noch der Tod kommen."

Trotz alledem hörte ich ihn bisweilen, wenn er allein auf unserer Parlamentsbank hinter der Kirche saß, vor sich hin singen. Als ich ihn einmal darüber „beschrie", meinte er, in der heiligen Schrift stehe: „So einer in Betrübnis ist, bete er, so einer in Freuden lebt, singe er." Da er nun meist Grund zum Beten hätte, aber nicht immer beten könne, singe er zur Abwechslung auch im Elend.

Ich hatte ihm die Weltgeschichte von Becker zum Lesen gegeben, und da ging ihm eine Fülle neuer Gedanken auf, wenn ich ihn über das Gelesene ausfrug.

Eines stellte er als Demokrat von reinem Blut bald als Frucht seiner Lektüre fest, daß zu allen Zeiten Macht Recht und das gemeine Volk der Prügelknabe der großen Herren war.

Nie hab' ich ihn mehr sich freuen gesehen, als da er gelesen hatte, daß die Königin der Szythen dem Cyrus den Kopf habe abschneiden und in Blut tauchen lassen.

Das imponierte ihm, und die Frau Tomyris hatte sein ganzes Wohlgefallen, obwohl er es sonst als eine Lächerlichkeit hinstellte, daß Weiber Völker regieren.

„Völker", meinte er, „welche ein Weiberregiment dulden oder Kinder als Könige, sollten noch zu den ‚Wilden' zählen."

Wie weit ich diesen gesunden Anschauungen zustimmte, das mag der freundliche Leser erraten. Jedenfalls sollten Staaten, welche die weibliche Sukzession auf dem Thron anerkennen, auch alle anderen Frauen zu allen Staatsämtern für fähig erklären und vom ersten Minister- bis zum letzten Schreiberposten kein Weib ausschließen.

Helle Freude hatte mein Sakristan auch an Ramses dem Großen von Ägypten, von dem er gelesen, daß er sich bei festlichen Gelegenheiten von seinen Kleinkönigen im Wagen ziehen ließ. Sonst müsse überall das Volk an den Triumphwagen der Könige ziehen, der Ramses aber habe Seinesgleichen dazu gezwungen.

Für den gescheitesten Staatsmann des 19. Jahrhunderts hielt er nicht etwa den Bismarck, sondern den brasilianischen Minister Dom Clemente Pereira, von dem ich ihm erzählt hatte, daß er Orden und Adelsdiplome verkaufte und aus dem Geld in Rio de Janeiro das größte und schönste Irrenhaus der Welt gründete.

Das gefiel meinem Alten über alle Maßen, nur hätte er gerne die Käufer als die ersten Insassen in das Haus gesteckt.

Mich selbst verschonte er nicht mit treffenden Bemer-

kungen. Wenn wir auf einer unserer Bänke saßen und in der Nähe bisweilen Dorfkinder lärmten und spielten, beorderte ich ihn oft, die kleinen Schreier zur Ruhe zu verweisen. Das tat er jeweils, bis mein Buch „Aus der Jugendzeit“ erschienen war und er es gelesen hatte. Als ich ihn kurz nachher eines Tages auf die Kinder loslassen wollte, meinte er: „Herr Pfarrer, das, was die Kinder dort unten treiben, haben Sie den Kinderhimmel genannt, und jetzt soll ich die Kinder auf Ihren Befehl aus dem Himmel jagen!“

Als ich ihm einmal erklärte, ich sei eben nervös und griesgrämig und könne den Lärm der Kinder nicht ertragen, verglich er mich mit alten Jungfern, die einen Zorn bekommen, wenn sie junge Mädchen tanzen sehen.

So hatte ich täglich Gelegenheit, mich seiner Geistesblitze zu erfreuen. —

Zur Sommerszeit, wenn wir nicht gerade ein anregendes Thema hatten oder ich schweigend in den sonnigen See hineinschaute, schlief mein Nebenmann bisweilen ein. Ich ließ ihn dann schlafen, ging von dannen und machte auch mein Schläfchen.

Hatte er nichts auf dem Feld zu arbeiten, weil es seine Frau und Kinder allein besorgen konnten, so schlief er den ganzen Nachmittag bis vier Uhr. Zu dieser Stunde mußte er als Glöckner abermals seines Amtes warten und „viere lütte“. Das war das Zeichen für die Arbeiter im Feld und Rebberg, das im kühlen Grunde versteckte Wein- oder Mostkrügle zu leeren, für die alten Weiber und die greisen Männer, so zu Hause blieben, den aufgewärmten Kaffee zu trinken und für den Lehrer, die Schüler laufen zu lassen.

Nach dieser nicht unwichtigen Funktion ging auch der Mesner heim und trank von seiner Lire oder wenn ein unverhofftes Trinkgeld von einer Taufe oder Aussegnung her in seiner Tasche war, genoß er stillvergnügt ein „Viertele“ beim „Fritz“, vorn an der nahen Ecke der Dorfgasse, wo der Wirt Friedrich Freiheit einen guten Seewein schenkte.

Vom Rathaus, d. i. vom Hof herauf kam auch auf das Glockenzeichen hin der Ratschreiber Model, ein kleiner, ungemein kluger und belesener Mann, ein Schulkamerad vom Sakristan. Er wollte auch seinen Vespertrunk beim Fritz holen.

Manchmal war der Konrad von Weib und Kindern beordert, gegen Abend das Kühle einzuspannen und das Wägele zu bringen, um Gras, Heu oder Reblaub heimzuführen, und dann begegneten wir uns bisweilen außerhalb des Dorfes, wo ich um jene Zeit regelmäßig lustwandelte.

Er grüßte mich aber bei solchen Begegnungen jeweils mit einer Vornehmheit, als ob wir uns an dem Tage noch nie gesehen hätten, und ließ sich das nicht nehmen, so oft ich ihm auch sagte, er solle nicht so fremd tun. Er meinte, es sei wegen der Leute. Als ob nicht das ganze Dorf gewußt hätte, daß der Pfarrer und der Mesner täglich auf einer oder der andern Bank in der Nähe der Kirche beisammen säßen! —

Am Abend traten wir noch einmal ins Gespräch. Wenn die Sonne hinter dem Hohentwiel hinabgesunken war und die Sterne über den Obersee hereinzugucken begannen, kam der groß' Kübele wieder das Dorf herab, um Betzeit zu läuten und die Kirche zu schließen. Ich wandelte um diese Zeit in der Regel vor meinem Häuschen auf und ab und schaute in die kommende Nacht hinein, wie sie über den See hereindunkelte.

War der Sakristan mit dieser seiner letzten Tagesarbeit zu Ende, so kam er zu mir, und es wurde noch ein kurzes Zwiegespräch gehalten. Da schritt dann gewöhnlich vom See herauf unser dritter Kollege im Kirchendienst, der Lehrer und Organist. Er hatte drunten am See „beim Zeller" seine Abendviertele getrunken und war, sein Zigärrchen schmauchend, auf dem Heimweg.

Der Lehrer Leopold Hund, Sohn eines Lehrers aus dem Salemertal war zweifellos der gescheiteste von uns dreien; denn der Mesner und der Pfarrer waren Idealisten und er ein Realist. Wir zwei auf der Bank hinter der Kirche bauten

politische Luftschlösser und machten in freiheitlichen Träumen, während unser „Professor", wie ich ihn nannte, wenn sein Dienst um war, seine Viertele trank und einen Lindauer Schübling dazu genehmigte.

Politisch ging er wie so viele glückliche Sterbliche mit der bestehenden Gewalt und schwamm nie gegen den Strom. An des Großherzogs Geburtstag hielt er in der Regel beim Bankett die Festrede in einer ebenso gewählten als loyalen Sprache. Nur einmal ging ihm der Gaul durch und er meinte eines Tages in seiner Festrede: „es sei dem Großherzog selbst leid, daß er sein Volk so drücken müsse."

Aber einzig in seiner Art war er in der Kirche, wo er die Singweisen an Werktagen stets solo sang, meist nach eigenen, neuen Kompositionen. Ich war dabei stets versucht, ihm zu lauschen und meiner Andacht am Altare untreu zu werden; denn ich liebe nichts mehr in der Musik und im Gesang als das Kindlich-Naive. Darum macht mir ein Bauernbursche mit seiner Ziehharmonika weit mehr Vergnügen, als ein ganzes Hoftheaterorchester, und mein Organist in Hange sang mir weit tiefer ins Herz als der berühmteste Heldentenor.

Wenn der dicke Lehrer gegen den Schluß der Messe das Lied sang:

Was sind wir Dir denn schuldig,
Daß Du einst so geduldig
Für uns gelitten hast?

wobei die Komposition von ihm meist neu bearbeitet war, so glättete der nahe See, der zuvor seinen Wellenschlag zur Kirche heraufgesandt hatte, seine Wogen und horchte, wie ich, andächtig zu.

Der gute Professor war so anhänglich an mich, daß er, als ich fortkam, auch fortwollte. Ich verschaffte ihm durch Fürbitte beim Oberschulrat Armbruster, einem vortrefflichen Mann aus Schiltach im Kinzigtal, die Lehrerstelle in Weiler bei Hasle.

Hier trank der brave Mann seine Viertele bei meiner

alten Jugendfreundin, bei der „Becke-Käther“, bis ihn nach zehn Jahren, 1894, der Tod holte und ihn bettete auf dem hochgelegenen, sonnigen Friedhof von Weiler.

Wenn wir beide am Auferstehungstag die Grüfte verlassen, kann einer zum andern hinüberschauen, denn mein Gottesäckerle in Hofstetten liegt seiner Ruhestatt gerade gegenüber, auf der andern Talseite.

Zu neuen Kompositionen hatten ihn die „Williger und Fischerbacher Manns- und Wibervölker“ nicht begeistert, denn die achten auf den Gesang des Lehrers so wenig, als die Tannenzapfen im „Williger Kirchenwald“ auf den der Amseln und Drosseln.

Dagegen hatten viele Hangouer eine große musikalische Ader; eine brillante Dorfmusik existiert in Hange seit alten Zeiten, und in der Kirche spielten zu meiner Zeit noch die alten Rebleute „figurierte Messen“ mit Hörnerklang und Trompetengeschmetter, wie einst in meiner Knabenzeit die Musikanten in Hasle. —

Der Lehrer Hund, der mich und den Sakristan öfter am Abend in unserem Zwiegespräch unterbrochen, war, abgesehen von seinem Realismus, auch darin ein kluger Mann, den ich oft beneidete, daß er keine Widersprüche machte, wenn er mit jemandem redete. Auf alle Behauptungen seines Nebenmenschen antwortete er: „Ganz recht, ganz recht.“

Mit diesem höchst vernünftigen Grundsatz wird man ein alter Mann, ohne sich und andere zu ärgern, und ich wollt', ich hätte ihn zeitlebens gehabt.

Darum sagte ich, wenn der Lehrer einige Zeit mit uns zweien gesprochen und stets „ganz recht“ gegeben hatte und dann schmauchend und zufrieden schmunzelnd von dannen ging, oft zum großen Kübele: „Unser Professor ist gescheiter als wir beide; er trinkt, während wir leeres Stroh dreschen, seinen Wein und kommt mit niemandem in Widerspruch, indem er allen Leuten recht gibt.“

Jetzt führten wir noch unseren Diskurs weiter, zunächst

übers Wetter, inwieweit die Prognose des Morgens sich erfüllt hätte. Mein Prophet war immer ungehalten, wenn seine Vorhersage nicht eintraf. Und welcher Prophet wäre das nicht, wenn er durchfällt?

Trotzdem prophezeite er alsbald wieder für morgen. Dabei war und blieb er stets Optimist; ob Regen oder Sonnenschein über die Erde ging, es störte seinen Gleichmut nicht. Während ich über lange anhaltendes Regenwetter und seinen Schaden räsonierte, hatte er nie ein Wort des Tadels über schlechtes Wetter und beschämte mich oft mit den in philosophischer Ruhe gesprochenen Worten: „Wir müssen es halt nehmen, wie's kommt, ändern können wir nichts mit all' unserem Geschwätz und mit all' unserer Ungeduld."

Nach dem Wetter sprachen wir noch über den Dienst. Da gab's am andern Tage ein Kindlein zu taufen, und er mußte dem jungen Weltbürger läuten und beim Taufen assistieren. Er hörte es immer gern, wenn ich ihm das ankündigte; er bekam ein wenig Taschengeld, wonach er lüstern war, denn seit der letzten Kindstaufe hatte er keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche gehabt und auch kein Viertele mehr getrunken, außer denjenigen, die er aus dem Pfarrkeller bezogen und die ihm en passant meine Schwester zum Küchenfenster hinausgereicht.

Oder es hatte ein Mann bei mir seine Frau zum Aussegnen beim ersten Kirchgang nach dem Wochenbett angemeldet, und da gab's auch ein Opfer: zwei Kerzlein und zwanzig Pfennig für den — Kirchenfonds. Da der letztere aber in diesem Falle — nach meiner Ansicht — das reinste Blutgeld einnahm, wenn er dem Sakristan nichts gab, so ließ ich allermeist den Zwanziger diesem zukommen.

Unsere Dienstreferate waren wenige und kurz beisammen; denn auf einer kleinen, geschlossenen Dorfpfarrei mit kaum 600 Seelen geht für Pfarrer und Mesner unter der Woche fast ein Tag wie der andere vorüber in stiller, müheloser Amtstätigkeit. Drum ist Landpfarrer sein für einen Menschen,

der sich zu beschäftigen weiß, ohne daß der Dienst ihn dazu zwingt, eine wahre Goldgrube fürs Studium. Und ich wäre längst bereit, wieder in die gesegnete Ruhe eines Landpfarrers zurückzukehren, wenn mir jemand eine Pfarrei gäbe mit einem Hilfspriester am Sonntag und einem für beide genügenden Einkommen.

Was mir tausendmal im Jahr das Stadtleben und Stadtwirken entleidet, ist die Unruhe im Hause und außerhalb desselben. Da läutet's und klopft's den ganzen Tag an den Türen; eines gibt dem andern die Klinke in die Hand, und vor dem Hause fährt's und bellt's und schreit's und pfeift's und brüllt's vom frühen Morgen bis nach Mitternacht.

In Hange kam die Woche über kein Mensch ins Haus, an den Türen läutete selten ein Handwerksbursche und vor dem Hause war allermeist die Ruhe eines Kirchhofs.

Drum sag' ich mir unzählige Male: „Selig ein Landpfarrer zu sein auf einem Dörfchen, klein und weltfern!" —

Oft sprach der groß' Kübele am Abend auch vom Segen des Schlafes. Der sei für arme Leute das Beste. Er lobte mit Sancho Pansa „den Mann, der den Schlaf erfand", und ihm war, wie dem Don Quichotte, der Schlaf „das Wasser, das den Durst vertreibt, der Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, und das Essen, das den Hunger stillt".

Gleich nach unserem abendlichen Zwiegespräch ging er deshalb zur Ruhe.

Ja oft, wenn sein „offener Fuß" ihn schmerzte, legte er sich schon am hellen Tage zu Bett, machte nach meinem Rezepte einen nassen Umschlag um das kranke Bein und schaute vom Bett aus hinab auf den See, den er prächtig vor sich sah, oder er brütete vor sich hin, bis die Nacht oder der Schlaf kam. Sein Sohn Benedikt aber läutete dann zum Abend über den stillen See hin.

Hatte unser Konrad an Sonntagen zur Sommerszeit kein Geld, um ins Wirtshaus zu gehen, so ging er am Nachmittag auf den Kirchturm, schaute über den See hinab gen

Konstanz und weithin ins Hegau, und wenn er genug Natur getrunken, so schlief er droben den Schlaf des Armen, während andere im Wirtshaus zechten und jubilierten.

An Sonntagen war ich so ermüdet von Frühmesse, Predigt, Amt und Christenlehre, daß ich an eine Unterhaltung mit dem Sakristan gar nicht denken konnte.

Während der Christenlehre saß er regelmäßig in einer Chorbank und schlief.

Traf ich ihn aber, wenn er gegen Abend von seinen poesievollen Turmstudien herabstieg, so bekam er jeweils ein Glas Wein aus meinem Keller.

Ehrlich und redlich gab er Weib und Kind 99 Prozent seiner Einnahmen als Mesner und war deshalb fast beständig ohne das kleinste bare Geld.

Sein Gehalt betrug mit allem, was drum und dran war, kaum achtzig Pfennig pro Tag und ging meist darauf für die Haushaltung und der Rest fürs Zahlen von Holz- und Pachtgeldern an die Domänenverwaltung, wenn Martini kam.

Und doch hatte der groß' Kübele seine Festtage, welche er teils seinem Dienste als Sakristan, teils meiner Freundschaft verdankte, und die wir kennen lernen müssen, um zu erfahren, wie wenig dazu gehört, einem armen Mann ein Fest zu bereiten.

7.

Viermal im Jahre speiste mein Sakristan mit mir, und zwar an den höchsten Kirchenfesten, zum Lohn für die Mühen und Vorbereitungen, welche diese Tage ihm verursachten. Zu Weihnachten holte er Moos im Wald und Tannenbäumchen, stellte die Krippe auf und ordnete deren Beleuchtung. Auf die Osterzeit errichtete er das heilige Grab mit allem möglichen Schmuck und verherrlichte die Auferstehungsfeier am Ostersamstag Abend. An Pfingsten schmückte er Kirche und Altäre mit Blumen und am Feste

des Kirchenpatrons, des heiligen Johannes des Täufers, machte er Kränze für Kirche und Pfarrhaus.

An allen diesen Festen aber hatte er außer seinen Kunstleistungen, die für seine Bildung ersten Ranges waren, noch die große Glocke zu läuten, wozu er zwei Männer brauchte, die er um Gotteslohn anstellte.

Wenn dann an den genannten Tagen die für das kleine Dorf so schöne und gewaltige Glocke mit Macht um zwölf Uhr ihr Ave Maria über den See gerufen hatte, erschien der Mesner bescheiden im besten schwarzen, geistlichen Rock, den er von mir hatte, in meiner kleinen, niederen Stube zum Festessen.

Das Wort Festessen verdiente es aber nur vom Standpunkt eines Mannes aus, der an den allermeisten Festen des Jahres kein Fleisch hat.

Ein Landpfarrer, in dessen Dorf ein Metzger ohne Fleisch wohnte, ein Geflügel- und Delikatessenhändler aber gar nicht, konnte überhaupt keine Festessen geben. Zweimal in der Woche, zur Winterszeit nur einmal, brachte ein Dampfboot meiner Schwester und mir eine blecherne Büchse mit Ochsenfleisch, Kalbfleisch und etlichen Bratwürsten vom Metzger Schaffmayer und nach dessen Tod vom Sauter im „Haffe".

So oft ich dahin kam, nahm ich das Fleisch, in Papier verpackt, selber mit und dazu noch allerlei Kolonialwaren für Haus und Küche.

Mehr als einmal, wenn der Kapitän in Friedrichshafen mir erklärte, er könne wegen Sturm nicht landen in Hange, trug ich mein Fleisch heim den langen Weg von drei Stunden.

Und mehr als einmal hab' ich's auch auf dem freien Felde zusammengesucht, wenn ich's verloren hatte. Das kam aber nicht von wegen der Trunkenboldenhaftigkeit, sondern so:

In einer Seestadt gibt's mehr Schiffe und Gondeln als Fuhrwerke, und dann kann ein armer Landpastor nicht

in flotter Equipage fahren. Hatte ich nun kein Fuhrwerk bei mir oder konnte der Kapitän mich wegen des Sturmes nicht mitnehmen und war das Wetter zu schlecht zum Gehen, so fuhr mich regelmäßig ein junger Bauer aus der Vorstadt Hofen, namens Johann Frey, für drei Mark heim, was aber selten ganz gelang.

Er hatte einen flotten Schimmel, der aber weit schlauer und eigensinniger war als sein gutmütiger Herr. Dieser Schimmel war zeitweise ausgesprochener württembergischer Partikularist und mußte wissen, daß es im Schwäbischen in vielen Dingen besser sei, als im Badischen. Sobald er dann merkte, daß es dem Badischen zugehe, wollte er um jeden Preis umkehren.

Tat ihm dann sein Herr den Willen nicht oder wollte ich ihn strenger auffassen als sein Landsmann, so sprang er von der Straße ab und querfeldein. Dies Manöver führte er besonders gerne im Winter und am Schlitten aus, wobei er uns regelrecht in den Schnee warf und mein Fleisch aufs Feld streute. Ich suchte dann mein Mittagessen für eine ganze Woche wieder zusammen, während der „Johannes“ den Schlitten aufrichtete und auf die Straße brachte.

Hatte der Schimmel seiner Antipathie gegen die badischen Grenzpfähle einige Male so Ausdruck gegeben, so gab der Gescheiteste nach. Ich nahm mein wieder in Papier gewickeltes Fleisch unter den Arm und zog beschämt meiner Heimat zu, der Schwabe aber mit seinem Schimmel der seinigen, wobei der letztere wiehernd, wie mit Hohngelächter, und im schärfsten Trab dahinflog.

Mit solcher Mühe hat ein Landpfarrer sich manchmal sein Fleisch zu beschaffen! Aber die Schwierigkeit, zu seinem Rindfleisch zu kommen und es unter Lebensgefahr heimzubringen, hatte nebenbei auch ihre Annehmlichkeiten. Ich mußte, wenn ich den Proviant für die Küche selber holen wollte, was in den ersten Jahren regelmäßig geschah, schon mit dem Morgenschiff abfahren, da um Mittag kein Schiff

in Hange landete. Auf dem Schiffe nun gab's Unterhaltung für einen vereinsamten Landpfarrer, selbst wenn fast keine Passagiere da waren. Ich sprach mit den Matrosen oder mit dem Steuermann über Wind, Wetter und Matrosenleben, und das war mir stets interessant.

Nach einstündiger Fahrt im Hafe angekommen, ging ich zu meinem Freund Rudolf, von dem wir oben schon gehört, zugleich mein Hoflieferant für Zucker, Kaffee, Schweizerkäs, Schuhwichse usw. Ich machte meine Bestellung, und alsdann ging's gegenüber zum Bruder des schönen Rudolf, der mein Fleischlieferant und zugleich mein Hotelier war.

Seine Gattin, die liebenswürdige und schöne Frau Elise [1], servierte mir das Wahrzeichen Friedrichshafens, Bratwürstle, und leistete mir Gesellschaft, bis Freund Rudolf kam und sein Dejeuner einnahm, wobei alle unpolitischen Tagesfragen des Städtchens, die seit meinem letzten Hiersein aufgetaucht, besprochen wurden.

Dann ward ein gemeinsamer Rundgang gemacht durch die Straßen und am Hafen hin; denn die ganze Macht des Bodensees als Wassermasse muß man von Friedrichshafen aus betrachten, eine Majestät, die mir immer imponierte, auch wenn ich sie noch so oft schon angestaunt hatte.

Überall trafen wir auf Bekannte; denn ich war ein alter Gast. Nie vergaß ich den Dampfschiffahrtsinspektor Schaible aufzusuchen, einen ganzen Mann, der sich vom Schreinerlehrling bis zu diesem Posten heraufgearbeitet hatte, nachdem er viele Jahre zuvor als Schiffskapitän auf dem See gefahren war.

Im alten, schönen Rathaus residierte der Stadtschultheiß Miettinger, das Urbild eines gemütlichen, liebenswürdigen und geistreichen schwäbischen Schulzen.

In der Mitte der Stadt wohnte der Verleger des Seeblättles, Lincke, ein höchst gemütlicher Hannoveraner, der,

[1] Sie heiratete nach dem frühen Tode ihres Mannes in ihre Vaterstadt Biberach, wo sie auch bald starb.

während wir im nahen Baden vollen Kulturkampf hatten, ruhig sein Blättle am schwäbischen Seeufer hinsteuerte.

Mit ihm wurde politisiert.

Von ihm ging's hinaus ans Ende der Stadt zum Hofgärtner Amonn, dem stets heitern Hagestolzen, der Sommer und Winter in Pflanzen- und Tierwelt Neues hatte und mit dem ich schwunghaften Taubentausch trieb.

Am Nachmittag kamen dann all' die Bekannten, welche ich am Morgen getroffen oder besucht hatte — beim Kesenheimer oder beim Schaffmayer oder beim Dreikönigwirt „zum Bier" zusammen. Es erschienen aber auch regelmäßig die nächsten schwäbischen Pfarrer: Der gelehrte Sambeth von Ailingen, ein wahres Lexikon in württembergischer Landesgeschichte, der vornehme, feine Zembrodt von Schnezenhusen, der kleine, dicke Schöttle von Jettenhausen, aus dessen runden Augen die Zufriedenheit wie Morgensonnenschein über den ganzen See hinleuchtete, und der täglich in den Hafen wandelte und wenn er es nur seinem zahmen Schäfle zu lieb tat, das er im Haus hielt und für das er öfters in die Apotheke ging — endlich der ernste, fromme Pfarrer von Fischbach, ein alter Herr, der sich vor einem halben Jahrhundert vorgenommen hatte, nur auf e i n e Pfarrei zu gehen und da zu bleiben, und der den Vorsatz ausführte und blieb, obwohl er in einer Gemeinde wirkte, in der die Männer viel lieber ins Wirtshaus als in die Kirche gingen.

Was in jenen Stunden an schwäbischer Gemütlichkeit geleistet wurde, gäbe ganze Bücher.

Aber was bleibt uns von allen derartigen Stunden? Die Erinnerung, wie schnell sie vorüber gingen, wie lange sie schon vorüber sind und wie viele liebe Menschen aus jenen Tagen schon drüben sind in der Ewigkeit!

Von all' den eben genannten Menschen leben heute (1911) nur noch der Hofgärtner und der Johann Frey in Hofen, mein Fuhrmann, alle andern sind längst in einer andern Welt. —

Mich riß jeweils das Abendschiff oder die kommende

Nacht aus dem heiteren Kreise fort, wenn er am belebtesten war, hinaus auf den See oder in die kühle Landluft am See hin.

Ich nahm meine verschiedenen Küchenpakete und dampfte, fuhr oder ging heimwärts ins stille, stille Dörfchen.

Wir hatten im Dorf einen Metzger, den alten Caporano, einen leiblichen Vetter des gleichnamigen Kardinals, der es beim Sterben vergessen hatte, daß ein armer Metzger seines Geschlechts am Bodensee wohne. Unser Caporano metzgete im Winter den Hangouern ihre Süle, wenn sie diese nicht verkaufen mußten zum Zinsen, und im Sommer eine oder die andere alte Kuh.

Bisweilen holte er auswärts einige Pfund bei einem Zunftgenossen und verkaufte sie in unserem Dorf. Die meiste Zeit aber hatte er kein Fleisch, weder für sich noch für andere.

Wie oft hat mich der arme Mann geplagt, nach Rom zu schreiben wegen des Testamentes des Kardinals Caporano; er müsse was geerbt haben! Ich schrieb einmal, um ihn zu beruhigen, an den päpstlichen General Kanzler und bekam die Nachricht, daß man in Rom sich kaum noch an den Tod des vor vierzig Jahren gestorbenen Kardinals Caporano erinnere, noch weniger von seinem Testament etwas wisse.

Jetzt war der alte Metzger getröstet und meinte, wenn ein Kardinal in Rom so bald vergessen sei, könne man es einem solchen auch nicht verübeln, wenn er einen armen Vetter und Metzger in Hange vergessen habe.

Nicht so lange nachher kamen mein Sakristan und ich zu unserem Caporano mit den Sterbsakramenten. Und als ich ihn am andern Tage nochmal besuchte und ihn lobte ob seiner starken Gemütsruhe dem Tod gegenüber, sprach er: „Ein armer Mann, der auf dieser Welt nichts gehabt hat als Arbeit und Not, stirbt gern.“

Am dritten Tag war unser italienischer Metzger ein toter und gleich darauf ein vergessener Mann. —

Also mein Sakristan und ich hatten kein Festessen. Unsere

Tafel bestand aus gekochtem Rindfleisch und aus Kalbsbraten nebst rotem, sauerm Seewein. Aber unsere Stimmung, vorab die des Sakristans, war festlich, ja bei ihm sogar feierlich. Er getraute sich kaum recht zu essen und zu trinken, und ich mußte ihm fort und fort zusprechen.

Doch beredt war er bei diesem Anlaß nicht. Das Festessen bannte seine Zunge und seine Zähne. Aber sein Gesicht strahlte, wie das eines Kindes vor dem ersten Christbaum.

Wie edel er dachte, geht daraus hervor, daß er nach einigen Jahren viermaligen Festessens mich einmal schüchtern bat, ob er nicht „sein Essen“ an den Festtagen heim holen dürfe, damit er auch seinem Weib davon geben könnte.

Die Kreszenz hatte ihn einen Lumpen geheißen, da er als Märtyrer der Freiheit heimkehrte. Er hatte das nie vergessen, und doch wollte er sein Festessen mit ihr teilen!

Macchiavelli hat ein vielfach wahres Wort ausgesprochen, wenn er schreibt: „Es gibt keine anderen als gewöhnliche Menschen.“ Mein Kübele aber war eine Ausnahme, er war kein gewöhnlicher Mensch. —

Die zweite Serie der besseren Stunden meines Sakristans waren die Hochzeitstage im Dorf. Diese gehen in Hange und am Bodensee, wo seit 50 Jahren die alte, schöne Volkstracht und damit auch die alten, schönen Volksgebräuche abgegangen sind, gänzlich poesielos vor sich.

Am Morgen knallen einige Pistolenschüsse zwischen den Häusern hervor, beim Kirchgang geht die Musik vor den ganz modern gekleideten Brautleuten her, und die Gäste folgen langweilig hinterdrein. Alte Hochzeitsgebräuche, wie im Kinzigtal existieren nicht mehr.

Doch enthielten diese Tage für den Sakristan noch ein Stück Poesie, und das lag in der „Morgensupp“. Diese Morgensuppen werden sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams gehalten, für Verwandte, Freunde und Freundinnen und bestehen in Kaffee, Wein, Schwartenmagen und „Balleron“. Der letztere ist ein Lieblingsgericht der Hangouer

und nichts anderes als die sogenannte Lyonerwurst, welche im nächsten Städtchen, Meersburg, fabriziert und geholt wird.

Balleron und roter Seewein sind dem heutigen Rebmann am schwäbischen Meer das, was den alten Griechen und ihren Göttern Ambrosia und Nektar waren. Todfeinde versöhnen sich bei diesen Genüssen, alte Weiber werden jung und die ernstesten Männer lächeln wie selige Engel, wenn sie von solch einer Morgensuppe kommen.

Zu dieser ist aber offiziell der Sakristan geladen; er ist geborener Gast bei der Morgensuppe und beim „Mohl", d. i. beim eigentlichen Hochzeitsessen. Kommt er zum letztern nicht, so hat er einen Gulden dafür zu beanspruchen.

Gescheit, wie mein Kübele war, aß und trank er bei der Morgensuppe, die er in der Regel im Hause des Bräutigams einnahm, so viel, daß er für den ganzen Tag gesättigt war, und ließ sich für das „Mohl" das bare Geld ausbezahlen.

So hatte er seinen guten Tag und noch Geld dazu. Darum waren diese Tage auch ihm Hochzeitstage im buchstäblichen Sinne des Wortes. „Hoch" hatte er in der Regel auch, wenn er vom Balleron kam, aber nur einmal zu viel. Und ich werde das Lächeln nie vergessen, das an Hochzeitstagen über seine Stirn und sein Riesengesicht ging. Es war das Lachen eines Meeres nach den Worten des Dichters Äschylus:

Du im Gewoge des Meeres unzählig Lachen.

Jede Falte seines Gesichtes, jedes Haar in seinen Wimpern und jede Runzel seiner Stirne flimmerte von Lächeln. Zuviel getrunken hatte er nur einmal, und das war anno 1874, als die Tochter des Wirts Freiheit, unseres Nachbars, die Ottilie, den Lehrer Streicher in Meersburg heiratete.

Der Dominik Streicher, Sohn eines kinderreichen Lehrers in Ringsheim im Breisgau war einer meiner ersten Bekannten am See. Als ich wenige Tage nach meiner An-

kunft am See dem nächsten Nachbar, dem sangesfreudigen Pfarrer Muckle in Ittendorf, meinen Besuch machte — es war am 8. Dezember 1869 — traf ich bei ihm den jungen Lehrer Streicher.

Sein heiteres, offenes Wesen und sein ausgezeichnetes Klavierspiel gewannen ihm gleich meine Sympathie. Dazu kannte ich noch seinen hochherzigen Bruder, der in meiner Lyzeistenzeit Vikar in Hasle gewesen und unter Not und Entbehrung der Erzieher und Versorger aller seiner jüngern Geschwister gewesen war.

Fortan blieben der Dominik und ich gute Bekannte und nachdem er sich eine Hagnauerin als Frau geholt und oft nach Hange kam, sind wir manche Stunde zur Sommerszeit vor meinem Häuschen auf- und abgewandert und manches Paar Tauben nahm er von mir mit für seinen geistlichen Bruder, der auch ein Taubenliebhaber war.

Nach vielen Jahren der Wirksamkeit am Gymnasium in Tauberbischofsheim ließ er sich pensionieren und zog 1910 nach Freiburg, starb aber im gleichen Jahre noch, und in Wehmut, alter Zeiten gedenkend, stand ich an seiner Bahre.

Aber sein Hochzeitstag ist 36 Jahre vorher meinem Sakristan ein Freudentag ersten Ranges gewesen. Beim „Fritz", bei dem er alle seine wenige Viertele trank, konnte er an diesem Tage nach Lust trinken und schwankend kam er in die Sakristei, ehe die Trauung stattfand.

Sein Lächeln war eine Sturmflut auf dem Faltenmeer seines Gesichtes und laut vergnügt lallte er: „Aber den Fritz hab' ich heut abgebogen."

Leider waren diese Morgensuppen-Tage selten. Wenn es hoch herging, hatten wir vier Hochzeitstage im Jahr; denn auf dem Lande heiraten die Menschen noch nicht so in den Tag hinein, wie in den Städten, und es ist das ein wahres Glück für Stadt und Land. —

8.

Eine eigene Sitte alten Herkommens — nicht ohne Poesie — war der „Bruderschaftstag“ der Rosenkranz-Bruderschaft, abermals ein Freudenfest für den armen Sakristan.

Am Tage des hl. Joseph, im Frühjahr, wenn die Südwinde über die Alpen hereinbrechen und über den Bodensee hin das Ende des Winters verkünden, hält die genannte Bruderschaft ihren Tag, d. h. sie nimmt eine neue Ämterbesetzung vor und gibt ihren männlichen Mitgliedern einen Trunk.

Um ein Uhr nachmittags erscheint der Pfarrer mit dem Sekretär der Bruderschaft in der Kirche. Der letztere trägt das Ehe- und das Taufbuch der letzten zwanzig Jahre. Versammelt sind sämtliche bisherige Beamten der Bruderschaft, d. h. die 15 Schildträger, von denen jeder einen kleinen Blechschild hat, auf dem eines der fünfzehn „Geheimnisse“ des Rosenkranzes abgemalt und an dem ein Kerzenhalter angebracht ist.

An jedem Muttergottesfest und an jedem ersten Sonntag im Monat erscheinen die Schildträger in der Kirche, nehmen in den ersten 15 Bänken je den ersten Platz ein und heften den Schild neben sich an die Stirne der Bank. Der Sakristan zündet ihnen die Kerzen an, und während der Prozession, die jeweils an den genannten Tagen um die Kirche stattfindet, tragen die 15 Männer ihre Schilde in den Händen.

Ihnen gegenüber sind in der Kirche in den Bänken 13 Jungfrauen und 2 Frauen mit den gleichen Schilden.

Alljährlich findet nun am Josephstage eine teilweise Neubesetzung der Schildträger und -trägerinnen statt. Diese richtet sich aber nach den Heiraten. Tritt eine Jungfrau in den Ehestand, so kommt sie „aus dem Schild“, und es rückt die erste von denen nach, die der jüngsten im Schild im Taufbuch folgen. Die jungen Männer aber, die seit dem letzten Josephstag in den Ehestand getreten sind, lösen die ältesten Männer „im Schild“ ab.

Das alles wird von den 15 Schildträgern und dem Pfarrer bestimmt am Josephstag in der Kirche vor der Vesper, und die liebe Sonne schaut zu durch die hohen Kirchenfenster, und der See gibt dazu seinen Wellenschlag. Aber die Weibsleute dürfen nicht dabei sein. Das „mulier taceat in ecclesia" (Das Weib schweige in der Kirchengemeinde) des hl. Paulus wird strenge eingehalten. Es darf keine ein Wort mitreden, und am kommenden Sonntag verkündet ihnen der Pfarrer die Beschlüsse von der Kanzel.

Nur ihre Schilde sind am Josephstage da, eingeliefert zur neuen Verteilung durch den Mesner.

Ist dieses Hauptgeschäft beendigt, so ernennen die anwesenden Schildmänner alle übrigen Chargen bei den Prozessionen: Die Vorgänger, in Hange „Stecklemâne" genannt, sind jene Männer, die, einen Stock in der Hand, unter den Buben bei den Prozessionen Ordnung halten, dann die Fahnenträger, die Träger der verschiedenen Kirchen- und Ortsheiligen bis herab zu den „kleinen Fähnlein", welche von Knaben getragen werden.

Nach diesen Beschlüssen, welche am kommenden Sonntag ebenfalls bis ins kleinste Detail von der Kanzel verkündet werden, folgt die übliche Vesper, und nach der Vesper der — Trunk für alle Männer, die „im Rat" waren.

Vom „Winzerverein" wird um billiges Geld ein Fäßchen Wein gekauft, dasselbe ehrlicher Weise „verakzist" und dann bei einem der drei Dorfwirte getrunken, die nobel genug sind, die Gläser und die Stube zu stellen ohne Profit.

Auch hier ist der Mesner geborner Gast als „Schildverteiler und Kerzenanzünder", und darum war auch dieser Tag angetan, meinem armen Sakristan für einige Stunden das Leben zu versüßen.

Nur einmal hab' ich diesem Trunk beigewohnt — anno 1882, als er auf meinen Vorschlag hin im See stattfand. Der niedere Wasserstand hatte „die Burg", einen Felsen, auf dem einst ein „Wasserschloß" gestanden sein soll, freigelegt, und

ich schlug den Schildmännern vor, der Merkwürdigkeit halber den Trunk auf der Burg zu halten.

So geschah es. Es war ein herrlicher, stiller, elegischer Frühlingsabend, wie ihn die Natur nur an Seegestaden hervorbringt, als die Männer auf „dem Fels im Meere" saßen und tranken — unter ihnen, wie eine alte, sentimentale Eiche, mein Kübele, stillvergnügt und bescheiden wie immer, auch wenn er einen guten Tag hatte.

Am Ufer stand die Jugend des Dorfes, neugierig die seltene Szene in ihre Seelen aufnehmend, um in alten Tagen davon reden zu können. Rings um die Burg aber flüsterten leise die Wellen, kommend und gehend, als ob sie lauschten und horchten und dann wieder gingen, um drinnen im See ihren Kamerädinnen zu erzählen, was die Menschlein taten und schwatzten.

Die Dorfmusik war zum seltenen Fest eingeladen; sie saß mit auf der Burg und spielte ihre einfachen Weisen über den See hin.

Ich war gegen Abend zu den Bruderschaftsmannen beim Trunk gekommen, und das reizende Eiland, von den Wellen umspült, die Melancholie des Frühlingsabends, die volkstümliche Musik zogen mit Macht in meine Seele. Und als am Abend mein alter Sakristan, angeheitert, mit mir das Dorf hinaufging, um die „Betglocke" zu läuten in die hereindämmernde laue Nacht hinein, und unterwegs zu mir sagte: „So ein Nachmittag, wie heute, kann einen glücklich machen", traten mir die Tränen in die Augen über den bescheidenen Maßstab, den ein armer Mann ansetzt, um das Glück zu messen. —

Im Hochsommer kam abermals ein Tag der Erheiterung für den großen Kübele, und das war des Pfarrers Namenstag am 15. Juli. Am Vorabend, wenn die Dorfmusik wider des Pfarrers Willen, unter Fackelschein ihr Ständchen zwischen See und Pfarrhaus gespielt hatte und alles wieder still und dunkel war, schlich er ans Hoftor des Pfarrhauses und schlug

einen grünen Kranz aus Tannenreisig an die alten Dielen und ging davon.

Am andern Morgen, so oft ich es ihm auch untersagte, läutete er mit der Sonntagsglocke in die Kirche. Wenn ich dann selbst kam, gratulierte er mit den Worten: „Herr Pfarrer, ich wünsch' Euch alles Gute zum Namenstag, besonders daß wir zwei gut miteinander auskommen und nach dem Zeitlichen einander im Himmel sehen."

Dann reichte er mir dankbar seine Riesenhand.

Nach dem Gottesdienst sagte ich ihm, er solle im Pfarrhaus ankehren und sich zwei Flaschen Wein geben lassen. Und das war s e i n Fest.

Heim nahm er aber nur eine Flasche und trank sie mit der Kreszenz, die zweite placierte er unten im Kirchturme und trank sie am Nachmittag auf unserer Bank in der Kirchenecke.

„Solch' ein kleines Festle von Zeit zu Zeit," meinte er dann, wenn ich ihn aufsuchte, „tut einem armen Manne wohl."

Wenn keine Hochzeit einfiel, ging's nach meinem Namenstag lange, bis wieder ein guter Tag erschien; aber dann kam eine ganze Reihe guter Tage und mein Sakristan nicht aus der Zufriedenheit heraus.

Da kam zunächst die Kirchweih'. Am Samstag vor diesem Sonntag hängt der Mesner die „Kirchweihfahne" zum obersten Geschosse des Kirchturms heraus, eine weiße Fahne mit rotem Kreuz. Sie ist das Signal für jeden ordentlichen Rebmann, alsbald in den Keller zu gehen, ein Krüglein zu holen und es zu trinken aufs Wohl der — Kirchweihfahne.

Und wo in jener Stunde der Mesner vorüberzieht, bekommt er seinen Trunk, und da ich der nächste bei der Kirche war, bekam er ihn, so oft ich um den Weg war, von mir zuerst, nachdem die Fahne hoch oben am Turme erschienen.

Sie bleibt acht Tage lang hängen, und jeder Hangoner bekommt Durst, so oft er sie sieht, und trinkt eins.

Sonst hat die Kirchweihzeit keine weltliche Feier im

Dorf; denn in der Regel fällt sie in den Herbst, und da hat niemand Zeit zum Tanzen.

Aber die Herbstzeit war, so lange sie dauerte, ein stetes Ernte- und Freudenfest für den großen Kübele.

Weil der Sakristan das Jahr hindurch jeden Morgen um elf Uhr läutet, damit die Weiber vom Feld heimgehen und ans Kochen denken, und um vier Uhr, auf daß die Männer „z' Viere nehmen" können, weil er ferner zur Sommerszeit um ein Uhr „das Wetterzeichen" vom Turme gibt und am Kirchweihsamstag „den Fahnen" heraushängt — dafür sind die Hagnauer von alters her dem Manne, der all' diese lebens- und bedeutungsvollen Zeichen gibt, dankbar gewesen.

Wenn in den Torkeln der Wein läuft, so nimmt der Mesner, alltäglich während der Herbstzeit, seine Butte auf den Rücken und wandert von Torkel zu Torkel, und jeder, der ihn kommen sieht, weiß, er kommt, um den Läutewein zu holen, und jeder schöpft ihm nach dem Ertrage seiner Weinberge einen oder zwei Kübel voll in die Butte. Und wenn gerade Zeit ist zum Vespern oder zum „Nüne nehmen", muß der Glockenmann seine Butte abstellen und hinaufkommen ins Torkelstüble, den Olymp der Rebleute, und mitessen und mittrinken nach Herzenslust.

Die volle Butte trägt er heim und füllt sie in ein Faß. Und da der groß' Kübele der genialste Mesner war, richtete er es stets so ein, daß er in die Torkeln kam zur Essens- und Trinkenszeit und wenn — der rote Wein lief.

Und alle gaben ihm gern; denn sie wußten, daß er ein gar armer Mann sei.

Aber auch für den Pfarrer nahm er in jenen Tagen die Butte und sammelte den Zehntwein, treu, ehrlich, pünktlich und nüchtern. Nie hat er seine Butten mit den meinen verwechselt, obwohl die Leute dem Pfarrer bessern Wein gaben als dem Mesner.

Es waren gute Tage für ihn, die Herbsttage, Tage der Sättigung im Essen und Trinken. Aber keine Rosen ohne

Dornen. Den Wein, welchen er so redlich verdient mit seinem melodischen Läuten, den durfte er nicht trinken. Es ging ihm mit dem Läutewein, wie ehedem mit dem Süle, er mußte ihn verkaufen.

Wer Glück hat, sagt ein Sprichwort, dem geben selbst die Hühner Milch. Zu diesen Glücklichen gehörte mein Kübele nicht, denn ihm gaben nicht einmal seine Reben Wein.

Blutwenig aber gut, war stets die Note seines eigenen Herbstes. Der alte Posthalter von Friedrichshafen kaufte ihn. Allein das wenige Geld reichte nicht zum „Zinsen" und zum Pachtzahlen. Drum mußte noch der Läutewein verkauft werden, und der arme Sakristan trank — Lire.

Ich aber gab ihm manchen Trunk von dem Zehntwein, den er so uneigennützig in meinen Keller gesammelt hatte, und verschaffte ihm bald nach dem Herbst noch einen guten Abend.

Alljährlich an einem Sonntag im November, nach dem Lindauer Jahrmarkt, kommen aus dieser bayerischen Seestadt, dem deutschen Venedig, Wesen den See herunter — ohne Hände, Augen und Füße, ohne Reiz und Schönheit, Wesen, in einen Sack gebannt, den ein bayerischer Matrose aus dem Schiff dem „Anbinder" am Hangouer Landungsplatz zuwirft.

Es sind Lindauer — Schüblinge, dicke, große Würste, die einmal im Jahre fast aller Hangouer Herz erfreuen.

Merkwürdig ist, daß die beiden Seestädte Friedrichshafen und Lindau sich nicht etwa durch Fischdelikatessen, sondern durch Fleischpräparate auszeichnen, und zwar der schwäbische Hafenplatz durch Bratwürstle, der bayerische durch Schüblinge.

Beide Wurstsorten sind eine Art Wahrzeichen der genannten Städte, und es werden am Obersee unendlich mehr Würste als Fische gegessen.

In der Wirtschaft am See, beim Zeller, versammeln sich am Abend jenes Novembersonntags die Männer von Hange und essen Schüblinge. Und wenn ich meinem Sakristan eine Mark gab, ging er freudig auch dahin und zählte

den Schüblingabend zu den besseren Jahrestagen seines Daseins.

Man sagt so oft, es sei eine Kleinigkeit, was Kinder freut. Aber weil die großen Menschen im Volk eben auch genügsam sind, wie Kinder, genügt ein Lindauer Schübling, um einen armen Mesner und Rebmann zu erfreuen. —

Vornehme Leute haben Pflichten. Mein Sakristan war ein geistig vornehmer Mensch, darum kannte er auch die Gepflogenheiten besserer Leute.

Und so gab er denn am Schlusse des Jahres selbst ein Freudenfest in seiner Hütte und zwar den Buben, die ihm und mir das Jahr über in der Kirche behilflich waren.

In der heiligen Nacht — in aller Frühe um 4 Uhr fangen in Hange alle Glocken zu läuten an und läuten in drei Absätzen eine halbe Stunde lang.

Der Mesner und seine Buben hängen mit Macht an den Glocken und wecken so die schlafende Dorfmenschheit, damit sie beizeiten des hochheiligen Tages gedenke.

Man heißt dies Läuten „Schröckelütte"[1].

Und wer in jener Stunde unter dem Fenster steht und die Glocken der Christnacht von allen Winden her über den See erklingen hört, betet gern „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden".

Vom Schluß dieses Geläutes bis zum „Hirtenamt" in der Kirche vergeht eine Stunde, und diese benützte der große Kübele, um den Meß- und Läutebuben eine Freude zu machen. Er nahm sie heim in seine festlich beleuchtete Hütte und stellte ihnen Kaffee, Würste und Wein vor, er, der arme Mann, der oft kaum die Pfennige besaß, um die Würste zu kaufen.

Selbst die Meßknaben fühlten mit der Zeit, daß es den noblen Mesner zu hart ankam, und dankten für die Einladung.

Zum Glück war diese Bescherung beim Sakristan die einzige materielle Kinderfreude des heiligen Tages. Und

[1] Schrecken- Aufschrecken-Geläute.

so sehr die Hangouer mit der alten Tracht manch' alte Gebräuche vergessen haben, den Weihnachtstag hielten sie noch zu meiner Zeit in alter, stiller, heiliger Art ohne den Flitter und Kram der Christbäume, bei denen Jung und Alt an alles eher denken, als an die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Das „Christkindle" ist da weiter nichts als der Name für die Geschenke, die man erwartet und erhält.

Die Hangouer, und das lob' ich an ihnen, haben für die Kinder noch den alten, schönen „Klosetag" am 6. Dezember. Da macht der Dorfbäcker eine große Anzahl gebackener Männer, in satyrischer Art „Schwyzer" genannt. Diese Schwyzer bilden die Hauptfreude der Kinder am Nikolaustag.

An Weihnachten wünscht sich alles in tiefsinniger und tiefreligiöser Art „des Christkindles Herz". Und ich kämpfte jeweils mit Tränen, wenn ich am frühen Morgen zum Hirtenamt in die Sakristei trat und der Mesner und die Buben mir als Weihnachtsgruß zuriefen: „Herr Pfarrer, wir wünschen Euch 's Christkindles Herz!" —

Wen das Glück einmal erfaßt hat, den läßt es nicht leicht los, und das Unglück macht es ebenso. Meinem Sakristan hatte die Parze bei seiner Geburt ein Unglückshemd gesponnen, und das trug er all' seine Lebtage.

Meinem Kübele spann sie Unglück und spann fort und fort bis zu seinem Tod, und immer härter und härter wurden ihre Fäden. Er war arm, er sparte, wie selten ein armer Mann sparen kann, opferte seinen ganzen Mesnerlohn seinen Gläubigern ehrlich und treu, und doch wäre ihm ein zweites Mal Hab und Gut genommen worden, wenn er nicht seine Schulden samt Hab und Gut auf junge Schultern abgeladen hätte.

Er gab seinem Sohne, dem kleinen, breitschulterigen klugen Benni, Haus, Gut und Schulden. Für sich und die Kreszenz behielt er nur eine Kammer als dürftige Wohnung. Er aß und arbeitete mit dem Benni und warf seinen Sakristansgehalt ehrlich und treu in das Hauswesen desselben ein.

Aber der Benni machte einst eine lustige Fastnacht mit, erkältete sich, wurde krank und für immer unfähig zu schwerer Arbeit. Jetzt war der Kübele wieder um eine Hoffnung ärmer, aber er ertrug auch dies mit stoischem Heldenmut. Keine Klage, kein Jammern kam je über seine Lippen.

Er verheiratete nun seine jüngste Tochter, das „Rosele“, an einen braven, jungen Maurer namens Gyger und gab diesem seine Habe und seine Schulden. Doch auch hier schlug's ihm fehl. Kaum ein Jahr später kam er eines Morgens und rief mich zu einer Sterbenden — es war seine Tochter, das Rosele. Ich wollte allein gehen; aber stark wie ein Vater, der das Todesurteil an seinen eigenen Kindern vollzieht, wollte er als Mesner mit, wie immer.

Tief ergriffen kniete er in der Sterbekammer seines Kindes, aber wie ein Riese, der sich niederbeugt, um eine Last sich aufladen zu lassen, die getragen werden muß.

Das Rosele starb, still und gottergeben. Aber auch jetzt noch kein Wort der Klage vom Vater. Nur eines sprach er, als wir am Nachmittag auf unserer Bank saßen und ich ihn beglückwünschte zu seiner Seelenstärke und seiner Gemütsruhe: „Herr Pfarrer, ich muß ein besonderer Mensch sein, daß alle Unglückswasser mich nicht ersäufen können.“

Und als ich ihn einen wahrhaft christlichen Philosophen nannte, meinte er: „Was ein Philosoph ist, weiß ich nicht. Ich denke mir aber unter einem solchen einen Herrn, und Herrenleute ertragen nicht so viel, wie unsereiner.“

Ganz richtig. Das Volk sieht das Leben allermeist nur von seinen rauhen Seiten, es hat dazu stärkere Nerven, aber auch lebendigeres Christentum, als die meisten Herrenleute, und trägt deshalb des Schicksals Schläge unendlich geduldiger und heldenmäßiger als die größten Philosophen der alten und der neuen Zeit, selbst wenn sie stets nur Weltschmerz predigen.

Einem Schmerz gab er aber in jenen Tagen doch einmal kurzen Ausdruck. Er hatte gehört, der Pfarrer Ullmann, der

ehemalige Revolutionsprediger, sei aus Amerika zurückgekommen und privatisiere im nahen Meersburg.

Strahlend teilte er mir diese Neuigkeit mit und zugleich seinen Entschluß, dem alten Kampfgenossen für Freiheit einen Besuch zu machen. Ich riet ihm zu.

Er ging, kam aber enttäuscht zurück.

Am Abend erzählte er mir in unserer Ecke, wie der alte geistliche Revolutionsredner unangenehm berührt gewesen sei durch das Erscheinen seines begeistertsten Zuhörers und nur ungern von jenen Tagen gesprochen habe.

Ich ging sofort scharf ins Gericht mit dem ehemaligen Revolutionsmann, der seinen Kollegen und die Erinnerung an die Zeit, welche beide miteinander verlebt hatten, verleugnete.

War es auch ein Irrtum, ein Wahn — aber es war ein Wahn, der beglückte in dem Glauben an Freiheit und Volkswohl — dem beide gehuldigt, so durfte doch der verführende Volksredner den verführten Rebmann nicht ansehen, als ob beide Genossen eines Verbrechens gewesen wären, von dem man am liebsten schweigt.

Ich hab' es deshalb dem greisen Pfarrer nie vergessen, daß er meinen idealen Sakristan, dem die Erinnerung an jene Zeit noch den harten Lebensabend verklärte, so kalt empfangen hatte. Und so oft ich an seinem sonnigen Häuschen vorüberging auf der Höhe von Meersburg, hatte ich gegen die Versuchung zu kämpfen, einzutreten und meinen Sakristan zu rächen. Der alte Herr starb, ehe ich meiner Versuchung erlag. Ich kam nie mit ihm zu reden.

Der gute Kübele nahm die Sache nicht so lange tragisch, wie ich. Er war schon größere Enttäuschungen im Leben gewohnt und verzieh mit Leichtigkeit dem alten Genossen, der ihn so kurzweg abgeschüttelt — ihn, den armen Mann mit dem Herzen des Kindes, das immer froh ist, wenn es nur keinen Hunger leiden muß.

Doch auch der Hunger klopfte schließlich noch an die Lebenstüre des Alten.

Eines Tages erklärte er mir, sein Amt als Mesner aufgeben zu müssen, da er demselben nicht mehr nachkommen könne. Sein Fuß mache ihm immer mehr Schwierigkeiten, er lasse ihn nicht mehr auf den Turm steigen und kaum mehr ohne Stock gehen. Ich riet ihm ab, sein einziges, sicheres Brot aufzugeben, und verhieß ihm jede Nachsicht.

Er dankte, daß ich ihm seit langer Zeit so viel nachgesehen, und bat, ihm zu willfahren mit der Vergünstigung, daß sein Schwiegersohn, der Mann des verstorbenen Rosele, ihm nachfolge, weil Benni, der Sohn, krank und unfähig sei.

Der brave Mann, der seiner Tochter nichts hatte geben können, wollte seinem Schwiegersohn wenigstens das Amt des Sakristans zukommen lassen.

Wir schieden, weil und wie er's gewollt.

Es ging nicht gar lange, da hinkte er eines Tages hinter meinem Haus her über den Kirchplatz, auf dem ich stand, matt vor sich niederschauend.

Es war sein letzter, schwerer Gang im Leben — der Gang auf die Gemeindestube, um sich als Gemeindearmer anzumelden, weil seine Kinder ihn nicht erhalten könnten.

Die Gemeinde Hagnau ist arm, aber den alten Mesner ließ sie nicht hungern, den Mann, der so manches Jahr Leid und Freud vom Kirchturm verkündet und am Sonntag die Litanei in der Kirche so schön gebetet hatte. Sie warf ihm täglich 30 Pfennig aus zum Lebensunterhalt, und um diese nahm ihn der Gatte seiner ältesten Tochter, der „Nänni", an seinen Tisch und in seine Hütte auf.

Dieser Schwiegersohn, Hanne Dimmeler, war der brävsten Bürger einer, aber arm wie eine Kirchenmaus. Als ich ihn einmal eines Tages im Frühjahr in seinem Weinberg traf und die Bemerkung machte, daß die Reben schon „weinten", meinte der Hanne: „Isere Räbe wuinet über isere Schulde."[1] Und zu diesem schuldbeladenen Hanne zog nun der große Sakristan,

[1] Unsere Reben weinen über unsere Schulden.

fort aus seiner Hütte, fort von Weib und Sohn, die noch ärmer waren als der Hanne.

Aber auch diesen letzten Schlag trug der Philosoph mit unerschütterter Geduld. Täglich hab' ich ihn bei meinem Mittagsgang durchs Mitteldorf gesehen — als Kindsmagd. Er trug und führte seine Enkel, Hannes Sprößlinge, vor der Hütte am Dorfbach hin und her oder er saß am Fenster, ein Kind auf dem Arme und die Weltgeschichte von Becker, in der er immer noch las, vor sich.

Zufrieden und lächelnd grüßte er mich jeweils, der Dreißig-Pfennig-Pensionär der Gemeinde.

Einsam saß ich fortan auf der Bank; denn ihn konnte ich nicht mehr allein haben, und mit schreienden kleinen Kindern wollt' ich ihn nicht. Die Kinder aber mußte er allzeit des Tags um sich haben, weil der Hanne und die Nänni in Feld und Küche zu tun hatten.

Gelernt hab' ich doch noch von ihm, so oft ich ihn sah, glücklich auch als Kindsmagd, wenn auch als philosophierende. Und daß er bei diesem geistlosen Geschäft philosophierte, bewies er mir.

Ich pflegte, wie eben gesagt, seitdem unsere Sitzungen aufgehört, nach Tisch durchs Mitteldorf hinaus in meine Reben zu spazieren. Da sah ich den Alten fast jedesmal, und er gab mir bisweilen einige Leuchtkugeln seines Philosophierens auch als Kinderhüter.

So fragte er mich einmal, wie es komme, daß er und sein ehemaliger Freund und Revolutionsgenosse, der Fidel Ganter von Immenstaad, so arm geworden seien, daß die Gemeinden beide erhalten müßten, während andere Revolutionsmänner, die viel mehr politisiert hätten als er und der Ganter, wieder zu Ehren und Ansehen gekommen seien?

Es könne, so meinte er, sein und Ganters Los nicht wohl eine Strafe Gottes sein, da es dem Pfarrer Ullmann und dem Hecker selbst wieder gut gehe und beide ein Herrenleben hätten, während der Ganter als Bettler bereits gestorben sei und er ein Bettlerleben führen müsse.

Ich machte ihm nun den Begriff „des Kampfes ums Dasein" klar und wie ihm, dem armen Rebmann, stets auf der gleichen Scholle lebend, in diesem Kampf nicht die geistigen und materiellen Mittel zur Seite gestanden wären, um nach der Revolution wieder emporzukommen, wie dem Pfarrer Ullmann und dem Advokaten Hecker.

Gott, dem die Armen viel lieber seien, als die Reichen, habe aber ihn, seinen armen Konrad, mit einer Zufriedenheit begnadigt, die weit mehr wert sei, als die höchsten geistigen Mittel im Kampf ums irdische Dasein.

Jetzt lächelte er. Der Kampf ums Dasein leuchtete ihm ein, und die Gewißheit, daß er von Gott nicht gestraft werde wegen seines Freiheitsdranges, beruhigte ihn vollends.

Ein andermal interpellierte er mich über eine psychologische Frage. „Ich träume," so erzählte er, „in letzter Zeit so oft, und da ist's mir, wenn ich darüber aufwache und über den Traum nachdenke, als ob meine Seele mit mir altem Mann ihren Spott triebe. Bald träumt es mir, ich sollte am Morgen Betzeit läuten und ich finde meine Kleider nirgends beim Aufstehen oder ich eile in den Kirchturm, aber die Glockenseile fehlen. Oder ich finde einen Haufen Geld, und wie ich in der Freude des Herzens dasselbe zählen will, wache ich auf und bin blutarm wie zuvor. Ist das nicht alles so, als ob mein Geist mich zum besten habe?"

Ich erklärte ihm zunächst, daß nur geistig regsame Menschen oft träumen, und zu denen gehöre eben auch er. Und wenn der Geist seinen Spaß dabei treibe, so mache er es andern Leuten gerade so. Unsere Seele sei eben für Humor angelegt, und da ihr das Tagesleben selten Gelegenheit dazu gebe, diese Neigung zu befriedigen, folge sie derselben in der Nacht, wo das Elend des täglichen Lebens sie nicht störe und sie allein arbeiten könne.

So tauschten wir bisweilen noch unsere Gedanken aus, bis die Zeit kam, da auch ich mein Amt in Hange aufgab.

Allein am Sonntag allen Gottesdienst halten und den

ganzen Tag sprechen müssen, ertrug meine Gesundheit nicht länger. Ich wurde am Sonntag immer ein todmüder Mann und blieb es noch die ersten drei Wochentage. Dieser Umstand trieb mich aus dem Paradiese Hagnau fort, fort von einer braven Gemeinde, fort aus dem kleinen Häuschen mit seiner wunderbaren Sicht über See und Berge, fort aus einer himmlischen Ruhe und Einsamkeit.

Ich hätte aber beim Abschied noch gerne ein Andenken an meinen Sakristan gehabt und bat den eben auf seiner Villa im Dorf anwesenden Professor Ernst Zimmermann von München, mir den „großen Kübele" zu malen.

Der Künstler erklärte mir, der Riesenschädel meines Philosophen sei ihm nicht malerisch genug, er wolle mir aber gerne die Kreszenz, sein Weib, malen, die einen künstlerisch viel dankbareren Kopf hätte.

Großen Künstlern darf man bekanntlich nichts vorschreiben, und so bekam ich das Porträt der besseren Hälfte meines Sakristans, der Kreszenz, die mit Freuden dem „Moler" saß, der in wenig Stunden das alte Weib mit seinen scharfen, schneidigen Zügen mit einer Treue wiedergab, die nur Künstlern seiner Art möglich ist. —

Es tat mir der Abschied von jedem Kind im Dorfe weh, aber der von meinem alten Diskurs- und Dienstgenossen ergriff mich wie der von einem intimen Freund.

„Es wäre mir lieb gewesen, Herr Pfarrer," so sprach er, „wenn Sie mich noch hätten begraben können. Ich dank' Ihnen nochmals für alles Gute und für die Nachsicht in meinem Dienst. Und wenn wir uns nimmer sehen sollten im Leben, so wollen wir hoffen, daß wir einander im Himmel wiedersehen."

Ich vergaß den Alten auch in der Ferne nicht und schickte ihm gelegentlich immer wieder ein paar Mark zu einem Trunk. Unter Tränen nahm er die Gabe jeweils in Empfang, wobei ihm meine Erinnerung an ihn noch mehr Freude machte, als das Geld selbst.

Kurz vor seinem Tode ließ er mir schreiben, „er sehe mit Zufriedenheit und unter Vorbereitung für das Ewige seinem Lebensende entgegen".

Ich ahnte, daß er nicht sterben würde wie gewöhnliche Leute, und ließ mir deshalb über sein Ende genau berichten. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er zuerst den Pfarrer kommen, und als der fort war, alle seine Kinder — die Mutter war wenige Monate zuvor gestorben — und bat sie um Verzeihung, daß er sie als Kinder eines armen Mannes in der Welt zurücklasse. Er sei unschuldig an ihrer Armut, und den Vorwurf, welchen ihm die Mutter einst, da er aus der Strafanstalt kam, gemacht, daß er ein Lump sei, habe er nicht verdient. Er verzeihe der Mutter, die schon drüben in der Ewigkeit sei, aber die Kinder sollten auch ihm, dem Vater nichts nachtragen, ihm die Ruhe im Grabe gönnen und nicht schlimm über ihn reden, wenn er tot sei. —

Wenige Stunden vor dem Tode verlangte er noch zu trinken. Da ein echter Rebmann selbst auf dem Todbett kein Wasser trinkt und kein Wein im Hause war, so reichte man ihm einen Krug Most. Den trank er, und da der Tod heftig in ihm fieberte, verlangte er bald wieder zu trinken.

Jetzt taten sie dem durstgequälten Manne Wasser in den Most. Er trank, merkte den frommen Betrug beim ersten Schluck und sprach: „Unserm Herrn hat man beim Sterben Essig und Galle gereicht, Ihr mischt mir Wasser in den Most."

Dann wandte er sich abseits von den Umstehenden gegen die Wand und starb.

Am 6. März 1888 haben sie zu Hange auf den Kirchhof, auf welchen wir beide so manchen Toten begleitet, einen großen Mann getragen, groß, weil er groß dachte und kein Ungemach groß genug war, um ihn unglücklich zu machen.

Gar oft in stillen Stunden des Tages und der Nacht gedenke ich heute noch wehmütig der schönen Zeit, die ich im lichten Sonnenschein mit meinem Sakristan verplauderte im

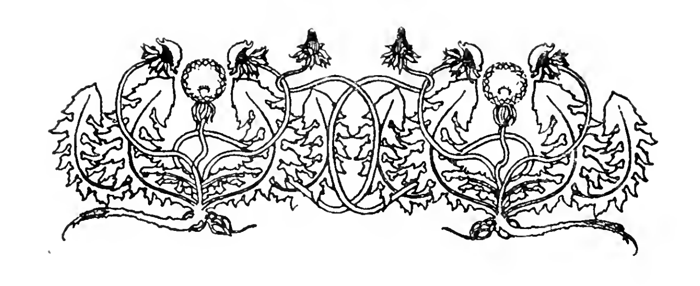
Angesicht von See und Alpen — auf der einsamen Bank in der einsamen Ecke hinter der Kirche im einsamen Dörfchen. —

Der See schlägt heute noch seine Wellen an die Ufer unter der Kirche, wie ehedem, die Bank in der Ecke aber ist verschwunden — verschwunden sind auch, die einst dort saßen im Zwiegespräche.

Ich war im Frühjahr 1895 wieder einige Stunden in Hange und besuchte auch die Ecke, in der mein Sakristan und ich so oft beisammen gesessen. Aber auch sie war verschwunden. Eine „Lourdesgrotte" füllt ihren Raum aus, und wo wir beide einst geplaudert, wird jetzt gebetet.

Das Plätzchen hat also eine Verbesserung erfahren, und bald wird niemand mehr im Dorfe daran denken, daß hier in dieser Einsamkeit einst ein Pfarrer und sein Sakristan glückliche Stunden verbracht haben. —





Unsere Dorfschneider.

1.

Die Poesie der Dorfschneider ist in allen jenen Gegenden, in welchen die schönen Volkstrachten, zum Schaden von Staat und Gesellschaft, verschwunden sind, längst dahin, so auch am Bodensee.

Das Landvolk kauft seine neumodischen Kleider gemacht, meist vom Hause Israel, welches, wie ein Israelit vor Jahren in Karlsruhe ankündigte, die „Leiber der Germanen kleidet", aber auch durch den von ihm beherrschten Frucht- und Viehhandel nährt und speist.

Und doch war die alte, seit fünfzig Jahren verschwundene Volkstracht am schwäbischen Meer eine gar schöne, der schönsten eine in den schwäbischen Landen.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Hange konnte man an Fastnachtstagen noch ein oder die andere Maske in alter Tracht im Dorf herumspringen sehen. Und als ich zum erstenmal so eine Frau in alter Seetracht erblickte, tauchte mir hell eine Kindeserinnerung auf.

Der Amtsrevisor Zamponi, welcher in meiner Knabenzeit in Hasle fungierte, hatte eine alte Magd mitgebracht vom Bodensee, und diese trug die Tracht der Seeschwäbinnen,

eine silberne „Radhaube", ähnlich einem aufgestellten Pfauenschwanz, ein blaues Tuchmieder, dazu ein farbenschillerndes Seidentuch und einen faltigen, kurzen Tuchrock.

Die Marianne machte mit ihrer Radhaube ein kolossales Aufsehen unter Jung und Alt im Städtle. Ich sehe sie jetzt noch vor mir, die Alte, wie sie in ihrem Sonntagsstaat und mit ihrem roten, freundlichen Gesicht gravitätisch an meinem elterlichen Hause vorbeischritt in die Frühmesse, angestaunt von uns Kindern und von den Bauersleuten, die mit ihr der Kirche zugingen.

An hohen Feiertagen trugen die Frauen am See gar eine goldene Radhaube, und die Dorfkirchen am schwäbischen Meere hin sahen in jenen Tagen sicher malerischer aus an Sonn- und Festtagen, als heute, wo die Mädle alle die Ladenhüter zur Schau tragen, welche die Putzmacherinnen in Konstanz und Meersburg ihnen überlassen haben, um sie nach der „Moddi" zu kleiden.

Die „Mâne"[1] am schwäbischen Meer kleideten sich in alter Zeit und bis herauf in die fünfziger Jahre in einen langen, blauen oder hechtgrauen Tuchrock und in samtne oder lederne Kniehosen mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Auf dem Haupte saß der Dreispitz, und die Brust deckte die stramme Tuchweste mit den berühmten vierundzwanzig Knöpfen.

Diese Knöpfe aber hatten nicht bloß die Bestimmung, sich morgens zu- und abends aufknöpfen zu lassen, sondern sie waren in jener guten, alten, ehrlichen Zeit auch die Zähltafel für die Schoppen am Sonntag.

Vom Frühjahr bis zum Herbst hatten die alten Rebleute am See kein Geld mehr, wohl aber mit der Sommerwärme zunehmenden Durst und an Sonntagen Lust, ihn im Wirtshaus zu löschen. Im Adler und im Löwen z' Hange gab's aber für jeden Rebmann Kredit bis zum Herbst, und so saßen denn die Mâne an Sonntagen beim Wein und tranken,

[1] Männer.

tranken und zählten ihre Schoppen, indem sie bei jedem einen Knopf am Brusttuch, unten anfangend, aufmachten.

War einer, was nicht selten geschah, oben draus mit dem Aufknöpfen und hatte er den vierundzwanzigsten Knopf aufgemacht, so wurde von oben an zu zählen begonnen, indem man bei jedem Schoppen einen Knopf zumachte.

War der Durst gestillt, so gab der Trinker dem Wirte ehrlich und redlich die also gewonnene Zahl der Schoppen an. Dieser glaubte dem Zecher aufs Wort und schrieb die Zeche ins Buch. Im Herbst bekam er dann für sein Guthaben Wein oder nach dem Herbst bares Geld.

Jene guten Zeiten, wo der Mann im alten Häs in alleweg weit mehr Kredit hatte als heute der modisch gekleidete Bauers- und Rebmann, sind vorüber, vorüber ist aber auch, wie schon gesagt, mit der alten Tracht die Poesie der Dorfschneider.

Diese waren in jenen vergangenen Tagen respektierte Leute. Kamen sie an Sonntagen mit dem einen oder andern ihrer Kunden in das benachbarte Städtle, um Tuch zu kaufen zu einem neuen Häs, so respektierte sie der Krämer; er gab ihnen nicht bloß die besten Worte, sondern servierte ihnen auch Wein und Brot, damit sie wiederkämen mit ihren Buren und Reblüten. Kamen sie dann in die Häuser der letzteren, um die Kleider zu machen, so waren sie geehrt von Mann und Wib und in Essen und Trinken gar wohl gehalten.

Heute sind die Dorfschneider in all' jenen Gegenden, in denen die Volkstracht gewichen ist und die Kleider fertig gekauft werden, herabgesunken zu Flickschneidern. Die Arbeit außerhalb des Hauses, auf der „Stör", hat längst aufgehört, und einsam sitzen die Schnider daheim in ihren Stuben und flicken oder machen, wenn's gut geht, ein Paar Werktagshosen oder einem Schulbuben ein neues Gewand aus seines Vaters altem Rock.

Von einem Gesellen, ja nicht einmal von einem Lehrbuben ist auch nur mehr die Rede, und die alten Dorfschnider sterben aus, ohne Jünger zu hinterlassen.

Doch unsere Dorfschneider, nämlich die von Hange zu meiner Zeit, sollen nicht gestorben sein ohne Nachruf. Keiner verdient es, unbeschrieen vergessen zu werden; denn alle drei waren Originale in ihrer Art, der „Thomme", der Bock und der Wegis.

Der Thomme war mir nicht bloß Leibflickschneider, sondern noch viel mehr, er war auch mein Freund und mein „Landsmann".

Eines Morgens gleich nach meiner Ankunft in Hange wartete auf mich nach dem Gottesdienst vor der Kirche draußen, ein älterer, schmächtiger, mittelgroßer, blasser Mann mit blauen Rundaugen, einem bartlosen Gesicht, einer großen Schildkappe auf dem Haupte und einem langen, braunen Rock am Leibe.

Er stellte sich mir vor als den Schneider Ludwig Thoma und mein Landsmann; er sei von Elze. Ich freute mich, am östlichsten Ende unseres Ländchens einen Elzacher zu finden, ein Kind jenes einsamen Schwarzwaldstädtchens, der Nachbarin von Hasle, über das mich mein Weg in die Ferien als Student so oft geführt, und wo ich die letzten Schoppen trank, ehe ich den Berg hinaufschritt über die Wasserscheide von Elz und Kinzig.

Von jenem Morgen an wurden der Schneider Thomme und ich mehr und mehr gut Freund. Er wohnte im „Oberdorf" in einem kleinen Häuschen am Dorfbach, über dem des Schniders eigene Reben sich erhoben. So oft ich dort fortan vorüberging und er nähend auf seiner „Hölle" saß, das Weinglas und die Tabaksdose in nächster Nähe, redeten wir miteinander, und gar oft hab' ich ihn an Werktagen von der Schneiderei weg verführt zu einem Spaziergang.

Und so oft wir dann durch den Ittendorfer Wald wandelten, redeten wir von Elze und von Hasle, vom Kinzigtal und vom Schwarzwald, von der Jugendzeit und von der Heimat. Und wenn wir auch immer das Gleiche besprachen, 's war immer neu und immer schön. Er aber war meist der Erzähler und ich der Frager und der Horcher.

Sein Vater war ein Seiler in Elze gewesen, und des 1810 geborenen Sohnes früheste Erinnerung das Vergnügen, dem Seilervater auf der Seilerbahn den Haspel drehen und zuschauen zu dürfen, wie der Vater und Meister, rückwärts wandelnd, seine Seile flocht.

Schon mit dieser Anfangsperiode aus seinem Leben weckte in mir der alte Schneider eine Summe von Glühlichtern aus meiner eigenen Knabenzeit, wo unweit vom Vaterhaus in der Vorstadt der „alt' Seiler", der auch Thoma hieß, amtierte. Seine Seilerbahn ging am eigenen Garten hin, und den Haspel drehte ihm seine Tochter, eine ältere Dame billigster Denkungsart, die „des Seilers Nanne" hieß.

Aber die Nanne mußte zwischen hinein kochen, da der alte Seiler keine Frau mehr hatte. Da durften wir Nachbarsbuben dann eintreten und dem Meister den Haspel „drillen".

Der aber, ein greiser, großer Mann mit bartlosem Gesicht, das kleine, dunkle Augen und eine scharf gebogene Nase gar nicht unschön machten, wurde teufelswild, wenn wir zu schnell haspelten und er nicht nachkam mit dem Drehen seines Hanfes.

„Ihr Malefizbuabe," rief er dann von der Seilerbahn herauf, „wißt ihr nicht, daß ich ein alter Mann bin und ein Seiler kein Schnider ist und im Laufen sein Brot verdienen muß, während der Schnider es im Sitzen erwirbt."

Waren wir brav und drillten wir zu seiner Zufriedenheit, so schenkte er bisweilen jedem eine Geißel, deren er gar viele und schöne in seinem Seilerladen hängen hatte. Aber dann bat er sich's aus, nie zu „klepfen", wenn er auf der Seilerbahn arbeite, denn das schlage ihm alle Gedanken aus dem Kopfe.

In seinem Garten stand ein schöner Birnbaum, der jeden Sommer Früchte trug und den wir alljährlich, so gut es ging, plünderten. Da gab's dann Feindschaft zwischen uns und dem alten Seiler. Er drohte jeden aufzuhängen, den er erwische. Aber wir wußten, daß weder er, der alte, langsame Mann, noch seine Nanne imstande wäre, einen von uns zu fangen.

Doch ersetzte ich ihm den Schaden im Garten so gut ich konnte. Weil ich mit allen einheimischen und fremden Fuhrleuten verkehrte, wurde ich besonders von den letztern, die talauf talab zu allen Zeiten des Tages ins Städtle einfuhren, oft abgeschickt, um Treibschnüre, Seile oder Geißeln zu holen. Da ging ich nun gar nie zum Seiler Hämmerle bei der Kirche droben, sondern hinaus zum alten Seiler in der Vorstadt.

Dadurch gewann ich sein volles Vertrauen, und er sprach mich jeweils frei vom Verdacht, an seine „Bire gegangen zu sein“.

Um meiner Verdienste willen holte aber auch die Nanne alle ihre Groschenlaible bei meinem Bäcker-Vater so lange, bis des Seilers eigener Sohn aus der Fremde kam und unter dem Namen „der Seilerbeck“ selbst Brot machte.

So oft nun der alte Schneider am See von seinem Seiler-Vater und vom Haspeldrillen redete, strahlte mir die Sonne von Hasle über dem alten Seiler, über seiner Nanne und über dem „Birebaum“, und ich sah mich jung und mutwillig und birnengelüstig neben ihnen stehen. —

Der Schneider Thomme erzählte aber weiter, wie er noch als Schulbub mit seinem Vater und mit dem ältern Bruder Michel, alle drei mit Seilen und Geißeln beladen, über den Berg wandern durfte zum Jahrmarkt nach Hasle, wo sie feil hielten, was der Vater auf der Seilerbahn z' Elze gesponnen und die Buben gehaspelt hatten.

Auf dem Jahrmarkt aber ging dem kleinen Seilerbub eine große Welt auf, und er meinte unter den vielen Menschen, die kamen und gingen, aßen und tranken, kauften und verkauften, im Himmel zu sein, weil er „Wecken und Wi“ bekam zu all' dem Schauspiel.

Und wenn sie einen „guten Markt gehabt“, trank der Vater ein „Schöpplein über den Durst“ und war auf dem Heimweg übers Gebirg lustig und heiter wie nie.

Noch mehr denn fünfzig Jahre später, wenn der Meister Thoma droben am Bodensee im Ittendorfer Wald mir, dem

Haslacher, vom Jahrmarkt in Hasle erzählte, sprach er mit kindlicher Begeisterung von jenen Tagen und meinte, „so schön sei es jetzt nicht mehr, wie damals“. —

Den Grund, warum es ehedem schöner gewesen, konnte seine Schneiderseele nur ahnen, aber nicht aussprechen. Ich gab ihrer Ahnung Worte und machte dem Alten klar, daß er damals im Kinderhimmel gelebt habe, jetzt aber in der „Schneiderhölle“.

Stundenlang konnten wir uns Episoden vom „Johrmärkt z' Hasle“ erzählen und wurden dabei wieder jung. Und wenn wir spät am Abend vom „Stetthuimer Bichel“ herabgestiegen waren und bei der „Krizstroß“ im Oberdorf uns verabschiedeten, sprach er: „Guat Nacht, Herr Pfarrer, 's isch aber hüt do wieder schö gsi.“

Öfters aber verabschiedeten wir uns nicht, sondern ich lud ihn ein, wenn er seinen Abendkaffee getrunken, nochmals herabzukommen ins Pfarrhaus und mit mir einen Trunk zu tun. Dann wurde noch weiter „gehaslachert“ und „geelzachert“ bis in die späte Nacht hinein.

Bewegte Freude ihn, wenn er vom Haslacher Jahrmarkt erzählte, so ergriff ihn Stolz, wenn er auf seine Schuljahre zu reden kam. Des Seilers Ludwig war der Liebling des Lehrers Egle, nicht bloß weil er „hauptmäßig“ rechnen und „wie gestochen“ schreiben, sondern weil er auch den Lehrer im Notfalle vertreten konnte. Dieser war Ratschreiber der Stadt Elzach und mußte oft aus der Schule weg, und da spielte dann der Ludwig den Präzeptor, ließ lesen, schreiben und rechnen und hielt eine so musterhafte Ordnung, daß der Lehrer ihm jeweils das größte Lob erteilte; ein Lob, von dem er mehr als ein halbes Jahrhundert später noch mit Hochgefühl redete.

Wohl hundertmal kam er auf seinen vorübergehenden Lehrerstand zurück, und wenn ich ihm dann gestand, ich hätte in der Schule einen gar bösen Stiefel geschrieben und fast nichts vom Rechnen verstanden, dann wurde er stolz. Er kannte ferner in seinen alten Tagen alle sonntäglichen Evangelien

des Jahres auswendig in ihrer Aufeinanderfolge und ich nicht. Das machte ihn noch stolzer, und leuchtenden Auges sprach er öfters: „Sie werden glauben, daß, wenn ich g'studiert hätte, ich es noch weiter gebracht hätte als Sie." Ich säumte nie, ihm das zu bestätigen. Und wenn wir an jenen Abenden, an denen ich ihm bestätigt hatte, daß er gescheiter sei als ich, vom Spaziergang zurückkehrten, so steigerte er sein Wohlgefallen an unserer Unterhaltung durch die Worte: „Es war heut' herrenmäßig schön."

Voll Selbstgefühl ging er dann seinem Schneiderhäuschen zu und dachte sicher jedesmal bei sich: „Eigentlich sollt' ich Pfarrer und unser Pfarrer sollte Schneider sein, denn ich habe besser schreiben und rechnen gelernt in der Schule und kann selbst die Evangelien besser, denn er." —

Als die Schuljahre des jungen Elzacher Seilerbuben um waren, da galt es, ihm einen Beruf zu geben, und er ward, da der ältere Bruder Michel des Vaters Nachfolger werden sollte, zum Schneider bestimmt. Nach solchen Leistungen in der Schule ein Schneider, das wollt' ich anfangs nicht begreifen, aber ich begriff es sofort, als er mir seine „geheimen Absichten" bei der Wahl dieser im allgemeinen nicht sehr respektierten und doch so wichtigen Profession enthüllte.

Auf dem Weg zwischen Hasle und Elze, am Fuße des Gebirgsstockes, der die Flußgebiete der Elz und Kinzig trennt, liegt das Dörfchen Hofstetten, meine vieljährige Oase des Friedens, in der ich diese Geschichte geschrieben.

In Hofstetten aber lebte und wirkte zurzeit, da des Seilers Ludwig nach Hasle auf den Markt ging und dem Elzacher Ratschreiber die Schule hielt, ein richtiger, leibhaftiger Schneider als Lehrer und exzellierte in beiden Fächern und in noch einigen andern.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts nahmen die Bauerngemeinden des Schwarzwaldes ihre Schulmeister, wo sie dieselben fanden. Wer gut lesen, schreiben und rechnen

konnte und Lust hatte, es andern beizubringen, der ward Meister in der Schule. Und das war recht.

So wählten die Kinzigtaler Buren unter der Elzacher Eck ihren Schneider Denzlinger zum Schulmeister. Der gab aber deshalb seine Schneiderei nicht auf, sondern schneiderte unverdrossen vor und nach der Schule. Er hielt sich einen Gesellen, der in aller Frühe hinausging zu den Buren und auf den Höfen die Woche über schneiderte. So oft aber der Meister mit dem Schulhalten fertig war, eilte er dem Gesellen nach und arbeitete mit ihm in Herstellung der alten Bauerntrachten.

Der Geselle hieß Gotthard Klausmann und war aus dem benachbarten Dorfe „Müllibach“ herübergekommen und beim Schneiderlehrer von Hofstetten in Arbeit getreten. Ihm gefiel der Stand seines Meisters, der ob seiner Kenntnisse geachtet war, den alle Buren aufsuchten, wenn sie etwas zum Schreiben oder zum Rechnen hatten und den sie mit Vorliebe als Leibschneider ins Haus aufnahmen, weil er ihnen auch sonst dienen konnte.

Der Gotthard schlug deshalb dem Denzlinger, der keinen Sohn hatte, vor, ihm auch die „Schulmeisterei“ beizubringen. Und nun gab der Meister dem Gesellen an Sonntagen Unterricht im Rechtschreiben, und an Werktagen, wenn beide abends von der Schneiderei aus den Bergen und Tälern heimkehrten, wurden unterwegs Übungen im Kopfrechnen gemacht.

Kaum hatte der zwanzigjährige Gotthard ausstudiert und wußte, was der Meister konnte, so mußte der letztere sterben. Er hatte, da er als Lehrer auch zugleich Sakristan war, eines Tages den Pfarrherrn von Hasle begleitet zur Einweihung eines neuen Hauses in den Bergen droben. Der Bur hatte ihnen Chriesewasser kredenzt und Schinken und Küchle. Der Schneidersakristan tat des Guten etwas zuviel und wurde mutwillig. Als sie drunten im Dorfe ankamen, stand vor dem Wirtshaus zu den „drei Schneeballen“ das Reitpferd eines Bauern. Der Schneider wollte in seinem

Übermut reiten, bestieg den Gaul, der, ahnend, daß ein Schneider ihn benutzen wollte, durchging, den Reiter abwarf und zu Tode schleifte.

Der Schneiderlehrer war tot. „Es lebe der Schneiderlehrer", riefen die Buren unter der Eck und wählten 1815 den jugendlichen Schneidergesellen Gotthard Klausmann zum Lehrer, der, dankbar gegen seinen Meister, dessen Weib zur Frau und dessen zwei Maidle als seine Kinder annahm.

Er blieb natürlich auch Schneider und nahm einen Gesellen, dem er nach der Schule in der Schneiderei half, wie ihm selbst einst der Lehrer Denzlinger. Diesen aber übertraf er in der Schulmeisterei weit und wurde, wie die alten Buren mir noch oft erzählten, der beste Lehrer, den das Dorf je gehabt.

Der Gotthard Klausmann, den ich in meiner Knabenzeit auch noch gesehen, vereinigte nach und nach in seiner Person alle Ämter, die er einnehmen konnte, und war Schneider, Lehrer, Organist, Mesner, Totengräber, Leichenschauer, Akzisor, Ratschreiber und Dorfkrämer, und in allen Stücken ein Meister und Virtuos.

In Gotthards Blütezeit nun fiel die Entscheidung des Seilerbuben von Elze, ein Schneider zu werden. Oft hatte der Seilervater auf der Heimkehr vom Haslacher Jahrmarkt in Hofstetten mit seinem Buben noch einen Schoppen getrunken „in den Schneeballen". Da war öfters von dem Schneiderlehrer Klausmann die Rede oder dieser selbst auch im Wirtshaus gewesen. Bei ihm nun in die Lehre zu kommen und Schneider und Lehrer zu werden, war des Ludwigs Wunsch.

An einem Sonntag in aller Frühe wanderte der alte Seiler von Elze mit seinem Sohn über die Eck nach Hofstetten zum Gotthard und trug ihm den Buben an zum Unterricht in der Schneiderei sowohl als in der Schulmeisterei, in welch letzterer er bereits debütiert hätte.

Doch der Gotthard konnte keinen Lehrling brauchen, da er mit seinem Gesellen stets auswärts arbeitete und man nach

damaligem vernünftigen Zunftgesetz Lehrbuben nicht anlernen durfte in den „Kundenhäusern". Daheim aber hatte er keine Zeit, einen Schneiderlehrling auszubilden, weil der Meister Schule halten mußte. Folglich war's auch nichts mit der Ausbildung zum Schulmeister.

Traurig ging das Seilerbüblein mit seinem Vater über den Berg zurück und nicht ohne Widerstreben zu einem Schneider in Elze in die Lehre, der, ein richtiger „Bureschnider", meist bei den umliegenden Bauern hantierte. Kaum konnte der Kleine ordentlich nach Schneiderart sitzen und die Nadel zur Not führen, so mußte er mit dem Meister hinaus auf die Bauernhöfe.

Gar schön wußte der alte Thomme mir zu erzählen, wie er am frühesten Morgen zu allen Zeiten des Jahres mit seinem Meister, Jakob Göhring, aus dem dunklen Waldstädtle hinauszog auf die Gehöfte. Er trug das Bügeleisen, der Meister Schere und Ellenmaß. Wenn der Tag anbrach und sie noch nicht an Ort und Stelle waren, fingen beide an zu singen, „lauter schöne, fromme Lieder", die man auch in der Kirche sang. Mit Stolz erzählte er, wie die Leute aus den Bauernhäusern am Wege hin aufhorchten, wenn die zwei Schneiderseelen vorbeizogen, der Lehrling die erste, der Meister die zweite Stimme singend.

Auch das erwähnte er mit Behagen, wie die Schneider besser respektiert gewesen seien auf den Bauernhöfen, als die Schuhmacher, und demgemäß ein besseres Essen bekommen hätten von den Bäuerinnen.

Wenn ich ihm dann sagte, das käme daher, daß die Schneider ein Weiberhandwerk trieben und den Weibsleuten besser schwätzen und lügen könnten, als der biedere Schuster, dann wurde er ganz aufgeregt und meinte widersprechend, der Grund sei ein ganz anderer, der nämlich, daß die Schneider „feinere und gebildetere Leute seien als die dreckigen Schuster".

Und in der Tat, der Schneider Ludwig war in seinen alten Tagen noch ein feiner, höflicher Mann, und ich glaubte

es ihm aufs Wort, wenn er mir erzählte, die „Wibervölker" in und um Elze hätten, wo immer er hinkam mit seinem Meister, allzeit geurteilt, „des Schnider Gährings Lehrbua sei der zimpferste[1] Lehrbua in der ganzen Gegend."

Mit Vorliebe ging er in zwei Gegenden um Elze ins Kundenhaus, ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, das erstere eine Waldgemeinde unterhalb Elze und das letztere vier einsame Höfe unweit von der ersteren.

Im Katzenmoos machten die Bäuerinnen den besten „Dummis"[2] und im Kotzenmoos die pikanteste Erdäpfelsuppe, zwei Lieblingsgerichte des angehenden Schneiders.

In kalter Winterszeit blieben die beiden Schneider oft eine ganze Woche im Katzenmoos oder im Kotzenmoos auch über Nacht. Sie gaben dann nach dem Feierabend, während die Wibervölker spannen und die Mannsvölker um den Ofen auf der Bank saßen und rauchten, ein Konzert, indem sie verschiedene Kirchenlieder sangen, wobei die Bäuerinnen und die Maidle noch mitsangen und den Lehrbuben bewunderten, der allein von allen so fest war im Text.

„Wenn mein Meister und ich ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos kamen, war's den Leuten wie ein Festtag und uns Schneidern auch," sprach er manchmal fünfzig Jahre später noch und meinte, die Zeit, da er dem Vater den Seilerhaspel gedreht und im Katzenmoos Dummis, im Kotzenmoos aber Erdäpfelsuppe gegessen und gesungen habe, sei seine schönste Lebens- und Schneiderszeit gewesen. Denn auch unser Ludwig mußte nach vollendeter Lehrzeit kraft der strengen Zunftordnung, die drei Wanderjahre verlangte, hinaus ins „feindliche Leben".

Als „Gesellenstück", auf Grund dessen er von den Zunftmeistern im Löwen in Elze „freigesprochen" worden war, hatte er ein „Sonntagshäs" gefertigt für den Stabhalter von Katzenmoos: eine lederne Stumphose und einen langen Samtrock nebst grüner Tuchweste.

---

[1] Der feinste, eleganteste. [2] Gebäck aus Mehl und Eiern.

Alsbald nach dieser Leistung zog der junge Geselle in die Fremde, an seiner Seite Michel, der Bruder und Seiler. Aber der Schneider machte seinem Stande alle Ehre, indem er beim ersten Eintritt in die Schneiderwelt eine Eigenschaft zeigte, die man den Schneidern mit Vorliebe nachsagt: den Mangel an Courage. Er wollte in keiner Stadt Arbeit suchen aus Furcht, mit seiner Kunst nicht bestehen zu können, da man in Städten wohl nicht zufrieden sein würde mit Schneiderleistungen, wie sie im Katzenmoos und im Kotzenmoos und zur Not auch noch im Städtle Elze genügten.

So wanderten beide von Freiburg bis hinab unter Bruchsal, wobei das Schneiderlein sich nicht getraute, in Städten und Städtchen „umzuschauen", weil er fürchtete, eine Stelle zu finden und sich zu blamieren.

Der Michel wanderte ruhig neben ihm her, fand aber, trotzdem er überall „umschaute", keine Seilerbahn, die eines Gesellen bedurft hätte. So geschehen im Frühjahr 1828.

In dem Dorfe Weingarten bei Bruchsal bekam der Schneider Arbeit, ließ den Michel im Stich und allein ziehen. Doch die erste Frage, die der Schneidermeister an den jungen Gesellen richtete, war für diesen ein Skorpionenstich. Der Meister Zwirn fragte, als der Geselle sein Felleisen abgelegt hatte und sich zur Arbeit anschickte, ob er auch schon „Herrenhosen" gemacht habe, da er, der Meister, viel nach Bruchsal hinein arbeite.

Erschrocken antwortete unser Schneiderlein, die vürnehmsten Hosen, die er gemacht, habe er für den Stabhalter von Katzenmoos geschaffen, aber dieser sei eigentlich kein Herr, sondern ein Bur.

Trotzdem, weil es auf Ostern ging und die Schneiderei pressant war, behielt der Meister vom Bruhrhein den jungen Burenschneider aus dem Elztal, sah aber bald, daß er ihn nicht brauchen könne für seine Kunden in der Stadt „Brusel", die eigentlich damals noch selber nur ein großes Dorf war.

Nach den Feiertagen bekam der gute Ludwig Feierabend. Unverdrossen nahm er sein Felleisen auf den Rücken und zog wieder landaufwärts über Freiburg, Basel und Schaffhausen nach Konstanz, ohne daß irgendwo ein Dorfschneider seiner bedurft hätte.

Jetzt war die Not groß und das badische Vaterland am Ende. In die nahe Schweiz wäre der Ludwig um keinen Preis gegangen, obschon es keine Kunst ist, „Schwyzerhosen" zu machen. Ratlos stand er drum am schwäbischen Meer. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Es fiel ihm ein, daß sein Meister in Elze ihm oft erzählt habe von einem Lehrbuben, den er einst gehabt, der aus dem Katzenmoos gebürtig gewesen sei und jetzt in einem Dorfe bei Meersburg am Bodensee sich niedergelassen habe.

Diesen Katzenmooser Dorfschneider beschloß der Ludwig jetzt in der höchsten Not aufzusuchen und um Arbeit anzugehen. Er besteigt ein Segelschiff nach Meersburg. Unter den Passagieren sind Landleute vom „See drüben", die heimfahren vom „Konstanzer Märt". Er fragt einen nach dem „Schnider Pfaff us'm Katzemoos". Der Gefragte ist ein Hangouer und sagt ihm, daß in Hange ein Schneider Pfaff lebe, der vom Schwarzwald herauf zugewandert und Schneidermeister und Bürger geworden sei.

Freudig schließt sich der junge Schneider nach der Landung in Meersburg dem Hangouer an, der ihn nach einstündigem Marsch am Seeufer hin zum gesuchten „Landsmann" bringt.

Dieser hatte schon längst den Charakter eines Originals im stillen Seedorfe erlangt, als der junge Elztäler ihm nachrückte. Er pflegte alljährlich ein Schwein zu schlachten und demselben gegen alle Regel die Haut abzuziehen. Er hieß deshalb der „Suschinder".

Ferner pflegte er von jedem Jahrgang des Weines, der ihm in seinem kleinen Rebgarten wuchs, ein „Müsterle" aufzuheben, so daß er von vielen Jahrgängen Proben in kleinen

Fäßchen hatte. Er ward darob auch genannt „der Müsterleschnider“.

Des weiteren tat er, wie die meisten Schneider, gar gerne mit anderen Leuten diskurrieren, hatte aber dazu keine Gelegenheit, wenn er zu Hause arbeitete. Seine Hütte stand als die letzte in einem einsamen Sackgäßchen, in das selten jemand kam. Kam aber „eins“ vorbei, so schoß der gesprächshungerige Schnider aus dem Katzenmoos ans Fenster und fing ein endloses Gered' an. Seiner Schwätzmanie verdankte er den Titel „der Mulschnider“.

Endlich war sein Weib, eine geborene Hangouerin, die „weise Frau“ des Dorfes, vulgo Hebamme, und ihr Mann ward, wie's in Hange üblich ist, mit in ihr Amt aufgenommen, in dem er den weiteren Nebennamen führte „der Hebammer“.

So war der Schneider Pfaff reichlich mit Titeln gesegnet und ein vielgenannter Mann im Dorf, als unser Ludwig bei ihm vorsprach und um Arbeit bat. Hocherfreut nahm der Sauschinder aus dem Katzenmoos den Elzacher auf, traktierte ihn mit Weinproben, ließ sich von Elze erzählen und vom Katzenmoos und bot ihm hochherzig das Bleiben in seinem Hause an, obwohl er keine Arbeit für — zwei Gesellen hatte.

Weil kinderlos, hatte der Müsterleschnider ein armes Patenkind, ein Mädchen, zum Schneidersgesellen ausgebildet. Es hieß „Sepperle“[1] Model und war, wie der Ludwig in seinen alten Tagen noch sagte, ein „braves, schaffiges Maidle“, wegen dessen er bald einen schweren Kampf kämpfte, aber nicht aus Liebe, sondern aus Edelmut, wie er in nicht vielen Schneiderseelen gedeiht.

Das Sepperle arbeitete bei seinem Meister nur, wenn der nicht allein fertig wurde, und erhielt dann Lohn wie ein Geselle.

Nun bekam der wackere Ludwig nach den ersten Tagen Gewissensbisse, er könnte das bescheidene Mädchen um seinen

[1] Josefine.

Verdienst bringen, mit dem es bedürftige Eltern unterstützte, und darum griff er unter dem Widerspruch des Meisters, der ihn gerne behalten hätte zum Diskurrieren, abermals zum Wanderstab. Er mußte aber versprechen, wieder zu kommen, wenn er keine Arbeit fände. —

2.

Nicht so gar weit, etwa 5—6 Stunden weg von Hange, unfern von den Ufern des schwäbischen Meeres, liegt das württembergische Städtchen Tettnang, wo ein Schuhmachersgeselle von Elze, unseres jungen Schneiders Mutter Bruder, sich als Meister niedergelassen hatte. Den suchte das edelmütige Schneiderlein auf.

Drei Tage nach seiner Abreise kommt es aber schon wieder nach Hange mit einem Schreibebrief des Schusters in Tettnang an seinen Freund, den Schneider Pfaff, worin dieser gebeten wird, den Überbringer dieses Briefes auf seine, des Schusters, Kosten zu behalten, auch wenn er keine Arbeit habe. In Tettnang und Umgebung gebe es keinen Platz für den Schneidervetter, und zum Wandern fehle diesem alle Lust und jeder Mut.

Mit Freuden ward der Wanderer wieder aufgenommen in dem kleinen Schneiderhäuschen. Und um seine Skrupeln „dem Sepperle" gegenüber zu beseitigen, wurde beschlossen, daß dasselbe, statt in des Schneiders Amt, in das der Frau Schneiderin eintreten und „auf Hebamme studieren" sollte, um so mehr, als die regierende Hebamme alt und kränklich war.

So wurde allen geholfen: dem Schneiderhebammer, seinem Weib, dem Sepperle und dem Ludwig. Dieser bekam, wenn Arbeit da war, einen Gulden Wochenlohn, und wenn keine da war, einen halben Gulden Wartegeld und Diskurriersold. Denn wenn sie nichts zu tun hatten, schwätzten die Schneider vom Elztal und von all' den Bauernhöfen, auf denen beide schon gearbeitet hatten.

Während das Sepperle zu Donaueschingen studierte, wurde die alte Hebamme öfters krank und dienstunfähig. Da mußte jeweils der Schneidersgeselle durch den Wald nach Ittendorf laufen und die dortige „weise Frau" holen.

Oft, wenn wir fünfzig Jahre später durch diesen Wald gingen, hat er erzählt, wie es keine Stunde der Nacht gebe, in der er nicht als Schneidersgeselle hier voller Furcht durchgegangen sei, und wie er im Heimweg, wenn die Hebamme von Ittendorf ihn begleitet, weder Räuber noch Gespenster gefürchtet hätte, denn sie habe immer gesagt, „einer alten Hebamme und einem erschrockenen Schneidersgesellen tue niemand ein Leids an, und Gespenster gebe es keine."

Aber für diese Gänge bekam er auch „Trinkgelder", die seinen Schneiderslohn aufbesserten und es ihm ermöglichten, an Sonntagen einen oder den andern Schoppen zu trinken.

An den Seewein gewöhnte sich unser Elztäler Schneider bald, wie alle Sterblichen, die an das schwäbische Meer kommen und da bleiben. Wenn die zwei Elztäler Schneider z' Hange auf „der Stör" arbeiteten, so stand in jenen guten Weinzeiten der Weinkrug den ganzen Tag auf dem Tisch, und bald vergaß der Geselle über dem „Säwi" den Dummis vom Katzenmoos und die Erdäpfelsupp im Kotzenmoos.

Und wenn zu Haus der Meister „den Guten" hatte, so holte er von seinen Müsterlen, und beide tranken und schwatzten mehr, als sie schneiderten.

Noch in seinem hohen Alter konnte der Ludwig, wie er nach seinem Vornamen vielfach auch im Dorfe hieß, das dreifache Weinquantum vertragen, wie ich, hatte aber nie zu viel, und doch blieb er zu allen Zeiten ein Waisenknabe — im Trinken — einem echten Hangouer gegenüber.

Aber eine Mitarbeit, welche er abwechselnd mit dem Meister und der Meisterin verrichten mußte, war ihm anfangs ein Greuel: die Pflege der Geißen. Der Schneider Pfaff hielt nämlich eine größere Anzahl von Geißen, was ein Schneider nie tun sollte, weil das Volk längst gewohnt

ist, die Schneider mit einem bekannten Spitznamen als „Geiß-böcke“ zu bezeichnen.

Ein Schneider nun, der Geißen hält, entgeht sicher nicht dem Dorfspott. In meiner Vaterstadt Hasle wäre zu meiner Knabenzeit ein solcher des Lebens nicht sicher gewesen, wenn er Geißen gehalten hätte. Er wäre zu Tode gespottet und geärgert worden.

Ich habe auch all' mein Lebtag keinen Schneider gekannt, der Geißen hielt, als meinen Freund, den Ludwig. Und doch war er in seinen Gesellenjahren ein abgesagter Feind von ihnen und ging mit den Geißen seines Meisters, wie schon gesagt, höchst ungern um. Denn der Ludwig war allzeit stolz auf seinen Schneiderstand. Er stellte ihn, wie schon in seinen Lehrjahren, so auch später noch bei jeder Gelegenheit, weit über die mitzünftigen Schuster, auf die er herabsah wie ein Kunstmaler auf einen Anstreicher. Und drum sah er im Geißenhalten eine Herabwürdigung der Standesehre.

Darum tat es ihm in der Seele weh, wenn er z'Hange mit dem Meister am Abend von der Stör heimkehrte und ein weinseliger Hangouer sie anrief: „Gonnt Ihr huim[1], Ihr zwoa Geißböck?“ Und immer wieder ging er den Meister an, die Geißen abzuschaffen und eine „ehrliche Kuh“ in den Stall zu tun. Der aber erwiderte jeweils: „Fünf Geißen geben soviel Milch als eine Kuh, fressen aber nur halb soviel. Und in Konstanz, wo die Schneider keine Geißen haben, werden sie auch Geißböcke geschimpft.“

Von diesem Spruch ließ sich der Alte auch nicht abbringen, als die Hangouer ihn einmal an einer Fastnacht mit seinen Geißen spielten und vor seinem Häuschen ihm ein Spottlied sangen.

Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Spott und Schande, und so überwand auch der Ludwig nicht bloß die

---

[1] Geht Ihr heim.

Satyre auf Schneider und Geißen, sondern bekam sogar eine große Vorliebe für diese Tiere. Und als er selbst Schneidermeister ward, hielt er auch fünf Geißen und hatte diese Zahl noch zu meiner Zeit. Er war außerdem im Lauf der vielen Jahre ein so genauer Kenner des Geißenviehs geworden, daß er für alle Hangouer Geißenhalter Berater und Tierarzt wurde. War irgendwo eine Geiß in leiblicher Not, flugs ward, bei Tag und bei Nacht, der Ludwig geholt, und eilenden Schrittes trippelte er das Dorf herunter, um zu retten und zu helfen.

Wenn wir zwei nach seiner geißenärztlichen Praxis zusammenkamen, so erzählte er mit hoher Befriedigung und nicht ohne Stolz auf seine Wissenschaft, wie er wieder einer Geiß geholfen habe.

„Geißen und Weibsleute," sagte er oft, „darf man nicht erzürnen; denn beide haben ein eigensinniges Temperament und sind sehr empfindlich. Eine erzürnte Geiß frißt nimmer, und ein erzürntes Weib schwätzt nimmer."

Mehr denn einmal brachte er mir, der ich vom Vater die Vorliebe für junge, gebratene Geißen ererbt habe, ein frisch geschlachtetes Ziegenböcklein ins Haus. Unter seinem langen, braunen Rock zog er es, bei mir angekommen, hervor und sprach: „Herr Pfarrer, ich trink' so manche Flasche Wein bei Ihnen und als guter Freund muß ich Ihnen auch wieder etwas aus meinem Geißenstall bringen."

Ich lud ihn dann zum Essen ein und gemeinschaftlich verspeisten der Dorfschneider und der Pfarrer den Geißenbraten. Und der Ludwig wurde bei dem Mahle wieder jung und fing an zu erzählen von seinen Leistungen als Schüler und Lehrer, von seinen Fahrten ins Katzenmoos und ins Kotzenmoos, vom alten Schneider Pfaff und seinen Geißen; aber auch vom Tod der ersten, braven Meisterin sprach er und von der Dummheit des Müsterleschneiders, noch einmal zu heiraten.

Die zweite Frau war ein „Reibeisen", die nicht nur

dem alten Schneider das Leben sauer machte und seine Tage kürzte, sondern auch den Ludwig und das Sepperle aus dem Hause trieb.

Das Sepperle ging zuerst und wurde des Dorfes „weise Frau". Sie war eine Greisin und noch in ihrem Amt, als ich sie kennen lernte. Sie hat meinen Sprachschatz um ein Wort bereichert, das mir vorher absolut fremd war. Wenn sie etwas als „sehr schön" bezeichnen wollte, nannte sie es „herrenprächtig". Das Wort war ihre eigene Erfindung, und ich fragte sie auch, wie sie, auf dem Dorfe geboren und lebend, zu dieser von den „Herren" entlehnten Bezeichnung gekommen sei. Die Erklärung ist köstlich.

Sie hatte in ihrem Leben nur einen Herrn kennen gelernt, den sie aber bewunderte als das höchste Ideal von Gescheitheit und Menschenfreundlichkeit, und das war der fürstlich fürstenbergische Leibarzt und Hofrat Kapferer, des Sepperle's Lehrer für ihren zukünftigen Beruf. Diesem „prächtigen Herrn" zu lieb erfand sie das Wort herrenprächtig.

Sie war ganz glücklich, als ich ihr sagte, ich hätte den Hofrat auch gut gekannt, und überfloß vom Lob ihres Ideals, das sich zweifellos selbst für ein solches gehalten hat.

Ihre besten Tage waren die Tage der Taufschmäuse, wo es herging wie in den „Hochstuben", die man nur in den Dörfern am badischen Bodensee kennt und welche in ihrer Art alle Tee- und Kaffeekränzchen der Stadtweiber weit überragen.

Diese Hochstuben werden zwar nur im Winter gehalten mit Kaffee, Gugelhopf, Wein, Küchle und Schinken und bestehen in der Regel aus zwei Sitzungen am gleichen Tage. Die erste von 3—5 Uhr mit Kaffee und Gebäck. Ist sie vorüber, so gehen die Damen heim, melken ihre Kühe und kochen für Mann, Kinder und Gesinde das „Brühmehl", und dann geht's wieder in die Hochstube zu „Schunke, Wi und Küchle" bis in die Nacht hinein.

Gelogen wird in diesen Hochstuben gerade soviel als

bei den Tee's und Kaffee's der Städterinnen, nur nicht so fein, sondern derber und deshalb noch etwas ehrlicher.

Der Hochstube gleich ist der Taufschmaus. Nur hat dieser einen Namen, der genau zeigt, wie weit die Hangouer schon von der Kultur angefressen sind. Sie nennen ihn frischweg „Ball“, obwohl nicht getanzt wird.

Gehalten wird der Ball einige Wochen nach dem Tauftag, damit, ganz nach Städterart, die Mutter des Kindes ihn auch mitmachen kann.

Hatte die alte Hebamme an einem Sonntag Nachmittag ihren Balltag, so war das ein heller Sonnenstrahl in ihrem Leben. Stillvergnügt kam sie im höchsten Staat das Dorf herabgeschritten und noch vergnügter ging sie am Abend heim.

Wandelte ich gerade vor meinem Häuschen auf und ab, so konnte sie wohl noch zu mir herüberkommen und erzählen, wie herrenprächtig es heute wieder gewesen sei. Hatte dabei eine oder die andere Person auch über den Pfarrer geschimpft, so meldete sie es ebenfalls.

Das gehört zu den Schattenseiten des Dorflebens, daß man stets alles erfährt, was in dem kleinen Menschenkreise eines Dörfchens geschwätzt wird, und namentlich wird in gar vielen Gegenden alles, was über Pfarrer, Kirche, Religion, Gottesdienst räsoniert wird, ob der Pfarrer will oder nicht, ihm hinterbracht und erzählt. —

Daheim hatte die weise Frau unseres Dörfchens nicht immer die besten Tage; denn ihr Mann, der Hebammer Romuald Spiegler, sonst ein guter Mensch, trank gerne über den Durst. Hatte der Romuald von seinem eigenen Geld zu viel getrunken, so spektakelte sie mit ihm über alle Maßen, denn sie war sehr sparsam. War er aber bei einem Nachbar gewesen, dem er irgend einen Dienst erwiesen, und trank zu viel, so ertrug sie das ganz friedlich, denn es kostete nichts, höchstens dem Romuald seine Gesundheit. Und richtig hab' ich ihn auch vor ihr begraben.

1882 feierte sie ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum unter allgemeiner Teilnahme der Frauenwelt von Hange. Bald darauf legte sie sich zum Tode nieder. Dieser kam aber sehr langsam, und viele Wochen und Monate hindurch hab' ich sie besucht an ihrem Krankenlager.

Wie oft bin ich an stillen Nachmittagen, wo niemand in der Dorfstraße war als die liebe Sonne, dem „Oberdorf" zu und habe die vereinsamte Hebamme auf ihrem Krankenbett besucht.

Erst las ich ihr ein Gebet vor — dann redeten wir über allerlei — denn sie war eine gescheite Frau — und zum Schluße betete ich wieder.

Wenn ich schied, sprach sie immer: „Vergeltsgott, Herr Pfarrer, das war jetzt wieder herrenprächtig, kommet ja au bald wieder".

Wiederholt mußte ich bei meinen vielen Besuchen all' ihre Anerkennungsdiplome der verschiedenen Hebärzte seit 50 Jahren lesen und auch das Zeugnis eines Fürsten Salm, dessen Frau sie auf dem nahen Schloß Herschberg entbunden.

Ein sonst berühmter Arzt, einst Leibarzt des Fürsten von Fürstenberg, Dr. Rehmann, unterzeichnete seinen Prüfungsbescheid für die Hebamme von Hange zum Überfluß noch mit dem Zusatz: „Ritter des Zähringer Löwenordens". Der Mann kam mir daraufhin erschrecklich klein vor.

Wenn ich von einem geistlichen oder weltlichen Manne im 19. und 20. Jahrhundert lese, daß er sich Ritter hoher Orden nennt oder gar bei einem Schriftsteller ersehe, daß er auf dem Titelblatt der Welt noch meldet, daß er einen oder den andern Orden besitze, so habe ich immer Mitleid mit solch armseligen Leuten.

Wenn ich gar auf einem Grabstein lese, der darunter Liegende sei Kommandeur oder Ritter dieses oder jenes Ordens gewesen, so weiß ich nicht, ob ich mehr den Toten oder seine Angehörigen bemitleiden soll, daß selbst auf einem Kirchhof noch mit solchen Dingen renommiert wird.

Über alles lächerlich aber finde ich es, wenn man bei einem Leichenbegängnis dem Toten seine Orden auf einem Kissen nachträgt. Es kommt mir vor, wie wenn man einem toten Kind seine Nürnberger Spielwaren nachtrüge, was sicher keinem vernünftigen Menschen einfallen wird. —

Auch von ihrer Jugendzeit erzählte mir die Kranke, wie ihr Vater, ein armer Rebmann, 19 Kinder habe ernähren müssen, jetzt aber außer ihr nur noch eines lebe, ihr Bruder Reinhard.

Der Reinhard war zu meiner Zeit Nachtwächter und Totengräber und gescheit wie mein Sakristan, wenn auch nicht so groß angelegt wie der Kübele.

Das Wächterhäuschen der Nachtwächter war ganz in der Nähe des Pfarrhauses, und manchmal hab' ich mit dem Reinhard an warmen Sommerabenden geplaudert, wenn er gegen 10 Uhr seinen Dienst angetreten hat.

Er wußte gar gut zu erzählen von längst vergangenen Tagen, wie die Rebleute zur Sommerszeit jeden Morgen um 1/4 6 Uhr in die Messe gingen und dann erst an die Arbeit, wie sie nach dem Mittagessen auf dem „Hausbänkle" ruhten, bis die „Wetterglocke" 1 Uhr läutete und zum Gebet und zur Arbeit rief, wie am Abend die Männer vor den Häusern plauderten, nachdem Frauen und Kinder zur Ruhe gegangen.

Auch das wußte er noch, daß die alten Rebleute nur für die Klöster Salem und Weingarten, denen fast alle Reben gehörten, arbeiteten um die Hälfte des Ertrages, daß ein solcher „Bau", zu 1000 Gulden taxiert, das einzige Vermögen bildete, welches ein Vater seinen Kindern hinterließ, daß in schlechten Zeiten die Klöster ihren Rebleuten Mehl und Brot ins Haus lieferten und Geld vorstreckten. Das alles nannte er die gute, alte Zeit, in der die Hagnauer kein Eigentum, aber auch keine Schulden und keine Sorgen, keine Steuern und keine Abgaben hatten.

Originell war in seinen jungen Jahren die Bestrafung

eines Knaben, der einem Bürger „an die Kirschen gegangen“ und ertappt worden war. Der Delinquent wurde in das Haus des Beraubten geschleppt und mußte dort vor versammelter Familie knieend fünf Vaterunser beten.

Der Reinhard zeigte als Knabe musikalisches Talent, und der Schullehrer wollte ihn zum Organisten ausbilden und gab ihm Klavierstunden. Das Klavier stimmte aber so schlecht, daß der Schüler durchbrannte, weil er die Töne des Hackbretts nicht ertragen konnte.

Köstlich schilderte er in vertraulichen Stunden, wie er als Nachtwächter einmal die Gemeinde zu einer Feuersbrunst rief, weil er den rotgelben Schein, welcher dem über dem „Kippenhorn“ heraufkommenden Vollmond voranging, für eine Feuersbrunst im Dorf „Kippehuse“ angesehen hatte.

Nicht recht heraus mit der Sprache wollte er, wenn er andeutete, daß er als Nachtwächter auch einige Zeit mit Schweizer Schmugglern im Bunde war. Er schmunzelte nur über die schönen Frankentaler, die er dabei verdient, und sprach davon, „wie schön und interessant das Schmuggeln sei“.

Und in der Tat mag dieses verbotene Gewerbe ein gut Stück Poesie enthalten. In dunkler Sturmesnacht ein Schifflein durch die Wellen lenken und in den Fluten warten, bis der Nachtwächter am Ufer einen Strohwisch anzündet, zum Zeichen, daß der Grenzaufseher nicht um den Weg sei — das alles hat zweifellos seine Poesie und himmelweit höheren Reiz als die Zolltabellen und die bureaukratische Bewachung der Grenzen.

Und Poesie hatte der Reinhard im Leibe mehr als alle anderen Hagnauer. Er war der einzige, der zur Sommerszeit am Sonntag mit einer Blume über dem rechten Ohr in die Kirche kam und mich erinnerte an die gleiche, schöne Sitte beim Landvolk im Kinzigtal, wo sie leider sehr abgenommen hat, seitdem die Bauernkinder mehr kultiviert werden und vor lauter Kultur, wenn sie älter geworden sind,

sich schämen, mit Blumen sich zu schmücken zum Kirchgang. Es wäre das ja kindisch für so gebildete Leute wie unsere heutigen Jungbauern! —

Und noch ein anderes Stück Poesie lebte in unserm alten Nachtwächter. In der Neujahrsnacht sang er durchs Dorf hin:

Hört, Ihr Bürger, und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat nun zwölf geschlagen,
Das neue Jahr vorhanden ist.
Es bring' Euch Segen, bring' Euch Glück,
Gesundheit, Fried' und Fröhlichkeit
Und einst die ew'ge Seligkeit.
Das wünschet Euch aus Herzensgrund
Der Wächter nun zu dieser Stund'.

Für diesen schönen Sang und Wunsch und für seinen herben Dienst das Jahr über holte sich der Reinhard bald darauf den wohlverdienten Trunk. In den ersten Tagen jedes neuen Jahres, wenn der Schnee im Dorf lag und das Eis am Ufer des Sees hin die Wellen brach, nahm der Reinhard einen Handschlitten, legte ein leeres Faß darauf, kommandierte seinen Mitnachtwächter, den Benedikt Früh, einen noch ältern, weingrünen Rebmann, der auch sein Kollege als Totengräber war, an das Seil des Schlittens und schritt hintendrein. Vom Unterdorf her zogen sie aus und hielten vor jedem Haus an.

Während der Benedikt draußen Schlitten und Faß bewachte, ging der Reinhard hinein, wünschte den Leuten nochmals „ein glückseliges neues Jahr von Seiten der Nachtwächter, die im vergangenen Jahre treulich gewacht hätten, während die andern geschlafen, und auch im kommenden Jahr mit Fleiß und Eifer alle nächtlichen Gefahren sorgsam in Acht nehmen würden“.

Die Bürger waren zwar der Ansicht, daß der Neujahrswunsch des Reinhard nicht wörtlich zu nehmen sei und die beiden Wächter fast soviel geschlafen hätten als andere Leute,

aber doch gab jeder, je nach der Quantität seines letztjährigen Herbstes, eine Anzahl von Litern Wein. Diesen schüttete der Reinhard ins Faß draußen und dann ging's weiter.

Daß sie auch zum Pfarrer kamen, versteht sich von selbst, da er ebenfalls Rebenbesitzer war und die Nachtwächter zu seinen Nachbarn gehörten.

So hatten die Wächter, am Ende des Dorfes angekommen, ein volles Faß Wein, das sie in ihrer Wachstube placierten und jeden Abend davon tranken, bis der Schlaf kam. —

Trotzdem der Reinhard in einem Häuserwinkel des Mitteldorfs wohnte, der wegen der bösen Zungen, die darin herrschten, der Giftwinkel hieß, war er frei von jeglichem Gift, das dort gebraut wurde.

Er war ein armer Mann, aber stets heitern Gemüts, besonders wenn er bei meinem Freund, dem Müller in der Harlachen, dem er die Reben baute, hinter dem Wein- oder Mostkrug saß.

Gar oft habe ich ihn beim „z' Nüne näh"[1] getroffen, aber auch bei der Arbeit am Erlenbach, der die Mühle treibt, ehe er in den See fällt. Stets war der Reinhard guten Mutes, denn der Müller ließ keinen verdursten, weil er selbst nicht gern Durst litt.

Als Nachtwächter wurde der Reinhard entlassen, da ich noch im Dorfe war. Die Hagnauer sahen schließlich ein, daß Wächter, die mehr schlafen als wachen, unnötig wären, und begnügten sich damit, daß die Grenzwächter, welche ohnedies jegliche Nacht durchs Dorf patrouillieren, Unglück melden und verhindern würden.

Der Reinhard begrub die Toten, bis ihm selber einer das Grab machte, aber lange erst nach meinem Weggang. Sein Bildnis besitze ich, gemalt von Professor Zimmermann, und selbst die Sonntagsnelke hinter dem Ohr fehlt nicht dabei.

[1] Um neun Uhr einen Trunk mit Brot nehmen.

Seine Schwester aber, die Hebamme, habe ich noch zu Grab' geleitet, und beim Heimgang vom Friedhof meinte weise mein Kübele: „Sie hat vielen ins Leben geholfen, vom Tod konnte ihr aber niemand helfen.“ —

Viel länger als das Sepperle hielt der Ludwig bei der wüsten Schneiderin aus und zwar aus einem ganz edlen Grund. Er sah, wie der Meister litt unter den Folgen seiner Mißheirat, wie er älter und älter wurde aus Gram, und darum wollte er ihn nicht verlassen, ihn, der ihn selbst einst aufgenommen, obwohl er keine Arbeit hatte für einen Gesellen.

Aber er duldete viel in diesem Edelmut. Wie ein Gewittersturm über die Flur, so fuhr die Schneiderin tagtäglich über die zwei armen Schneider her, von denen keiner den Mut hatte, dem bösen Weib entgegenzutreten.

„Selbst die Geißen zitterten,“ erzählte der Ludwig, „wenn sie in den Stall kam, und mehr denn eine hat sich gestreckt, zu Tode geärgert und geängstigt von der Meisterin.“

Friedliche Tage genossen die zwei Schneider nur, wenn sie auf der Stör arbeiteten; da hatten sie doch tagsüber Ruhe vor dem Keifen des Weibes und eine bessere Kost als daheim.

Mit Freuden zogen sie am Morgen aus und unter Ängsten am Abend heim. An Sonntagen gingen beide friedlich zu einem Schoppen und suchten an Werktagen, wenn sie daheim saßen, Trost in der Erinnerung an die im Elztal verbrachten Schneidertage.

Zwei Jahre noch blieb der gute Ludwig unter solch erschwerten Umständen und aus Liebe zum Meister. Da sagte eines Abends die Meisterin zum Gesellen, er sei schuld, daß ihr Mann nicht folge, an ihm habe dieser noch einen Halt, und er verführe ihn an Sonntagen ins Wirtshaus.

Das war dem guten Gesellen, der nie ein Wässerlein getrübt im Leben und samt dem Meister der Meisterin nie eine Widerrede gegeben, zu viel.

Er verließ Haus, Meister und Meisterin, so wehe es ihm tat, den alten Mann allein bei der Hyäne lassen zu

müssen. Der sagte ihm, er möge ja im Dorf bleiben, denn bald würde der Schnider Pfaff tot sein, und dann könne er seine Kundschaft übernehmen.

Das brauchte der Alte dem Ludwig nicht zweimal zu sagen, denn es war schon längst des Gesellen Beschluß, lieber am Bodensee, wo die Traube glüht, sein Leben zu verschneidern, als im Elztal, wo die Tannenzapfen frieren.

Auch hatte er, den die Liebe angestoßen, sich schon eine Schneiderin gesucht und gefunden und bei dieser Herzenswahl seine zweite Meisterin als abschreckendes Beispiel genommen und einem Mädchen von Hange, das keine der Eigenschaften der alten Schneiderin besaß, sein stilles, sanftes Herz angeboten.

Und in der Tat, meines Freundes Frau, die Barbara Wetzel, die ich im Leben noch wohlgekannt, die ich leiden und sterben sah, war zweifellos das brävste, stillste und friedlichste Weib in Hange. Und das will viel sagen, vorab in Hange, wo die Wibervölker bei all' ihrer Arbeitsamkeit und Frömmigkeit ein streitbares Geschlecht sind, und wehe dem, der ihrem Zorne verfällt. Aber die Schneiderin Barbara war, wenn man die weiblichen Tugenden aufs schärfste mißt, das Muster einer braven Frau, weil sie still war, wie eine Winternacht. Und still sein ist bekanntlich die schwerste Tugend des Weibes.

Als der Ludwig den Meister verlassen, zog er zunächst in das Haus seines zukünftigen Schwagers, eines Rebmannes, wie er im Buch steht, und der in der alten Mythologie leicht die Rolle eines Silen hätte spielen können. Ich hab' ihn in manch heiterer Weinlaune das Dorf hinaufgehen sehen, den Michel Wetzel, vulgo Blechinger, den Vater zahlreicher, wackerer Söhne und den Mann einer braven Frau, einer geborenen Preysing, die allein im Dorf mit des Ludwigs Barbara rivalisieren konnte. Habe beiden noch sterben helfen, dem Michel und seinem Weib. —

Unter Kummer schneiderte der gute Ludwig für sich, weil ihm die Konkurrenz mit seinem edlen Meister wehe

tat. Doch nicht lange mußte er sich grämen, denn der Schneider aus dem Katzenmoos starb, von seinem Weib zu Tode gekränkt, gar bald, und jetzt erst hatte sein Geselle vollen Mut, sich als Meister aufzutun und zu heiraten.

In jener Zeit machte er zum erstenmal die große Fußreise von Hange nach Elze, 130 Kilometer in zwei Tagen. Mein Freund war ein Läufer ersten Ranges, und noch als guter Siebziger mußte er von mir bei unseren Spaziergängen oft gemahnt werden, langsamer zu gehen, weil ich langer Dreißiger nicht nachkam.

Fünfzig Jahre lang hat er so alle fünf Jahre um die Zeit von Mariä Himmelfahrt (15. August), also in der Hundstagshitze, den Weg vom Bodensee bis an die Quellen der Elz zu Fuß gemacht. Gar oft hat er mir von diesen Fahrten erzählt.

Durch den Linzgau wandelte er am See herunter, durchquerte den Hegau, die Baar und den Schwarzwald bis Freiburg, von wo er sein geliebtes Elztal hinaufeilte.

Öfters nahm er sein Weib mit, das sich aber zweimal auf der Reise fast den Tod holte, weil es ihm unmöglich wurde, dem Distanzläufer nachzukommen.

Auf der ersten Reise holte er sein väterliches Vermögen und die Heiratspapiere. Dreihundert Gulden hatte er sich außerdem in seinen acht Gesellenjahren z' Hange erspart trotz des elenden Wochenlohnes.

Die Elzacher des neunzehnten Jahrhunderts sind geborene Sparer, und in meiner Knabenzeit sagten die von Elze, „wenn die Haslacher sparen würden, wie die Elzacher, könnten sie das Geld zum Fenster hinauswerfen".

Obwohl zwischen Hasle und Elze nur ein mäßig hoher und mäßig breiter Bergklotz liegt, ist Hasle doch, was Natur und deren Gaben anbetrifft, ein Paradies gegen Elze, wo rauhe Lüfte wehen und die Natur kärglich ist und kärglich gibt. Die Elzacher aber waren zu allen Zeiten unseres Jahrhunderts wohlhabender, als die von Hasle, was sich

eigentlich von selbst versteht, denn von Adam an waren alle Menschen unter paradiesischen Verhältnissen leichtsinniger als da, wo sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot gewinnen mußten.

In früheren Jahrhunderten aber müssen die Elzacher sehr verwandt gewesen sein mit denen von Hasle, vielleicht wuchs damals Wein auch noch in Elze. Ein altes Sprichwort heißt nämlich:

Friburg isch a schöne Stadt.
Z' Waldkirch hängt der Bettelsack,
Z' Elze isch der Lirikübel[1],
Z' Hasle isch der Deckel drüber.

Dieser alte Spruch hat heute für Waldkirch und Elze keine Bedeutung mehr. Die Waldkircher sind wohlhäbige und die Elzacher rührige, sparsame Leute geworden. Nur in Hasle gibt es noch Menschenkinder, die, wie unsereiner, ihre Sache auf nichts stellen und in irdischen Dingen lirig sind. —

Nicht viel mehr, als der Schneidergeselle erspart, hatte ihm sein Seilervater hinterlassen. Als er, sein Erbe zu holen, heim kam und erklärte, heiraten und Dorfschneider in Hange werden und bleiben zu wollen, da hatte er harte Kämpfe zu bestehen, den einen mit dem Bruder Michel, der jetzt Seilerkönig in Elze war und in des Vaters Hütte amtete, den andern mit dem alten Lehrmeister, dem Schneider Göhring, und den dritten mit den Elzachern im allgemeinen.

Bruder Michel, der älter war als der Ludwig und weit gewandert, der selbst in Hamburg Schiffstaue geflochten hatte, wollte nicht begreifen, wie der Schneiderbruder zum Heiraten käme. „Schneider, Seiler und was derlei kleine Handwerker sind,“ meinte weise der Michel, „sollten nicht

[1] Liren bedeutet gleichgültig sein, alles gehen lassen, wie es geht. Ein liriger Mensch ist daher ein gleichgültiger, leichtsinniger, sorgenloser Patron.

heiraten. Sie brächten kaum sich recht durch, noch weniger Weib und Kind. Das Heiraten sei nur für die Bauern und für die großen Herren; die einen pflanzten ihr Essen und Trinken, und die anderen hätten Geld genug. Er, der Michel, werde nie heiraten."

Dem jungen, schüchternen Ludwig war der ältere, schneidigere Michel allzeit eine Autorität gewesen, an welcher er mit Respekt hinaufsah. Drum versetzte ihn dessen Widerspruch gegen sein Heiratsprojekt in nicht geringe Verlegenheit.

Er verteidigte sich, seine Barbara und seine Stellung in Hange, so gut es ging, bis der Michel seinen Bescheid gab: „Eine Dummheit hast gemacht, aber ändern läßt sich's nimmer", und dem Bräutigam sein Erbe ausbezahlte.

Der Meister Göhring aber griff den ehemaligen Kunstjünger an, weil er auf ein Dorf sitzen und nicht in der Vaterstadt Elze sich niederlassen wolle. Das heiße vom Pferd auf den Esel kommen, wenn ein geborener Elzacher und Schneider auf einem Dorfe sich etabliere.

Jetzt hatte der Ludwig mehr Courage, als dem Michel gegenüber, und gab dem Meister zurück, „dieser arbeite ja auch jahraus und jahrein bei den Buren in Yach, im Prechtal, im Katzenmoos und im Kotzenmoos, sei also auch ein Landschnider".

Aber mit dieser Rede war er an den Letzen gekommen. Der Alte brummte auf, „gerade weil er in einem Städtle sitze, holten die Buren ihn aufs Land. In Oberwinden und im Prechtal seien auch Schnider, aber die besseren Buren holten ihn, den alten Göhring, eben weil er ein Stadtschnider sei. Und das viele gute Essen, das der Ludwig in seiner Lehrzeit im Katzenmoos und im Kotzenmoos gehabt, verdanke er seinem Meister als einem Stadtschnider."

„Wenn aber er, der Ludwig, in einem Dorf sich niederlasse, werde ihn niemand von auswärts holen. Und zwischen einem Dorfschnider und einem Stadtschnider sei, was den

Respekt betreffe, ein Unterschied wie zwischen einem Amtmann und einem Dorfschulzen."

So in die Enge getrieben, berief sich der zukünftige Dorfschneider auf eine Eigenschaft, welche die schwächste ist, die man Hange nachsagen kann. Er betonte dessen Eigenschaft als „Marktflecken". Hätte der Stadtschneider gewußt, was das für ein Marktflecken war, hätte er laut aufgelacht, denn der alljährliche Jahrmarkt zu Hange war ein komisch Ding.

Ende November, wenn der Nebel feucht und mauerdick über dem See lag und Dorf und Straßen überdeckte, wurden an der Kreuzstraße zwischen Oberdorf und Unterdorf zwei bis drei Krämerstände aufgeschlagen, in denen wandernde Krämer „Wulleware" für den Winter und andere Dinge feil hielten. Ein Lebkuchenweib von Meersburg versorgte die Kinder mit Süßigkeiten. Sonstige Jahrmarktsbeilagen für Volksbelustigung fehlten. Nur einmal verirrte sich auf den Hangouer „Märt" ein Akrobat, der sich im Seiltanzen und in Kraftleistungen produzierte und als einen meiner Schulkameraden von Hasle entpuppte.

Es war der Florian Kohmann, genannt „der fürig Kächile", der Sohn einer ledigen Mutter, die „das fürige Kächile" genannt ward und diesen Namen auch auf ihren Sohn, einen rotwangigen Krauskopf, vererbt hatte. In der Schule war er dumm und faul gewesen und später ein Hafner geworden.

Seit seinen Lehrlingsjahren hatte ich ihn nicht mehr gesehen, bis er als Akrobat in Hange einzog und am Tage nach dem Jahrmarkt sich mir vorstellte als der fürig Kächile.

Gewohnt, mit allen Schulkameraden und Haslachern den Kinzigtäler Dialekt zu sprechen, redete ich alemannisch mit dem Florian. Aber er gab mir die Rede im affektiertesten Hochdeutsch zurück, und als ich ihn auslachte, meinte er pathetisch: „Wenn ich als Künstler auftrete, muß ich ein gutes Deutsch reden, und deshalb rede ich stets so, um nie

aus der Rolle zu fallen.“ Er versöhnte mich durch diese Erklärung mit seinem Abfall von der Sprache der Heimat.

Ohne Arbeit als Hafnergeselle, hatte er sich einer wandernden Truppe angeschlossen, von dem Chef die Akrobatie gelernt und nach dessen Tod sein Weib und die erste Künstlerrolle übernommen. Er führte auch ein kleines Karussell mit sich und erzählte, daß seine Mutter, das fürige Kächile, bis zu ihrem Tode die Orgel dazu gedreht habe.

Seine Gesundheit dulde keine Leistungen mehr auf „dem hohen Seil“, darum könne er sich nur noch in Landorten produzieren. So sei er nach Hagnau gekommen und habe erfahren, daß ich im Dorfe sei. Seine Tage seien aber gezählt, nach Kraftleistungen — er ließ sich z. B. liegend zwei Stiere an den Leib spannen, die nicht imstande waren ihn wegzuziehen — habe er stets Blutspucken; allein er sterbe doch als Künstler, und das sei immer ehrenvoller, denn als Hafner aus der Welt zu gehen.

„Der Mensch wächst mit seinen größern Zielen,“ das ersah ich auch am fürigen Kächile, von dem ich in seiner Knabenzeit alles geglaubt hätte, nur nicht, daß er den Künstlerspleen bekommen würde.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, noch hörte ich von ihm. Er ist zweifellos ausgelöscht wie der „Märt“, auf dem er auftrat. Die Hagnauer haben das Privilegium Marktflecken aufgegeben; am letzten Tage aber, da sie davon Gebrauch machten, spielte der fürig Kächile von Hasle. —

Mit dem Marktflecken aber hat seinerzeit der Bräutigam Ludwig in Elze seinen alten Meister getröstet, damit er ihm das Niederlassen auf einem Dorf verzieh.

Die Elzacher alle aber spotteten des schmächtigen Schneiders, daß er am Bodensee bleiben wolle, wo der sauerste Wein von der Welt wachse, während in Elze jeder Wirt guten „Oberländer“ schenke.

Aber auch da wußte der Ludwig Rat und sagte den Leuten, „der Seewein sei der best verleumdete Wein der

Welt. Er gleiche einem Drachen, der Feuer speie, aber tapfer angegriffen, sich in eine liebliche Jungfrau verwandle."

So ist es! Wer den Seewein nicht liebt, der kennt ihn nicht, und wer ihn außerhalb des schwäbischen Meeres trinkt, dem schmeckt er in der Regel nicht. Der Seewein muß auf dem Boden getrunken werden, der ihn erzeugt hat, und in der Luft, in welcher er gewachsen ist.

Die ersten Tage schmeckt er sauer, wie Drachenblut, je länger er aber getrunken wird, um so süßer wird er, und schließlich wie Liebfrauenmilch.

Und dann hat er die Haupteigenschaft, daß er à discrétion getrunken werden kann, d. h. so viel einer mag, ohne zu berauschen. Darum sind die Rebleute am See die fröhlichsten und nüchternsten und darum glücklichsten Trinker, sie bekommen nicht leicht zu viel und können ins Ungezählte weiter machen.

So kommt es auch, daß sie zu Hange beim Wein bloß mit der Zunge streiten und höchst selten mit den Fäusten. —

3.

Nach allen Seiten hin Sieger, verließ der Ludwig mit seinem Erbe die Vaterstadt und das Elztal, eilte dem See zu und baute für sich und seine Barbara ein eigenes Häuschen am Bach im Oberdorf.

Ein Haus bauen in einem echten, alten, deutschen Dorf ist eine Großtat, die billig von allen Hangouern angestaunt wurde. Mit Recht scheut das Landvolk sich, die Zahl der Häuser zu vermehren, als ob es ahnte, es sei das nur eine Vermehrung des menschlichen Elends. Je mehr unsere Städte sich ausdehnen, um so mehr nimmt das Elend in ihnen zu.

Wo die meisten Häuser und Menschen, da ist auch das größte Elend, und wo die wenigsten, die größte Ruhe und Zufriedenheit.

Drum wird in einem Dorfe guter alter Art selten neu

gebaut. Und manches junge Paar muß, zu seinem Glück, warten, bis ein altes Paar stirbt und dessen Haus frei wird.

Und als das Häuschen fertig war, hielt der Ludwig endlich Hochzeit — anno 1838. Was ihn an diesem freudigen Tage schmerzte, war, daß der Bruder Michel nicht zur Hochzeit kam und ihm schrieb, „er habe Gescheiteres zu tun, als einem armen Schneider, der besser ledig bliebe, zur Hochzeit zu gehen".

Am Tag nach der Hochzeit setzte sich der Schneidermeister auf seinen Schneidertisch, bekanntlich Hölle genannt, einen Tisch am Fenster, durch das man die Hohlgasse des Oberdorfs hinuntersah, und schneiderte, während sein Weib zur Winterszeit ihm den Gesellen machte und zur Sommerszeit die von ihr in die Ehe gebrachten Reben bearbeitete und die Geißen besorgte.

Dort, wo er im Jahre 1838 sich hingesetzt, saß er noch 1869, als ich nach Hange kam, und saß dort noch bis 1889 — und von diesem Tisch nahm ich ihn oft zur Sommers- und Winterszeit weg und mit zum Spaziergang.

Er war der gewissenhafteste Schneider der Welt, der Thomme, denn er hatte stets bei der Arbeit eine alte Taschenuhr neben sich liegen, und auf ihr zählte er die Stunden, welche er brauchte, um ein Paar Hosen zu machen oder zu flicken. Für die Stunde aber berechnete er 18 Pfennig Arbeitslohn.

Nahm ich ihn von der Arbeit fort, so schrieb er erst die Zeit auf, um ja nicht zu „verkommen", und wenn er als mein Leibflickschneider seine Ware ablieferte, so gab er jeweils genau die Zahl der Stunden an und stellte danach seine Rechnung.

Ein hochedler Zug von ihm war auch der, daß er sich nie beklagte, weil er mir stets nur flicken und nie etwas Neues machen durfte.

„Wer bei einem Krämer nur Salz holt und bei einem Schneider nur flicken läßt," sagt das Volk, „ist ein schlechter

Kunde.“ Gleichwohl war ich dem Ludwig ein beliebter Kunde.

Aber auch ich tat ihm für dieses Schweigen einen Gefallen. So wie er nie nach meinen neuen Kleidern und deren Schneider fragte, so fragte ich ihn nie über seine politische Richtung, obwohl ich wußte, daß er da nicht in meiner Kundschaft war.

Längst hatten mir andere gesagt, der Ludwig sei „rot“, wie damals die Liberalen hießen, und längst hatte ich bemerkt, wie er an Wahltagen ängstlich und eilenden Schrittes mit seinem „roten“ Wahlzettel am Pfarrhaus vorbeischlich dem Rathaus zu, aber nie sprach ich mit ihm über Politik, noch weniger fragte ich nach seiner Abstimmung.

Er war ein frommer Mann, der frömmste wohl im Dorf, kam alle Tage zur Kirche, beleidigte kein Kind — aber er wählte rot. Warum? Antwort: Weil er zu den vielen, vielen Schneiderseelen gehörte, die nie gegen den Strom schwimmen, und zu jenen loyalen Untertanen, von denen nicht drei beisammen sein können, ohne daß sie Hoch schreien auf die Obrigkeit. Da aber in jenen Tagen „die Roten“ mit Macht am Ruder waren, vom Minister bis herab zum Nachtwächter, und jeder „Schwarze“ als Reichsfeind galt, so ging mein Freund Ludwig stets mit jenen.

Mit Schrecken hatte er gesehen und erlebt, daß die Gendarmen ins Dorf kamen der Schwarzen wegen und daß der Pfarrer eingesperrt worden war. Darum wandte er sich ängstlich ab von den Schwarzen, wenn's ans Wählen ging, damit er in Ruhe seinem Gott dienen und seinen Mitmenschen Kleider flicken könnte.

Doch ließen wir uns, wie schon angedeutet, unsere poetischen Spaziergänge nie trüben durch politische Widersprüche. 's wär' auch schad darum gewesen!

Erst später hörte ich, daß es in Elze heute noch so Mode sei, daß die Männer fleißig in die Kirche gehen, aber meistens „rot“ wählen.

Drum war eben mein Freund Ludwig ein echter Elzacher.

In der ersten Zeit, da wir so auszogen, wollte er jeweils seinen besten Rock anlegen, und das war sein brauner, langer Hochzeitsrock von anno 1838, der immer noch schön war. Wenn alle Menschen so sparsam und achtsam mit den Kleidern umgingen wie der Thomme, der nur alle 25 Jahre einen neuen Rock und neue Hosen brauchte, so müßten die meisten Schneider Hungers sterben.

Mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er nur einen kurzen Kittel anzog, ein Stöcklein in die Hand nahm und mich begleitete. Vorher trank er aber noch sein Gläslein Wein aus, das stets neben ihm stand, wie die Uhr neben ihm lag. Seinen Wein pflanzte er oberhalb seiner Hütte und drunten am See auf dem „Hundsrucken", wo es zwar wenig gibt, aber guten.

An Sonntagen wäre mein Schneider um keinen Preis mit mir spazieren gegangen. Nach der Vesper, die er nie versäumte, las er regelmäßig ein Kapitel aus dem „Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria", dann zündete er eine Zigarre an, die einzige in der Woche, und trippelte leichten Schrittes dorfab dem Wirtshaus zu.

Von dieser Tagesordnung war er nicht abzubringen, drum mußt' ich an Sonntagen stets allein gehen.

Ins Wirtshaus ging er weniger des Trinkens halber, als um „mit seinen Mitbürgern Red' und Antwort austauschen zu können". Aber friedlich mußte es hergehen. Wo Streit und Händel, wenn auch nur in Worten, entstanden, trank der Ludwig alsbald sein Glas aus und eilte davon, als ob Mord und Brand los wären.

Seinen Mitbürgern imponierte er aber weniger durch seine Friedensliebe, als durch seine Schrift, welche durch seine Rechnungen an den Tag kam. So schön wie der Schneider Ludwig schrieb der Schulmeister nicht. Drum, und das war vielleicht sein höchster Stolz, wählten ihn die

Hangouer in den „Ausschuß“. Ich kann es nicht erzählen, wie oft er mir sagte: „Es ist doch viel, daß die Hagnauer mich, einen schlichten Schneidermeister und Fremdling, dreimal mit je sechsjähriger Amtsdauer in den Ausschuß gewählt haben.“

Auch, daß der Gemeinderat ihm Jahre lang das Amt einer Urkundsperson bei der Feuerschau übertrug, rechnete er diesem hoch an.

Sein Wunsch wäre nur gewesen, daß sein Lehrmeister in Elze noch gelebt und diese Dorfehren seines Lehrlings erfahren hätte. „Denn der Göhring hat's in Elze zu nichts derartigem gebracht.“

Auch mit der Feldhut wurde er zeitweilig betraut und eilte dann am frühen Morgen und spät am Abend durch Feld und Flur. Aber angezeigt hätte er um des lieben Friedens willen nie einen Frevler. Er dachte: „Wenn die Diebe mich sehen, werden sie schon gehen, und dann ist der Zweck auch erreicht ohne Strafe und Feindschaft.“

So hatte der gute Schneider im ganzen Dorf keinen Feind. Nur einer war ihm nicht grün, und das war mein großer Sakristan, der Kübele. Und das kam also:

In den Tagen der Weinlese, die das einzige Brot bringt fürs Jahr, kennen die Hangouer, so religiös sie sonst sind und so gerne sie in die Kirche gehen, keinen Sonntag, noch weniger einen Kirchgang am Werktag. Mesner und Pfarrer sind in jener Zeit an Werktagen meist allein beim Gottesdienst, selbst die Meßknaben fehlen.

In diesen Tagen ließ einer die Kirche nie im Stich, und das war Ludwig Thoma, der Schneider. Er allein kam und zwar, um als Meßknabe zu fungieren, weil er wußte, daß der Mesner das nicht könne, und weil er glaubte, der Pfarrer wäre deshalb in Verlegenheit.

Ja, er hätte es nicht billig gegeben, in der Kirche zeitweise so funktionieren zu können. Als Knabe hatte er in Elze viele Jahre lang zur Messe gedient und konnte die Ge-

bete noch so gut wie damals, weil er sie in seinem Alter noch Tag für Tag hinten in der Kirche für sich mitbetete.

So oft der Schneider am Altar diente, war mein Sakristan unzufrieden und murmelte vor sich hin, teils aus Eifersucht, teils weil der Schneider, im gleichen Alter wie der Mesner stehend, diesem öfters nach der Messe in der Sakristei und in meiner Gegenwart sagte: „Konrad, Du könntest doch auch einmal ministrieren lernen. Komm am Abend zu mir, ich will es Dich lehren. Denn wenn ich im Herbst einmal krank werde, kommt der Herr Pfarrer in Verlegenheit."

Jedesmal aber wurde der Große teufelswild über diese Zumutung und sprach: „Weißt, Ludwig, Meßgebete lernen ist für kleine Buben, aber nicht für unsereinen. Und wenn Du kein Schneider wärst, hättest Du das Meßdienen auch längst vergessen."

Der Pfarrer aber lächelte stillvergnügt zu diesem Zwiegespräch und ließ beide jeweils gewähren. —

Die Reisen meines Schneiders ins Elztal alle fünf Jahre galten in seinen spätern Jahren weniger der Heimat als solcher, sondern dem Bruder Michel, dem der Ludwig mit wachsender Bewunderung folgte. Als ich mit ihm Freundschaft schloß, war der Michel bereits auf dem Zenit seiner brüderlichen Bewunderung angekommen, denn „er konnte jeden Abend einige Zigarren rauchen, hielt sich Zeitungen und Zeitschriften und saß im Löwen z' Elze bei den Herren als der einzige Bürger."

Das Letztere, das bei den Herren Sitzen, war dem Ludwig das Höchste, und er staunte immer wieder, wie weit es der Michel mit seinem Ledigbleiben gebracht habe.

Sogenannte Herren gibt's in Elze zwar nicht viele. Wir nennen den Pfarrer, den Doktor, den Apotheker und den Notar. Aber bekanntlich gewinnt der Wert der Herren beim Volke, je weniger irgendwo vorhanden sind, und so standen dem Ludwig die Elzacher Herren hoch, und daher

seine Bewunderung, daß der Michel jeden Abend mit ihnen sein Bier trinken durfte. Und die seligste Erinnerung an seine Wallfahrt zum Bruder Herrenmichel war dem bescheidenen Dorfschneider die, daß der Michel ihn mitnahm zu den Herren im Löwen zu Bier und Zigarren.

Anno 1874 wollte er seine Barbara wieder einmal mitnehmen, damit auch sie Michels wachsende Herrlichkeit schaue. Schon war der Tag der Abreise bestimmt. Die gute Frau sah voll Angst die Mühsale der Fußtour vor sich, doch der Tod nahm ihr diesmal den Schrecken über den weiten Weg ins Elztal ab und ließ sie den kürzeren in die Ewigkeit antreten.

Sie wurde schwer krank. Der Ludwig, in tausend Sorgen, nach 36 Jahren friedlichen Zusammenlebens sein Weib verlieren zu müssen, eilte zu mir und dann im Eilmarsch nach Meersburg zum Doktor.

Ich war eben in der Krankenstube, als er heimkam, leichenblaß. Ehe er das Medizinglas aus seinem Rock ziehen konnte, fiel er zu meinen Füßen ohnmächtig und wie leblos nieder.

Ein Guß kalten Wassers, den ich ihm auf die Herzgegend schüttete, schnellte ihn wieder zum Leben empor. Von da an hielt er mich für seinen Lebensretter, im Glauben, ohne mein rasches Eingreifen wäre er nicht mehr erwacht.

Sein gutes Weib starb, und vereinsamt saß er fortan auf seinem Schneidertisch, froh, wenn ich ihn bisweilen mitnahm und von trüben Gedanken erlöste.

Kinderlos, hatte das Ehepaar eine Nichte der Frau adoptiert. Der gab der Ludwig einen braven Mann, aus dem Stamme der Meichle, das Häuschen, die Reben und die Geißen und behielt sich bloß sein Kämmerlein vor, seinen Schneidertisch, seine Reben im Hundsrucken und das Mitessen bei den jungen Leuten.

Aber die Fahrt zum Michel ward von 1875 an wieder jedes fünfte Jahr gemacht und gab uns stets längere Zeit Stoff auf unsern abendlichen Wanderungen. –

Nächst dem Michelsbesuch galt dem guten Mann als das höchste irdische Fest ein Jahrmarkt zu Markdorf, aber nicht wegen der Dinge, die andere Leute vom Volke zu den Jahrmärkten hinziehen. Von alle dem sah er nichts und wollte nichts sehen. Seine Freude war, daß der Kaufmann Karle, in dessen Haus er seit vielen Jahrzehnten Hosenzeug, Hosenfutter, Knöpfe und Faden kaufte, ihn an Jahrmärkten als Kommis einstellte.

Schon in aller Frühe, lange ehe der Tag über dem Gehrenberg und dem Städtchen Markdorf aufging, eilte der Schneider landeinwärts, um ja beizeiten seines Amtes walten zu können

Mit Wonne erzählte er mir dann andern Tags, wie er den Landleuten „den Zeug" vorgemessen, zwischenhinein eine Nudelsuppe, Rindfleisch und Wein und zum Schluß als Geschenk einige Ellen Stoff zu Hosen bekommen habe. Und ich hörte ihm, obwohl er vom Jahrmarkt immer das Gleiche erzählte, jeweils gerne zu, weil mich sein innerer Friede über ein so winziges Glück erfreute und seine Genügsamkeit mir wohltat. —

So lebten, sprachen und spazierten wir zwei fünfzehn Jahre lang miteinander im stillen Dorf am See und in seiner Umgebung. Und wir hätten noch länger so gelebt, wenn nicht Alter und Kränklichkeit mich getrieben hätten, den Einzeldienst des Pfarrers aufzugeben und der meinen Nerven so feindlichen, weichen Seeluft zu entfliehen. —

Über der Hütte des braven Schneiders, hoch oben in den Weinbergen, lag mein Rebhäuschen mit seiner unvergleichlichen Aussicht auf See und Alpen.

Dort saß ich noch an einem Abend im Juli 1884, kurz vor meinem Weggang, mit dem guten Ludwig, und wir sprachen vom Abschied. Es überkam ihn ein Heimweh nach den Bergen des Schwarzwalds, in die ich hinabziehen sollte, ein Heimweh nach Elze, seiner Vaterstadt, die nicht so ferne von meinem künftigen Wohnort Freiburg liegt.

„Wenn ich nicht ein armer Schneider wäre," meinte er, „zög' ich auch hinab in die alte Heimat und stürbe dort. Der Michel hat mich auch schon eingeladen, aber ich mag ihm nicht zur Last fallen. So bleib' ich z' Hange, wo ich jetzt zweiundfünfzig Jahre gelebt habe, und warte da auf den Tod."

Aber das Versprechen gab er mir, so Gott ihm Leben und Gesundheit schenke, im kommenden Jahre, wo wieder Michelswallfahrt war, mich zu besuchen.

Der Sommer 1885 kam und mit ihm Mariä Himmelfahrt. Richtig traf am Tag zuvor der Ludwig bei mir ein in seinem Hochzeitsrock von anno 1838. Ich hatte eine helle Freude, während er etwas gedrückt schien. Was ihn drückte, sollte ich zu meinem größten Spaß bald hören.

Er war mit einem Herrn von Basel hergefahren, und der hatte ihm, als er hörte, der Mann im siebenundvierzigjährigen Hochzeitsrock wolle mich besuchen, gesagt, man tituliere mich auch „Doktor".

Jetzt fuhr ein Schreck in den guten Ludwig, und er entschuldigte sich, daß er so viele Jahre hindurch so grob gefehlt und zu mir stets nur Pfarrer und nie Doktor gesagt habe.

Ich lachte hell auf und sagte ihm, wenn er sonst nichts zu verantworten habe aus seinem Leben, so könne er dereinst unter die Engel des Himmels aufgenommen werden. Und dann gab ich ihm folgendes Gleichnis: „So wie manche Schneider, die nichts für Höfe zu schneidern haben, den Titel Hofschneider führen, damit dumme Leute meinen, sie könnten mehr als gewöhnliche Schneider, so verschafften sich Theologen, Juristen und ähnliche Leute den Doktortitel, damit billige Denker meinten, diese Doktoren wüßten mehr als andere, die diesen Titel nicht führen. So hätte ich mir auch in meinen jungen Jahren jenen Titel geholt."

„Aber wie manch ein gewöhnlicher Schneider mehr könne, als ein sogenannter Hofschneider, so sei es auch mit

den Doktoren unter den geistlichen und weltlichen Studierten. Sie seien gar oft dümmer als die andern."

Jetzt war mein Schneider zufrieden und sein Gewissen beruhigt.

Wir redeten viel von den guten, alten, stillen Tagen in Hange. Und er erzählte mir auch, wie er mit meinem Nachfolger, dem Pfarrer Fehrenbacher, gar nicht zufrieden sei, denn der habe einmal einem Dritten gegenüber geäußert, „er meine, der Schneider Thomme trinke gern".

Diese Äußerung hatte den alten Mann mit Recht empört, denn es lag darin ein Vorwurf, den alle Hangouer eher verdienten, als der gute Ludwig, und ich versprach ihm, dem Pfarrer zu schreiben, wie unrecht er meinem Freund getan hätte.

Beim Abschied wurde der Schneider Prophet. Er schaute in seine Zukunft und meinte, jetzt komme er nie mehr nach Elze und zu mir, es sei dies sein letzter Besuch in der Heimat gewesen. In diesem Leben würden wir uns nimmer sehen.

Und so war es. Vier Jahre gingen noch in die Welt, im fünften wäre er wieder gekommen, aber im Frühjahr 1889 starb er und mit ihm der brävsten und genügsamsten Menschen einer.

Im Sommer des gleichen Jahres suchte ich einmal auf dem Weg ins Kinzigtal in Elze den Michel auf und das Vaterhaus meines Freundes. Aber wie erstaunte ich, da in dem kleinen, düstern Hof ein uralter Mann sich mir präsentierte als Bruder Michel, der Seiler.

So müssen die römischen Feldherren ausgesehen haben, wenn sie nach vielen Kriegstaten vom Staatsleben sich zurückzogen und ihren Kohl bauten fern der Weltstadt!

Adlernase, kurz geschorener Vollbart, scharfe Züge, kluge Augen machten den Achtziger Michel zu einem imponierenden Mann. Und als er sprach, klang seine Rede so ernst und feierlich, wie die eines römischen Senators.

Wenn ich's nicht gewußt, nie hätte ich geglaubt, daß der sanfte Ludwig, mit seinen wasserblauen Augen und seiner geistig unbedeutenden Miene, ein leiblicher Bruder Michaels, des Gewaltigen, sei.

Jetzt begriff ich die Lebensweisheit des Bruders Michel, von welcher der Schneider mir so oft erzählt, den Respekt seines Bruders Ludwig vor ihm und den Umgang der Herren von Elze mit ihm. Wahrlich, der Mann war zu etwas Besserem geboren, als Seile zu drehen und Wagenschmiere zu verkaufen für die Bure in und um Elze herum!

Doch der Michel war seines Lebens baß zufrieden. Wir sprachen vom Ludwig, und beim Abschied äußerte er trocken: „Ich glaub', ich gehe ihm bald nach.“ Und er hat Wort gehalten; denn als ich ein Jahr darauf abermals durch Elze gezogen kam, eintrat in das kleine Häuschen und nach dem Michel fragte, gab eine alte Jungfrau die Antwort: „Der Vetter ist gestorben und hat mir Alles vermacht. Gott geb' ihm die ewige Ruhe.“ Heute, 1911, ist auch sie tot und alles in fremden Händen. So oft ich aber an dem kleinen Häuschen in Elze vorbei fahre — und das geschieht jedes Jahr einigemal — denke ich voll Wehmut an den Michel und an den Ludwig. —

4.

So nahe ich dem Schneider Ludwig stand, ebenso fremd war mir der zweite Dorfschneider von Hange, der Klemens Bock. Er war der einzige im Dorf, der nie in die Kirche kam, und deshalb konnte der Pfarrer mit ihm nicht wohl verkehren. Zwar sollte ein guter Hirte die verlorenen Schäflein zuerst aufsuchen, aber die übrigen Hagnauer sagten mir, mit dem „Schnider Bock“ sei in der Richtung nichts zu machen.

Dabei war dieser Schneider ein höflicher, freundlicher Mann, der dem Pfarrer nie etwas in den Weg legte. Er schneiderte übrigens zu meiner Zeit nur, wenn er kein Geld

hatte; sonst trieb er, ein findiger Mensch, der mit zwei klugen Augen über eine spitzige Nase hinausschaute und stets tadellos rasiert war, das Gewerbe eines Weinkommissärs für ein jüdisches Großhaus in Stuttgart.

Im Herbst war der Schneider Bock eine wichtige Person, und mancher Rebmann, der nicht verkaufen konnte, lief ihm mit guten Worten nach, damit er ihm den Wein abnehme für „Hirsch und Compagnie“. Ein andermal war aber auch der arme Schneider wieder froh, wenn er dem Rebmann ein Paar Hosen machen durfte.

Ich hörte nebenbei so viel von der Vergangenheit des Klemens, daß ich begierig war, von ihm selbst einmal das Nähere zu erfahren. Da aber viele Leute dem eigenen Pfarrer nicht gerne beichten und der Schneider Bock überhaupt vom Beichten nichts wissen wollte, ließ ich ihn interviewen. Dazu aber hatte ich einen ganz vortrefflichen Reporter zur Hand, und das war mein Freund Engelbert Ainser, Rebmann, Gemeinderat und Sekretär des Winzervereins.

Wer, so lange der Engelbert lebte, sah, wie dieser kleine, etwas gebückte Mann mit seinen blonden, gelockten Haaren, seiner scharfen Adlernase, zu der die freundlich blickenden Augen nicht recht paßten, mit seinen zwei Stieren im Frühjahr zu Acker oder im Herbst die Traubenzüber in die Torkeln fuhr, würde nicht geglaubt haben, daß in dem Manne ein so famoser Reporter stecke.

Aber wenn er, frei von harter Tagesarbeit, am Abend seine Prise Schnupftabak und ein gutes Glas Wein hatte, so war er allen Berichterstattern und allen Sekretären der Welt gewachsen. Dann schrieb er ebenso gewandt die Mitteilungen seiner Hangoner Schneeballen nieder und preßte diese nach jeder Richtung aus, als er einen Bericht an das badische Finanzministerium verfaßte in Sachen des Winzervereins.

Gar oft an langen Winterabenden, wenn mein Nervenelend mir Lesen und Schreiben verbot, hat der Engelbert mir vorgelesen oder ich habe ihm diktiert, herzlich froh, einen

so dienstgefälligen, treuen und brauchbaren Mann im Dorf zu haben.

Er also hat mir den Bock ausgeholt und die Ausbeute zeigt, daß dieser der alten Hangouer Schneider letzter nicht war, und daß nur mein landsmännisch fühlendes Herz mich verführte, den Ludwig an die erste Stelle zu setzen.

Sohn eines Schneiders und einer Stickerin, ward der Klemens Bock 1810 in Hange geboren, fast zu gleicher Zeit, als sein Mitschneider, der Ludwig, in Elze das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater Sebastian Bock war ein gestrenger Mann, der seine Kinder nach alter Art, die ich in meiner Knabenzeit in manchen Häusern auch noch sah, nie an seinem, sondern nur an einem eigenen, kleinen Tischchen essen ließ.

Der alte Bock war aber auch ein origineller Mann, der seinem Ältesten, dem Klemens, die Erinnerung an besondere Ereignisse ganz besonders einzutrichtern pflegte.

Als einer meiner Vorgänger, der Pfarrer Kraft, starb, nahm der Vater den kleinen Sohn zur Beerdigung mit, und während der Leichnam am Portal der Kirche eingesenkt wurde, hob der Alte den Jungen in die Höhe, damit er den Vorgang sehe, dann gab er ihm nach alter Sitte eine Ohrfeige und sprach: „So, jetzt merk Dir's, daß heute der Pfarrer Kraft beerdigt wurde."

Der Schneidervater war in jenen Tagen auch Polizeidiener und mußte als solcher bei Bränden die Sturmglocke läuten. Als es nun in der Neujahrsnacht von 1814 auf 15 im Städtchen Markdorf brannte, nahm der Alte, nachdem er das Feuerzeichen gegeben hatte und die Mannsleute zum Löschen aufgebrochen waren, den vierjährigen Knaben auf die Anhöhe hinter dem Dorf, zeigte ihm die Röte der Feuersbrunst am Himmel und gab ihm dann abermals eine Ohrfeige mit den Worten: „So, Klemens, denke daran, daß Du heute die erste Feuersbrunst in Deinem Leben gesehen hast."

Die zwei Ereignisse aber, welche auf so eigene Art eingeprägt worden waren, blieben haften fürs ganze Leben[1].

Als Schneider, Polizeidiener und Bebauer eines Rebgartens, der dem Spital Überlingen gehörte, war es keine kleine Aufgabe, acht Kinder zu ernähren; denn in jenen Jahren waren die Herbste gering und die Leute im Dorf deshalb meist arm, sehr arm aber war der kindergesegnete Vater Bock.

Dazu lag seine Frau krank, und in ihrer Krankheit mußte ihr der Klemens öfters „Zuckerbrot" holen in Meersburg, bekam aber dafür vom Vater Prügel, wenn der dahinter kam.

Die Mutter starb, und bald darauf heiratete der Vater eine „Wimmlerin" aus dem Württembergischen.

Im Herbst, wenn die Hagnauer in allen Blättern am See und im obern Schwabenland ihre Weinlese angezeigt haben, kommen Scharen von Mädchen aus dem badischen Hinterland und aus dem benachbarten Württemberg, um „wimmeln" zu helfen und nebenbei tüchtig Trauben essen zu können, die in ihrer Heimat nicht gedeihen.

Am Abend ziehen sie während der Herbstzeit singend durchs Dorf oder am See hin, und schon mehr denn ein Hangouer Bursche hat sich in eine Wimmlerin verliebt.

So ging's auch dem kinderreichen, armen Schneider. Und da jeder Mann, der sucht, ein Weib findet, fand er trotz seiner acht Kinder und trotz seiner Armut ein solches in einer Wimmlerin.

„Unter Donner und Blitz" zog er im Sommer 1820 mit seiner Schwäbin zur Kirche, hinterdrein der Klemens und wer von den Kindern laufen konnte.

Die Wimmlerin gab ein braves Weib ab, aber dem Elend in des Schneiders Haus konnte sie nicht abhelfen. Ihre Vorgängerin hatte als geschickte Stickerin für Volks-

[1] Im Mittelalter wurden die Knaben mitgenommen beim Setzen von Marksteinen und zu bleibender Erinnerung daran mit Ohrfeigen regaliert.

trachten manchen Kreuzer auch von auswärts verdient, die Wimmlerin konnte aber selbst im ersten Herbst nach ihrer Verheiratung nichts verdienen, denn ein Hagelschlag vernichtete die ganze Hoffnung des Jahres 1820.

Jammer und Klage ging durchs ganze Dorf, vorab aber durch die Hütte des armen Schneiders und Polizeidieners.

Das häusliche Elend drang dem Klemens so ins Herz, daß er, zunächst ohne Wissen der Eltern, in dem wenige Minuten von Hange in einer Mulde am Wald gelegenen Weiler Frenkenbach sich einem Bauern als Kuh- und Pferdehirten verdingte gegen einen Lohn von einem Gulden, je einem Paar Schuhe und Hosen und einem Hemd.

So kam er dem Vater von der Tischlade weg und blieb Hirtenknabe bis zum 13. Lebensjahr. Unermüdlich zog er in den Wiesengründen zwischen Wald und See mit seinem Vieh hin und her und erwarb sich des Bauern Gunst. Aber der Vater holte ihn, damit er ein Schneider werde. Doch nicht zu Hause sollte er dies Metier lernen, sondern fernab von der Heimat, droben im schwäbischen Städtchen Wangen im waldreichen Allgäu, wo ein Vetter des Alten das gleiche Gewerbe betrieb, und wohin der Vater mit seinem Sohne aufs Geratewohl aufbrach.

Nach damaligem Zunftgesetz, das unserer Gewerbefreiheit gegenüber in vielen Stücken ein wahres Vernunftgesetz war, durfte ein Meister nie mehr als einen Lehrjungen aufnehmen, weshalb der Vetter in Wangen, weil er schon einen solchen Studenten hatte, den Klemens provisorisch als Lehrbub einem Schneider in dem benachbarten allgäu'schen Dorfe Egloffs übergab, dem Geburtsort meines ersten Studienlehrers, des Kaplans Schele.

Mit dem provisorischen Meister ging's täglich auf die Stör zu den Keltenbäuerlein im rauhen Allgäu. Hier lernte der Lehrbube vom See kennen, daß Hange am Bodensee und Frenkenbach am Wald Paradiese seien, nicht bloß der Natur, sondern auch dem Essen nach.

Wenn die armen Schneider, oft nach mehrstündigem Marsch, müde und hungrig in dem Gehöfte, das ihrer wartete, ankamen, gab's zum Frühstück eine „Saurupsuppe", ein Gemeng' von Sauermilch, Buttermilch und Mehl, Mittags zur Sommerszeit Salat mit Krautwasser und Zwiebelrohr und im Winter Knöpfle aus schwarzem Brotmehl.

Einmal arbeiteten die Schneider beim Pfarrer von Egloffs, und der äußerte Mitleid mit dem Lehrbuben, welcher vom schönen Bodensee weg ins Allgäu verschickt worden wäre. Flugs stieß jetzt das Schneiderlein das Heimweh an, und so oft er fortan eine freie Stunde hatte, lag er unter einem Apfelbaum in des Meisters Garten und weinte vor Heimweh so laut, daß die Bauern im Dorf zusammenliefen.

In dieser Not kam Bericht aus Wangen, des Vetters bisheriger Lehrbub sei freigesprochen, und der Klemens könne jetzt eintreten. Freudig eilt er unter dem Geleite des braven Dorfschneiders dem Städtchen zu, aber der arme Kerl kam vom Regen in die Traufe.

Die ehemalige Reichsstadt Wangen, elegisch am Eingang in die Waldberge gelegen, hatte vier Tore. Bei zweien, beim Leutkircher und beim Lindauer Tor, war der Vetter Schneider als Zoll- und Pflastergeldeinnehmer und als Wächter angestellt.

Der findige Schneider machte sich aber die Sache leicht. Er blieb in seiner Wohnung in der Stadt, besetzte das Leutkircher Tor mit zwei Gesellen, die neben der Arbeit das Zoll- und Pflastergeld einnahmen, und das Lindauer mit einem Gesellen und dem Vetter Lehrbuben und übertrug dem letztern sowohl die Erhebung der Gebühren als die Nachtwache, welche im Auf- und Zuschließen des Tores bestand, wenn Fuhrwerke kamen von Lindau her.

So lernte der Bube nichts und bekam überdies noch täglich Schläge, bald vom Meister, bald von den Fuhrleuten. Hatte er einen Fuhrmann passieren lassen, der ihm zu wenig Fruchtsäcke angegeben, und es stimmte die Zahl nicht

mit den Säcken, die der Mann auf dem Markt ausgestellt, so bekam der Schneidermeister Reklamation von der Stadt und schlug dafür seinen Einnehmer, den Lehrbuben.

War dieser am Tore genau und zeigte eine Defraudation der Fuhrleute an, so schlugen ihn diese mit ihren Peitschen. Der Lindauer und der Memminger Bote traktierten den armen Buben einmal so, daß sie zu Gefängnis verurteilt wurden. Der Beleidigte konnte aber damals noch die Strafe schenken, was der gute Klemens gerne tat, um später als Dank wieder Hiebe zu bekommen.

Am wehesten aber taten die Schläge, welche er wegen eines nächtlichen Leidens bekam, an dem er unschuldig war und wegen dessen ihn die als Kammerjungfer amtierende Magd des Meisters denunzierte.

Gegen dieses Leiden, das ihm täglich Schläge eintrug, machte er das Gelübde einer Wallfahrt nach Einsiedeln, und siehe da, es hörte auf. Dies Gelübde aber ward, wie wir sehen werden, die Ursache seiner spätern Entfremdung von Kirche und Gottesdienst.

Eines Tages entzog er sich all' den verschiedenen Mißhandlungen durch Flucht mit der Absicht, nach Wien zu wandern, wo er eine Base hatte, von der er mehr Menschlichkeit erwartete, als von dem Vetter in Wangen. Er kam bis Kempten im bayerischen Allgäu. Hier nahm ein menschenfreundlicher Schneider, bei dem des Knaben eigener Vater einst gearbeitet, sich seiner an und bewog ihn, da er ohne Schriften nicht weiter komme, zur Umkehr nach Wangen, wo der Vetter ihn, wie üblich, traktierte.

Eins aber hatte der Flüchtling durch seine Flucht doch profitiert. Er bekam einige Erleichterung im Tor- und Wachdienste. Er mußte am Lindauer Tor nur tagsüber das Pflastergeld erheben und dann am Abend spät dem Leutkircher Tor zueilen, wo er mit einem Gesellen die Nachtwache zu teilen hatte, während ein armer Mann von Wangen den Nachtdienst am Lindauer Tor besorgte.

Wie naiv und friedlich waren doch die Menschen und Zeiten noch in jenen Jahren, da ein armer Schneiders-bub die Tore einer ehemaligen Reichsstadt bewahrte und ein Schneidermeister Herr der wichtigsten Tore war!

Es war ein sehr kalter Winter von 1826 auf 27, und in seinem Nachtdienst erfror der Klemens seine Füße, amtete aber trotzdem weiter, bis im folgenden Sommer ein neuer Unfall über ihn kam und ihn erlöste von seinem Leiden als Zoll- und Nachtwächter der Reichsstadt Wangen im Allgäu.

Die Schneiderzunft in und um Wangen hielt im Sommer 1827 ihren Zunfttag, dem am Abend ein Tanz für die Gesellen sich anschloß. Der Zunfttag war in der guten, alten Zunftzeit der höchste weltliche Festtag des Jahres für die betreffenden Handwerker. Drum wollte auch der Geselle und Mitnachtwächter des Klemens nicht fehlen und übertrug diesem den gesamten Nachtdienst am Leutkircher Tor.

Beide aber, der Geselle und der Lehrbub, hatten zu Ehren des Tages schon einige Schoppen auf ihrer Torstube getrunken, und der letztere schlief so baumfest in der Nacht, daß er den um Mitternacht einfahrenden Postwagen, der von Memmingen herkam, nicht hörte. Der Postillon blies und knallte vergebens. Endlich stieg er ab und zog an der Torschelle, bis sie riß, ohne den schlafenden Wächter zu wecken.

Um den ganzen Stadtgraben mußte nun einer von den Passagieren laufen und am andern Tor Lärm schlagen. Der Meister Schneider wurde geweckt. Der kam, öffnete dem Postwagen, rüttelte aber dann seinen Lehrbuben aus dem Schlaf und schlug ihn derart, daß sein erbärmliches Geschrei die ganze Nachbarschaft des Leutkircher Tores weckte.

Trotzdem ging der Kleine, blutunterronnen am ganzen Leib, am Morgen hinab zum Lindauer Tor, um seinen Erheberdienst anzutreten.

Der Geselle, der tagsüber neben dem Buben auf dem Lindauer Tor schneiderte und durstig vom Zunftfeste in der

Frühe heimgekommen war, schickte den Lehrling alsbald fort, um im Löwen einen Krug Bier zu holen.

Der Löwenwirt sah die Striemen des mißhandelten Knaben, nahm ihn auf ein Zimmer, ließ ihm Nahrung reichen und den Wundarzt holen. Der erklärte den Zustand für bedenklich. Da Wundfieber den armen Klemens schüttelte, ließ er ihn in seines Meisters Wohnung tragen und nahm ein Protokoll auf, um Strafe zu veranlassen für den harten Schneider.

Aber weinend bat der Mißhandelte den Arzt, doch den Meister nicht zu verklagen, es werde schon wieder besser werden. Der Doktor, über des Knaben gutes Gemüt erstaunt, erfüllte dessen Wunsch.

Nach längerem Krankenlager wieder gesund, schrieb der Klemens seinem Vater endlich von der Behandlung, die der Vetter ihm seit zwei Jahren angedeihen ließ. So streng der alte Sebastian war, so war ihm denn das doch zu viel, und er forderte die Entlassung seines Buben aus der Lehre, die ein wahres Zuchthaus gewesen sei.

Der Klemens hatte als Einnehmer von einzelnen guten Leuten bisweilen ein Trinkgeld bekommen und sich so in den zwei Jahren achtzehn Gulden erspart, die in einer Sparkasse, welche der Meister verwahrte, niedergelegt waren. Aber nicht einmal dieses sauer verdiente Geld gab ihm der rohe Schneider, sondern nur einen Gulden auf den Weg in die Heimat.

So hart waren manchmal die Menschen noch vor fünfzig und mehr Jahren, namentlich Meister gegen Lehrbuben. Heute ist diese Härte einer Übermilde gewichen, und wenn ein Meister seinem Lehrling eine wohlverdiente Ohrfeige gibt, läuft der Bub davon, und der Meister wird unter Umständen noch gestraft. Besser zu hart, als zu mild. Die allzu große Humanität unserer Tage ist die Quelle der vielfachen Verrohung der heutigen Jugend. —

Für den Klemens aber kamen jetzt bessere Tage. Sein Lebensstern begann zu steigen.

Es war ein Segensjahr am See, das Weinjahr 1827, da der junge Schneider heimkehrte. Der Schoppen Wein kostete nur einen Kreuzer. Im Herbst „die Butte" tragen, war ein lustigeres Geschäft für den vielgeschlagenen Klemens, als Turmwächter sein in Wangen. Im Winter half er dem Vater schneidern. Und Schneidersarbeit gab es jetzt in Fülle, denn die Hangouer hatten Geld.

Im Frühjahr 1828 zog er als Geselle in die Fremde, kam aber nur bis Meersburg, wo er Arbeit fand und nahm. Er war schon in der weiten Welt gewesen, im Allgäu, und deshalb ging er nicht mehr weit vom See weg.

Er hatte hinlänglich die Wahrheit jenes Sprichworts erfahren, „daß, wo die Reben den See nicht mehr sehen, ein schlechter Wein wächst, und daß es dem Seehasen schlecht geht, wenn er den See nicht mehr sieht". Drum zog er, nachdem in Meersburg die Arbeit ausgegangen, nur zwei Stunden weit weg ins Salemer Tal, von wo er den See jederzeit leicht wieder besuchen konnte. Er arbeitete in dem Dorfe Mimmenhausen, bis der Herbst 1828 kam und abermals einen Traubensegen brachte.

Während andere Menschenkinder, die in der Fremde sind, an hohen kirchlichen Festen heimgehen, kommt, wer aus einem Rebort am See stammt und in der Fremde ist, im Herbst, d. i. zur Weinlese, heim. Da allein gibt's gute Tage in den Dörfern am See hin mit „Brote und Salat".

Und jeder Rebmann knüpft all seine Wünsche an den Herbst. „Wenn's einmal einen guten Herbst gibt," sagt er, „dann kaufe ich mir ein neues Gewand oder mach' eine Reise oder baue das und jenes in Haus und Hof."

So zog auch der achtzehnjährige Schneidergeselle im Herbst 1828 wieder heim trug die Butte und aß und trank nach Herzenslust.

Es ist eine harte Arbeit, „Buttemâ" zu sein in einem reichen Herbst, wo die Wimmlerinnen die Traubenkübel jeden Augenblick voll haben und dann immer wieder rufen: „But-

temâ, Buttemâ, kummet!“ Der muß, seine volle Butte auf dem Rücken und einen Stecken in der Hand als Stütze, tapfer laufen aus den Reben zum Wagen, der die großen Züber trägt, die Trauben rasch in denselben zusammenstoßen und dann wieder zurückeilen zu den Wimmlerinnen.

Doch gibt's immer noch Gelegenheit, mit den schönen Winzerinnen zu scherzen. Am Abend aber setzt sich der Buttemâ zum „Torkelmoaster“ ins Torkelstüble. Der Torkelmeister hat vom ersten Most schon einen Riesenkrug hinter den warmen Ofen seiner Stube gestellt, damit er „Suser“ werde. Und er und der Buttemâ trinken bis tief in die Nacht hinein, während draußen auf der Dorfstraße die Wimmlerinnen singen.

Sie kommen später wohl auch in die Torkelstube und lassen sich süßen Most kredenzen; denn Suser mögen „die Wiber“ nicht, weil er „frezt“.

War der Suser um, so ging der Klemens, der, wie jeder Hagnauer, von seinen Ahnen einen „Mordsdurst“ geerbt hatte, erst wieder in die Fremde, aber stets in die Nähe. Diesmal „in Hasse“ zum Schneidermeister Hagen, der zur Sommerszeit, wo der schwäbische König in dem ehemaligen, herrlich am See gelegenen Priorate der Mönche von Weingarten Hof hielt, Hofschneider war.

Und als 1829 der russische Kaiser zum Besuch des Königs dahin kam, schneiderte der Klemens viele Wochen zuvor im obigen Klosterschloß, nähte Tücher und Teppiche zusammen und drapierte Säle und Korridors.

Der lebensfrohe Geselle des Hofschneiders im Hasse hat damals sicher nicht gedacht, daß er in seinen alten Tagen „im Hof“ z' Hange, d. i. im Armenhause, wohnen und schneidern müsse. —

Es kamen zunächst immer noch goldene Tage. Im Jahre 1831 wurde er wegen seiner schmächtigen Schneidersgestalt vom Militär frei, und im folgenden Jahre schon heiratete die kühn gewordene Schneiderseele eine dreißigjährige — Amtmannstochter.

Wenn das nicht Glück heißt für einen Schneider, so gab's nie ein Schneidersglück auf dieser Erde!

Und wie kam dies Glück?

Frei geworden vom Soldatwerden, arbeitete er wieder beim Vater in Hange und bekam viele Kundschaft, weil er beim Hofschneider in Friedrichshafen konditioniert hatte und davon allerlei zu erzählen oder richtiger aufzuschneiden wußte.

Wie manch junger Arzt bei Beginn seiner Praxis sich ankündigt als ehemaligen Assistenzarzt irgend eines bekannten Professors, um so Glauben an seine höhere Medizin zu erregen, so proklamierte sich der Klemens als bisherigen „Gehilfen des königlichen Hofschneiders“ in Friedrichshafen.

Und wenn er in Wirklichkeit auch nur im dortigen Schloß Teppiche zusammengenäht hatte, so war er doch für den Hof tätig gewesen, was seinen Ruf als Schneider in jenen Tagen, wo ein König noch weit mehr galt als heute, nicht unwesentlich erhöhte.

Dieser Ruf war auch ins Nachbardorf Immenstaad gedrungen, ins letzte badische Dorf am Obersee.

Die Immenstaader unterscheiden sich nicht gerade viel von ihren Nachbarn, den Hagnauern. Beide sind durchweg Rebleute, lieben den schlechtesten Wein mehr als das beste Wasser, obwohl die herrlichste Wasserfläche zu ihren Füßen liegt, beide sind kultivierter als andere Landleute, beide besitzen im Winter Liebhabertheater und beide tragen den Charakter „Marktflecken“.

Zwiespalt herrscht zwischen den Mannsleuten nur darin, daß sie in beiden Dörfern behaupten, der Wein wachse besser als beim Nachbar. Die „Wibervölker“ aber, wie der Kinzigtäler Bauer sagt, streiten sich darum, wo die Hoffärtigsten seien. Die Immenstaaderinnen sagen in Hagnau, die Hagnauerinnen in Immenstaad.

Ein unparteiischer Richter könnte in Bezug auf den letztern Streit ein gerechtes Urteil fällen, wenn er, was

sicher sonst übel genommen würde, in diesem Falle entschiede, daß von den streitenden Parteien jede recht habe.

Zwei Dinge aber haben die Immenstaader zweifellos vor den Hagnauern voraus, einmal, daß ihr Dorf noch schöner am See gelegen ist, als Hange. Es liegt göttlich schön vor der ganzen, breiten Majestät des schwäbischen Meeres. Und dann haben die Immenstaader die Ehre, daß nach ihnen manchmal das Wetter benannt wird.

Jedermann am See und hinter dem See kennt das „Immenstaader Wetter“. Sie verdanken diesen Vorzug, daß das Wetter nach ihrem Dorf benannt wird, einem ihrer frühern Pfarrherren, der nicht gerne mit der Flurprozession ging, wenn die Sonne schien und noch weniger, wenn es regnete, und darum auf der Kanzel jeweils verkündigte, daß an dem und dem Tage Prozession sei, wenn „die Sonne nicht scheine und es nicht regne“. Seitdem heißt man am See trübes, regenloses Wetter Immenstaader Wetter.

Und noch etwas hat Immenstaad vor Hagnau voraus. Es besitzt sentimentale Menschen, eine Sorte, die man in Hange nicht kennt. Hiervon nur ein Beispiel.

Da wohnte vor dreißig Jahren unterhalb des Dorfes, am Kippenhorn, fast unmittelbar am See in einsamer Hütte ein Junggeselle mit seiner Mutter. Seine Äcker vor der Hütte waren dem Schilfboden des Sees abgerungen, und hinter derselben pflanzte er einen Weinberg.

Er war ein stiller, bescheidener Mensch, mit dem ich mich gerne unterhielt, so oft mich mein einsamer Weg am Seeufer hin an seiner wunderbar schön gelegenen Hütte vorbeiführte.

Nach Jahr und Tag unserer Bekanntschaft sah ich ihn an einem Sonntag gegen Abend auf dem Kirchhof von Hange stehen, mutterseelenallein.

Mich wunderte, was ihn dahin führte, und ich trat zu ihm hinein. Zögernd und schüchtern erzählte er mir, daß er auf ein Mädchen meines Dorfes warte, um ihm einen Heiratsantrag zu machen.

Als ich staunte, warum er das auf dem Kirchhof tun wolle, der doch sicher kein Ort sei für derlei Dinge, antwortete er: „Seit vielen Wochen versuche ich, das Mädchen an Sonntagen außerhalb seines Hauses und des Dorfes zu treffen, weil ich mir nicht getraue, weder in ihr Haus zu gehen, noch im Dorf vor den Leuten mit ihr zu reden."

„Nun habe ich erfahren, daß sie jeden Sonntag Nachmittag auf den Gottesacker gehe, um auf dem Grab ihrer Eltern zu beten. Seit zwei Sonntagen stehe ich nun hier, aber sie kommt nicht. Wenn sie nun heute wieder nicht kommt, so will ich ihr einen Brief schicken, den ich schon bei mir habe, und ihr so meinen Antrag mitteilen."

Das alles trug er so naiv und so rührend vor, daß der Heiratskandidat auf dem Kirchhof mich ganz für sich gewann, um so mehr, als ich ihn in seinem Fleiß und seiner Biederkeit längst am Kippenhorn kennen gelernt hatte und das Mädchen eines der brävsten im ganzen Dorf war.

Da er merkte, daß ich ihm nicht zürne, so wagte er tränenden Auges die Bitte, ich möchte ihm doch den Brief besorgen und ein gutes Wort für ihn einlegen.

Ich sagte zu, nahm seinen Brief und versprach ihm, so wenig das sonst für einen Pfarrer sich geziemt, meine Vermittlung.

Daheim angekommen, las ich den Brief, den er mir mit offenem Kuvert gab und mit der Bitte, ihn zu lesen, „da sicher nichts Unrechtes darin stünde".

Als ich die Zeilen gelesen, bekam der gute Kerl erst recht meine vollste Sympathie. Er schrieb ungefähr: „Ich kann in Immenstaad kein Mädchen bekommen, da ich weit vom Dorf weg wohne, ziemlich Schulden und ein altes Haus habe. Ich habe nun gehört, daß Ihr eine rechtschaffene Jungfrau und nicht hoffärtig seid, auch etwas Geld besitzt, darum bitte ich Euch, mich zu heiraten. Ich bin fleißig und brav, und wenn wir einig sind und zusammen arbeiten, werden wir unser Fortkommen haben."

Von Liebe und Liebeserklärung stand in dem Briefe keine Silbe. Kurz, wahr und offen berichtet der Brave seine ganze Lage, ohne die vielfach so verlogenen Phrasen, wie Gebildete sie loslassen, wenn sie um eine „Dame" anhalten.

Das gefiel mir über alle Maßen. Gleich am andern Morgen ließ ich das Mädchen rufen, gab ihm den Brief und sprach ihm mit beredten Worten zu, den guten Menschen am Kippenhorn glücklich zu machen.

Umsonst! Die fromme Jungfrau war fest entschlossen, nie zu heiraten; ein Versprechen, das sie vor Gott schon längst gegeben habe.

Ich durfte nun nicht länger in sie dringen und entließ sie, die heute noch, alt geworden, ledig ist. Aber eins mußte sie mir versprechen, dem armen Brautsucher selber abzuschreiben.

Ich hatte ihm zwar versprochen, die Zusage selbst ans Kippenhorn zu bringen, da ich am Erfolg nicht zweifelte. Aber so mit meinem Antrag durchgefallen, und bei der Sympathie für den Kandidaten hätte es mir zu wehe getan, ihm seine Hoffnung zerreißen zu müssen.

Fortan bin ich aber nie mehr am Kippenhorn vorüber gegangen und habe ihn auch nie mehr gesehen, trotzdem ich noch Jahre lang am See war. Gehört aber hab' ich, daß er eine Frau gefunden, aber keine, die ihm Geld gebracht, um die härtesten Schulden von der wunderbaren Hütte am Kippenhorn zu vertreiben.

Nach Jahren voll Sorge und Mühe hat den Braven der Tod von allem Kummer erlöst. —

Innenstaad hatte aber nicht bloß sentimentale, sondern auch originelle Menschen. Da war außer dem schon früher genannten Fidel Ganter, dem Freund meines Sakristans, der Stefan Fink, genannt der Finkesteffe, den ich auch noch kannte.

Er predigte in der Revolution vorab auch die Güterteilung und die Öffnung aller Gemeinde- und Kirchenkeller zu beliebigem Trunk für die Bürger.

Auch schwärmte er wie mein Sakristan für Schweinefleisch und meinte, es müsse von Staats wegen jedem Bürger ein Schwein ins Haus geliefert werden.

Dabei schimpfte der Steffe lästerlich über die Regierung und über die Herren.

Als die Preußen kamen wurde er vor den Kommandanten geführt, dieser hielt ihm seine Sünden vor und meinte, so etwas sollte man nicht einmal denken, viel weniger sagen. Als er dem Steffe dann drohte ihn erschießen zu lassen, fiel dieser vor den Offizier nieder und rief: „Herr Oberst, schenken Sie mir doch das Leben, ich will gern meiner Lebtag nichts mehr denken.“

Lachend ließ der Offizier den Steffe laufen, der für immer geheilt war von Revolutionsgedanken.

Seines Gewerbes war er ein Schreiner, hatte aber während der Revolution die Lust zu seinem Handwerk verloren und da er ein origineller Kauz war, legte er seinen Hobel nieder und gründete eine Leimsiederei.

Die Knochen dazu bettelte er bei den Weibern des Dorfes und bei jeder noch um ein Glas Most. So hatte er jeden Abend eine Partie Knochen, aber auch einen Rausch.

Die Leimsiederei rentierte sich aber bei seinem großen Durst nicht, und man verkaufte ihm Haus und Habe.

Mit Hilfe von Verwandten, denen er Besserung versprach, baute er wieder eine neue Hütte, griff wieder zum Hobel und schreinerte auf der Stör, da er keine eigene Werkstätte hatte.

Doch sein Durst brachte ihn nach einigen Jahren auch wieder um die neue Herberge, und er bezog mit seinem Weib das Armenhaus. Hier fabrizierte er Schuhwichse, zu der er auch die Schachteln machte. Er hausierte mit seiner Ware und bettelte nebenher „ums z' Trinke.“ Aber bald klagten die Wibervölker, die Wichse sei schlecht und gebe keinen Glanz.

Dazu brach er auf seinem Handel auf dem Glatteis einen Fuß und mußte lange liegen. Aber den Steffe warf

kein Unglück je darnieder. Sein Leibspruch, den er täglich oft wiederholte, lautete in guten und bösen Tagen: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen."

Kaum konnte er wieder marschieren, so nahm er eine leere Medizinflasche und bettelte bei seinen Bekannten Schnaps zum Einreiben und zur Stärkung seines kranken Fußes. Jedermann gab ihm gerne, aber er rieb viel weniger zur Stärkung ein, als er selber trank.

Während seines Krankenlagers hatte er eine Dreschmaschine ausgedacht, die er auch ins Leben setzte, nachdem er die Materialien dazu gebettelt. Sie funktionierte nach der Ernte zum Staunen aller tadellos, bis einige Burschen sie zu stark in Gang setzten und sie auseinander fiel.

„Gottlob, daß wir in den Himmel kommen" sprach der Steffe, als er am Grab seiner Dreschmaschine stand. Dann hinkte er zum Gemeinderat und bat um Genehmigung einer Lotterie. Er wolle Barometer und Thermometer machen und verlosen. Die Brettchen fabrizierte er selbst und das Geld für Quecksilber und Röhren wollte er durch den Vorverkauf der Lose gewinnen.

Er humpelte wieder von Haus zu Haus und handelte mit seinen Losen à 6 Kreuzer. Als aber die Lose alle verkauft waren, war auch das Geld alle, denn der Steffe hatte es in Wein umgesetzt. Die Gewinner mußten mit den polierten Brettchen zufrieden sein und konnten sich mit dem Leibspruch des Steffe begnügen: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen."

Er selbst aber gab alle Erfindungen und Fabrikation jetzt auf. Er hinkte in Lumpen im Dorf umher mit seinem Medizinglas und wo er um die Mittagszeit eintraf, bat er auch ums Essen mit dem Zusatz: „Vergelts Gott, schon bevor i's ho (habe)."

Vor Schluß seines Lebens winkte ihm noch ein Glück. Er erbte von einem kinderlosen Verwandten fünfzig Gulden. Als ihm der Notar in Meersburg, wohin er gerufen

worden, die betreffende Eröffnung machte, da rief der entzückte Steffe: „Alle Achtung vor Ihnen, Herr Notar!“ Dann ging er heim, lebte herrlich und in Freuden, bis das Geld fort war und bald darauf legte er sich nieder zum Sterben. Sein letztes Wort war: „Gottlob, daß wir in den Himmel kommen!“ —

Die Immenstaader hatten aber zu meiner Zeit und haben es im 20. Jahrhundert noch, ein richtiges Kunst-Original in dem ehmaligen Sonnenwirt J. Baptist Berger, der heute noch, obwohl ein guter Sechziger, seine Kunst ausübt.

Sein Vater war ein Schmied, wie sein Ahne, der aus Österreich in das malerische Dorf am Bodensee gekommen war. Seine Nachkommen hatten alle musikalisches Talent und des Baptists Vater und seine Kinder waren, mit einer einzigen Ausnahme, alle Musikanten.

Der Baptist hatte eine Stiefmutter, die ihm das Leben ebenso sauer machte, wie dem Vater. Der Knabe mußte deshalb sein Vergnügen außerhalb des Elternhauses suchen.

Er fand es zunächst bei des Vaters Bruder, dem Rebmann Friedli, der nebenbei Musikant und Komiker beim Dorftheater war, dessen Direktion der „Sefftoni“, ein Steinhauer vom Geschlechte der Dafinger, besorgte.

Beim Friedli lernte der Baptist an Winterabenden Trompete blasen, Band machen (Weiden schlitzen, um die Reben anzubinden) und hörte, wie der Friedli und der Sefftoni vom Theater redeten und dazu Most tranken.

Auch in dem Nachbarhause, im Adler, trieb sich der lernbegierige Baptist um; denn in der Küche wie im Haus, regierte die „Zenz“, die Tochter des Adlerwirts, und erste Liebhaberin beim Dorftheater.

In der Küche versammelte sie die anderen Dorfschönen, die mitspielten, und zu denen allen schlich sich des Schmieds Baptist und lauschte dem Gespräche übers Theater.

Kaum konnte er recht lesen, so ließ er nicht nach, bis man ihm Theaterstücke zum Lesen gab.

Trotzdem wurde er von der Theatergesellschaft zurückgewiesen, als er anno 1868, sechzehnjährig, um eine Rolle auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bat.

Ein Jahr darauf kam eine wandernde Schauspielerbande, aus drei Personen bestehend, und schlug ihre Bühne im Adler auf, um das Stück „Genovefa“ zu geben. Sie suchte im Dorfe nach Leuten, die eine Rolle übernehmen wollten. Der Baptist meldet sich, bekommt eine Dienerrolle, lernt sie gut auswendig und fällt nicht gerade durch, zeigt aber nichts weniger als schauspielerische Anlagen.

Nur als Souffleur nimmt ihn später die Dorfgesellschaft auf und läßt ihn nach und nach in kleinen Rollen auftreten. Nebenbei machte er komische Gedichte, die er in den Spinnstuben vortrug. Da er dabei auch viele Spottverse machte, brachte ihm seine Versekunst nicht selten Prügel ein.

Doch schon 1867 tritt er als Gründer einer neuen Theatergesellschaft auf, da die alte sich aufgelöst. Er führt mit ihr im Januar in Gegenwart des Fürsten Salm, der auf dem nahen Schloß Herschberg residierte, mit Glanz als Premiere „die Eroberung der Burg Hohenalb“ auf. Er macht aber im gleichen Jahre auch einen richtigen Theatercoup. Eines Abends sitzt er auf der „Rathausmauer“ mit einem Freund, dem Anton Berger, der andern Tags zum Militär einrücken muß. Zum Abschied verriet ihm der Rekrut, daß er verliebt sei ins „Rieders Marie“ und bat den Freund, das Mädchen in seinen Herzensangelegenheiten etwas zu überwachen.

Der Baptist sagt zu, besucht Mutter und Tochter fleißig an den kommenden Winterabenden und liest ihnen vor. Es war noch nicht Frühjahr, als der Baptist dem Toni seine Liebste abgespannt hatte. —

Eines Tages anno 1871 kam zu mir, dem damaligen Wasserdoktor am See, ein abgehärmter, bleicher junger Mann und erzählte, er sei wegen eines schweren Herzleidens schon bei zwei Ärzten gewesen und keiner habe ihm helfen können. Nun habe man ihm geraten, es bei mir zu versuchen.

Der Patient war der Theaterdirektor von Immenstaad. Ich nahm ihn in die Kur, verbot ihm jede strenge Arbeit, auch das Musizieren und Theaterspielen, ebenso alkoholische Getränke. Wenn er Jahr und Tag das befolge neben mäßiger Wasseranwendung durch Kompressen, könne er wieder gesund und bei solidem Lebenswandel ein alter Mann werden. Meine Vorhersage traf ein. Der Baptist hielt sich zwei Jahre lang und ward wieder gesund.

Aber kaum hergestellt, geht seine Theaterliebe wieder los, und er betritt abermals die Bretter. Er setzt sich auch mit dem Direktor des Stadttheaters in Meersburg, dem sangesfrohen Wildmannwirt Ruderer in Kontakt, um sein Dorftheater auf zeitgemäße Höhe zu bringen.

1875 übergibt ihm der Vater Haus und Gut — ohne die Schmiede — und er heiratet seine Marie, die er einem andern „aberobert" hatte. Sein Vater aber kauft das erste Haus im Dorf und wird Sonnenwirt.

Bis zu diesem ersten Haus von Immenstaad ging jahrelang mein täglicher Spaziergang und ich konnte zur Sommerszeit an Sonn- und Feiertagen oft meinen Patienten und seine Frau im väterlichen Wirtschaftsgarten als Kellner und Kellnerin amten sehen.

Nach wenig Jahren stirbt die böse Stiefmutter und jetzt macht ihn sein Vater zum Sonnenwirt. Als solcher gründet er, der seither nur an Wintertagen und in der Fastnachtszeit sein Schauspielertalent losgelassen, ein Sommertheater in seinem Wirtsgarten nebst „italienischen Nächten" und komischen von ihm selbst zugerichteten und bearbeiteten oder gedichteten Deklamationen.

Ehe er Wirt geworden, hatte ich ihn 1879 nochmals in ärztlicher Behandlung. Seine brave Frau kam eines Wintertages zu mir dahergeeilt und bat, sofort zu ihrem Mann zu kommen, es habe ihn in der Tenne beim Viehfüttern ein Schlag getroffen. Ich folgte ihr alsbald nach und begann meine Kur, über deren Erfolg der Baptist in seiner

originellen Selbstbiographie also schreibt: „Dr. Hansjakob stellte mich in einem Vierteljahr so weit her, daß ich wieder arbeiten konnte, aber noch lange litt mein Gedächtnis, und es wurde mir leicht schwindlig."

Gleichwohl gründete er im gleichen Jahre eine neue Theatergesellschaft, weil die alte durch Tod und Verlust von Mitgliedern an den Soldatenstand der Auflösung nahe war.

Die Wirtschaft gab er 1885 auf, aber nicht das Theaterspielen.

Trotzdem ich es ihm vor vielen Jahren schon verboten und trotzdem seine Frau immer abmahnte und bat, die Winterabende bei der Familie zu verbringen und das Theaterspielen bleiben zu lassen —

Wenn der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da kam auch das Theaterfieber
Und der Baptist spielte wieder.

So sagt er selber.

Drum spielte er fort und feierte das dreißigste und 1906 das vierzigste Jubiläum als Direktor und erster Komiker.

1908 hat er eine Tochter nach Freiburg verheiratet an einen Lokomotivheizer Weiß und mich bei der Gelegenheit wieder nach einem Vierteljahrhundert gesehen. Obgleich ich ihm auch bei diesem Besuch wieder die Mahnung gab, seines Herzens wegen das Theater aufzugeben, hat er 1909 doch wieder gespielt und ist an Fastnachtstagen heute noch gefürchtet als komischer Kritiker der Dummheiten und Schwächen, die das Jahr über gemacht wurden.

Seine originelle Selbstbiographie, die er mir zum Lesen geschickt, schließt er mit den Worten:

„Wenn es einmal Gott, dem Herrn, der das ganze Welttheater regiert, gefällt, den alten Komödianten von der Bühne dieses Lebens abzurufen, so möge die Kritik über ihn nicht allzu streng ausfallen." —

Ich hatte für die Immenstaader stets eine gewisse Vorliebe und bin gar viele Male als „Wasserdoktor“ von ihnen gerufen worden und in viele ihrer Häuser mit der Wasserkur gekommen. Ja, während mein Freund, der Schneider Ludwig, mir nur flicken durfte, machte ein junger Immenstaader Schneider namens Langenstein, der aber jetzt auch schon lange tot ist, mir die neuen Röcke.

Diese Vorliebe mag daher gekommen sein, daß die Immenstaader und die Haslacher einst derselben Herrschaft unterstanden und fürstenbergisch waren. So lange Arme hatten ehedem die Grafen und Fürsten von Fürstenberg, daß ihre Besitzungen reichten von Hasle, tief unten im Schwarzwald, bis herauf an den obern Bodensee.

Ein fürstenbergischer Amtmann waltete hier noch in den zwanziger Jahren — der zukünftige Schwiegervater des Schneiders Bock.

Der letzte „fürstlich fürstenbergische Rat und Amtmann Karl“ war beim Fischen im nahen Libach ertrunken, und seine Witwe, die Tochter des Verwalters auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Herschberg, lebte in Immenstaad mit zwei Töchtern. Die eine war verlobt mit einem Schweizer aus St. Gallen. Sie bestimmte ihren Bräutigam, seine Hochzeitskleider von dem „jungen Bock“ von Hange machen zu lassen, der beim Hofschneider in Friedrichshafen studiert habe. Der Klemens kam so nach Immenstaad ins Haus der Amtmännin und machte hier die Hochzeitskleider.

Aber ehe dieselben fertig waren, hatte der schmale Schneider das Herz der noch ledigen Amtmannstochter erobert, und noch bevor die Trauung der einen Tochter in St. Gallen stattgefunden, hatte sich die andere mit dem 21jährigen Schneider verlobt, der außer Nadel, schwerem Bügeleisen und Schneidermaß an irdischer Habe nichts sein eigen nannte.

Sie war zwar nicht wenige Sommer älter als der Schneider, aber die Liebe alter Jungfern bekommt gerne Hunger

und wenn die Liebe Hunger hat, frißt sie auch Schneider. Und die Amtmannstochter schämte sich ihres Bräutigams so wenig, daß sie ihn bestimmte, in Immenstaad sich bürgerlich zu machen und sein Handwerk daselbst zu treiben. So geschah es.

5.

Im Spätherbst 1832 wurde geheiratet. Die junge Schneiderin wurde Industrielehrerin im Dorf und, da sein Ruhm wuchs mit seiner höhern Verheiratung, hatte der blutjunge Meister bald Arbeit nicht nur für sich, sondern auch für vier Gesellen.

Sein armer Schneidervater staunte über das Glück seines Sohnes und legte sich, stolz auf die Gegenwart und Zukunft seines Sohnes, zum Sterben nieder.

Gerne hätte nun der Klemens seine Firma nach Hange verlegt ins Vaterhaus, aber eine seiner Schwestern, die den Italiener und Metzger Caporano geheiratet hatte, war ihm zuvorgekommen.

Die dreißiger Jahre und namentlich der Wein von anno 1834 machte die Rebleute am See üppig, so daß die Immenstaader und die Hagnauer sich eine Spielerei gönnten, welche damals in allen Städten und Städtchen des Landes grassierte und viel unnötiges Geld kostete — nämlich das Bürgermilitär.

Der Schneider Klemens machte sämtliche Uniformen, da er der berühmteste Schneider der zwei Dörfer war, trotzdem mein späterer Freund Ludwig in jenen Jahren schon in Hange die Nadel führte.

Ein berühmter Schneider und Besitzer einer Amtmannstochter wird aber leicht selber üppig. Schneider haben überhaupt Anlagen zum Leichtsinn, weil sie leichte Arbeit verrichten, weshalb es im Verhältnis viel mehr leichtsinnige Schneider als Grobschmiede gibt.

In Immenstaad wurde es dem einstigen Torwächter zu wohl, er sehnte sich nach Hange, wo er mehr Freunde und Kameraden hatte, die mit ihm lustig waren. Drum kaufte er dem Schwager Caporano in den vierziger Jahren Haus und Güter ab, wurde Schneider und Rebmann zu Hange und verbrachte, wie er selber sagt, die Tage „in großer Lustbarkeit".

Er, der Löwenwirt, „der Franzos", den wir im folgenden Kapitel kennen lernen, und der Küfer Paul Zimmermann waren täglich beisammen bei dieser Lustbarkeit.

Wenn ein gewöhnlicher Rebmann am See schon was leisten kann beim Seewein und, die Elsässer ausgenommen, alle andern Rebleute der Welt in dieser Leistungsfähigkeit übertrifft, so war ein Küfer der guten alten Weinzeit am Bodensee ein wahres Faß von Heidelberg. Der Paul aber, dem ich sterben half und den ich schon einmal erwähnt habe, war zweifellos der letzte Küfer alter Art. Im Geschäfte tüchtig über alle Maßen, ein Kellermeister ersten Ranges, konnte er aber auch Tag und Nacht trinken. Ihm zunächst jedoch stand im Trinken der schmale, spitzige Schneider, sein Freund und Kumpan.

Die Zecher schliefen bei feierlichen Gelegenheiten auf des Löwenwirts Ofenbank, um am Morgen früh gleich wieder im Wirtshaus zu sein und keine Zeit zu verlieren. Und doch galt keiner von ihnen im Dorf als Lump, und ich sah all' die vielen Jahre, die ich in Hange verlebte, den Schneider Klemens nie berauscht.

Das Trinken jener Tage war mehr eine Kraftprobe nach alter Ritterart.

Was den Schneider in den „Hof", d. i. ins Armenhaus und um sein Häuschen und um seine Reben brachte, das war nicht das Trinken, sondern seine Liebe zum „bayerischen Lotto", welches, in Baden verboten, leicht von der unfernen Seestadt Lindau aus seinen Weg fand nach Hange.

Es ist immer gefährlich, wenn ein Schneider eine Amt-

mannstochter heiratet, da er leicht Größenwahn bekommt und die Schneiderei verachtet.

So ließ der Klemens seine Gesellen arbeiten und suchte auf dem Weg des Lottos ein reicher Mann zu werden. Jeden Gulden, den der Löwenwirt nicht bekam, bekam das bayerische Lotto. Er verführte auch seine Freunde, wurde auch einmal als „Kollekteur" eingesperrt und stand jahrelang wegen Lottospielerei unter polizeilicher Aufsicht.

Das alles kurierte ihn aber nicht vom Spiel. Tag und Nacht studierte er dem Lotto nach, ob er nicht die herauskommenden Nummern zum voraus bestimmen könnte. Das war sein Studium schon 1846 und war es fünfzig Jahre später noch.

Um Geld zum Spiel zu bekommen, verlegte er sich auch auf Schatzgräberei im Bunde mit seinem Freunde, dem Franzos, der mir die Sache später selbst einmal erzählte, spottend über seine damalige Dummheit.

Beim Klemens war eines Tages ein Schneidergeselle eingetreten, der mit „allen Hunden gehetzt war". Er besaß Hexenbücher, verstand die Wahrsagerei und das Kartenschlagen und trieb alle Hexenkünste. Er erzählte auch, wie er im Elsaß bei einem Meister gearbeitet habe, der durch Schatzgraben enorm reich geworden sei. Dieser Meister habe nämlich eine Mistel im Zimmerwinkel oberhalb seiner „Butik" aufbewahrt, und diese habe ihm angezeigt, wo der Schatz liege.

Meister Klemens, dem sein Geselle dies zuerst berichtet hatte, zog nun den Franzos in die Sache, und es wurde im geheimen viel gesprochen über die Mistel und das Schatzgraben.

Dem Straßenwart von Immenstaad wurde Auftrag gegeben, eine Mistel ausfindig zu machen. Eines Tages meldete dieser eine solche auf einem Baume beim Schloß Herschberg. Der Geselle legt die Karten und erfährt so, daß unter dem Baum ein Schatz vergraben sei.

Nachts elf Uhr wird aufgebrochen, der Schneidergeselle, sein Meister und der Franzos, welcher allerlei Geschirr zum Graben trug.

Um Mitternacht fängt der Franzos an zu graben, die anderen zwei wachen, und der Geselle besiehlt dem Gräber absolutes Stillschweigen. Ein und einen halben Fuß tief soll der Schatz liegen. Als der Franzos im Schweiße seines Angesichtes so weit gekommen war, springt der Geselle, der es ahnt, seine Karten hätten gelogen, auf den Schatzgräber zu und fragt ihn: „Hast Du nicht die Geister vierspännig da vorbeifahren sehen?"

Der kluge Franzos aber winkt, ohne zu sprechen, verneinend ab und gräbt weiter. Als der Schatz auch bei drei und vier Fuß nicht erscheint, dämmert ihm der Schwindel. Er haut den Schneidergesellen durch und zwingt ihn, das Geschirr heimzutragen.

Kurz darauf fällt er aber dem Gesellen wieder zum Opfer. Der behauptete, aus den Karten ersehe er, daß der „Löwen" innerhalb acht Tagen niederbrennen werde. Der Löwenwirt ruft den Franzos und den Bock und vier weitere Bürger als Wächter für die acht folgenden Nächte. Die Wächter tranken vom Abend bis zum Morgen. „Von einem Brand aber, außer dem unsrigen," schloß der Franzos seine Erzählung, „war keine Spur vorhanden." —

Anno 1852, also zu einer betrübten, armseligen Zeit, gewann der Schneider Klemens endlich einmal siebenhundert Gulden im Lotto. Jetzt wollte er sich durch Großhandel emporbringen und begann einen schwunghaften Export von Gemüsen und Kirschen nach Konstanz. Sein Associé war später der Prinz Konrad, dessen fürstliche Passionen er beim Handel annahm, vermöge deren sie Gewinn und Kapital in Konstanz ließen, soweit das Lotto des Schneiders Anteil nicht wegfraß.

Da der Meister Zwirn als Gemüse- und Obsthändler zur Sommerszeit täglich über den See fuhr, so verlor er auch

bald die Schneiderskundschaft und mit ihr seine Gesellen. Und weil der Reichtum auch auf dem Konstanzer Markt nicht zu holen war, so warf er sich auf das Weingeschäft und machte den ehrlichen Makler.

In diesem Stadium lernte ich ihn kennen. Die eine Hand stets in der Rocktasche, eilte er zur Herbstzeit hastig Dorf auf und Dorf ab, von einer Torkel zur andern. Er war in diesen Tagen die eine Großmacht in Hauge, die andere der Johannes Pretsing, ein wackerer Rebmann, der sich durch seine Tätigkeit als Weinkommissionär einer christlichen Firma Laiblin in Stuttgart aus der Armut zu einem wohlhabenden Mann heraufgearbeitet hatte.

Vom Bock und vom „Prysing" hing damals der Weinpreis ab, je nachdem sie viel oder wenig zu kaufen Auftrag hatten, und respektvoll schauten — ehe der Winzerverein sie wenigstens von dieser Not erlöste — die besorgten Rebleute an den zwei Matadoren hinauf, wenn sie in eine Torkel traten mit den Mienen der Großhändler.

Es gibt keinen Zweig der Landwirtschaft, der so viele Mühen macht, wie der Rebbau, namentlich am Bodensee, wo das Klima schon rauher ist als in anderen Weingegenden.

Im Winter sitzt der arme Rebmann hinter dem Ofen, macht „Band" und trinkt „Lire" dazu. Kaum schaut die Sonne im Februar über die Alpen und auf den Bodensee herab, so ziehen Mann, Weib und Kind in die Reben und „schneiden", gar oft noch im Schneegestöber. Ist das vorüber, so beginnt der Rebmann bei jedem Wetter das „Verlegen", Verjüngen der Reben. Dann wird gebunden, wobei häufig die Finger schmerzen vor Kälte. Ende März wandert das ganze, kleine Dorf mit den „Furken"[1] in die Weingärten und gräbt Stich um Stich mehr denn dreihundert Morgen Rebfeld um.

Hat die Frühlingssonne die Augen der Reben geöffnet, und treiben die Geschosse, so kommt das „Verbrechen",

[1] Das lateinische furca, Gabel.

später das „Heften". Zwischenhinein werden die Reben nochmals „gefalgt", d. h. vom Unkraut gereinigt.

Neben all' diesen vielen, meist beschwerlichen Arbeiten muß das übrige Feld für Kartoffeln und Frucht bestellt, und Gras und Heu für das Kühlein geholt werden.

So kommt unter vielem Schweiß der Herbst. Der Wein muß das meiste Geld bringen für „Martini", wo der „Jud" und der Domänenverwalter von Meersburg ihre Rechte geltend machen.

Gar oft wenig Wein und schlechte Preise.

Und drum kann man es, wenn alle zehn Jahre einmal ein guter Herbst kommt, den armen Rebleuten nicht verübeln, wenn dann die Männer eins über den Durst trinken, die Weiber „Hochstuben" halten und die Mädle hoffärtig werden.

Die Rebleute am Bodensee, wo der Weinbau nur durch des Menschen Anstrengung und Sorgfalt noch möglich ist, gleichen, wenn gute Weinjahre kommen, den Matrosen, die nach langer, stürmischer Fahrt und nach vielen Entbehrungen und Strapazen endlich wieder einmal ans Land kommen.

Deshalb sind die Ackerbau und Viehzucht treibenden Bauern in Deutschland vermöglicher als die Rebbauern, was leicht erklärlich ist. Jene haben jedes Jahr etwas, diese selten, und wenn's dann kommt, ist die Freude so groß, daß sie nicht ans Sparen denken, sondern nur an die Entbehrungen, für die sie sich jetzt schadlos halten wollen.

Es gibt freilich auch Ausnahmen, selbst in Hange. Eine solche war mein nächster Nachbar, der Sigmund Ainser, des Engelberts Bruder. Der Engelbert war, was „Bildung" betrifft, der reinste Professor gegen den stillen Sigmund. Der aber war ein Schaffer und Sparer, wie kein zweiter. Er trank fast gar nichts, spielte nicht, ging nicht ins Wirtshaus; er arbeitete nur, betete und — jagte.

Eine kleine Leidenschaft muß jeder Mensch haben, und die war beim Sigmund das Jagen, wenn's sein mußte, auch

auf verbotenen Wegen. Ich war einige Jahre Pächter von Hanges Jagdgebiet und er der Jäger. Während andere im Wirtshaus saßen, schlich der Sigmund still durch Wälder und Reben und jagte.

Jagen, Fischen und Vogelstellen
Verdirbt manch' guten Gesellen,

heißt ein altes Sprichwort, das der Sigmund aber gänzlich Lügen gestraft hat. Obwohl er oft für den Pfarrer fischte, vor seinem Fenster für ihn Zeisige fing und für ihn jagte, trug der Sigmund am Ende vom Jahr Geld in die Sparkasse oder kaufte sich ein Stück Feld und bezahlte es bar; Dinge, zu denen es sein Nachbar, der Pfarrer, nie gebracht hat.

Unzählige Male aber hat ihn dieser dafür belobt und bewundert, wenn beide am Abend im Pfarrhaus beisammen saßen und vom Fischen, Jagen und Vogelstellen redeten.[1] —

Der Schneider Bock strahlte, wenn er nach dem Herbst die Rebleute in den Löwen bestellen und ihnen schmunzelnd das Geld vom Hirsch und vom Seligmann vorzählen konnte.

Er selbst verdiente dabei sein gut' Stück Geld, denn er war ein ehrlicher Makler und ging mit seinen Chefs zum allermindesten so ehrlich um, als diese mit dem Hagnauer Wein. Allein, hatte er Geld, so fing er an, nicht bloß seinem „geliebten Lottchen" zu huldigen, sondern auch dem Größenwahn eines Weinhändlers. Er kaufte selbst Wein und verkaufte ihn wieder billig. So kam er in immer ärmlichere Verhältnisse, wozu Krankheiten seiner Frau auch noch beitrugen, und schließlich in den „Hof", wo er freies Quartier bekam.

Sein Weib, eine von Gicht und Alter gebeugte Greisin, trug trotz Schmerz und Armut immer noch die Physiognomie einer Amtmannstochter. Ja, noch mehr. Die meisten modernen Amtmannstöchter unterscheiden sich in

[1] Heute, 1911, ist er seit Jahren auch tot wie sein Bruder Engelbert.

der Regel von andern Töchtern so wenig, als ein Gänslein von dem andern. Die Frau des Schneiders Bock aber trug unverkennbar den Typus alter Ahnenbilder. Sie hatte große, dunkle Augen und eine lange, feine Nase.

Was nicht sehr ahnenmäßig aussah, war, daß sie schwer Tabak schnupfte. Als ich sie auf dem Todbett besuchte, hatte sie, wohl aus Armut, ihren Tabak in einer grauen Düte neben sich auf dem Bette liegen.

Sie hatte diese Untugend von ihrem Schneider geerbt, wie denn fast alle Schneider wegen ihres leichten Handwerks zum Zeitvertreib schnupfen. Man wird 100 Schneider finden, die schnupfen, bis man einen Grobschmied findet, der diesem Sport huldigt. Der Mann hat bei seiner schweren Arbeit keine Zeit dazu.

Aber Frauen, die schnupfen, und solche, die Schnaps trinken, und jene, welche die Haare kurz schneiden wie die Buben, haben bei mir nebeneinander feil. —

Die „Böckin", wie die Hagnauer die ehemalige Amtmannstochter hießen, starb 1882, nur fünfzehn Jahre weniger als hundert alt.

Ihrem Sarge folgte außer dem Manne auch Bernhard, der Sohn. Der aber war mir ebenso bekannt, wie sein Vater fremd; denn er hatte während meiner Studienzeit in Rastatt als Lazarettgehilfe gedient, einzelnen von uns Gymnasiasten nebenher die Haare geschnitten und mit uns in der „blauen Katze" gekneipt.

Als ich eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Hagnau, nach einem Haarschneider verlangte, trat bei mir ein junger, schöner Mann mit elegantem Vollbart ein und sprach: „Ich kenne Euer Hochwürden selbsten von Rastatt her." Richtig, es war der Lazarettgehilfe Bock, von dem es eines Tages in Rastatt hieß, er sei mit einem österreichischen Leutnant der Garnison nach Frankreich desertiert. Seitdem hatte ich nichts mehr von ihm gehört, noch auch je gewußt, daß er von Hange sei.

Er hatte sich in Paris anwerben lassen und in der Fremdenlegion als Soldat anno 1859 die Schlachten bei Magenta und Solferino mitgemacht.

Seinem Regiment wurde, so erzählte er den Gläubigen, für hervorragende Tapferkeit bei Magenta das Ehrenbürgerrecht von Paris versprochen, aber nicht gehalten. Statt als Ehrenbürger nach Paris, kam der Bernhard mit seinem Regiment nach Afrika, wo die Legionäre in die kleine Sahara hinein Wege und Straßen bauen mußten.

Das gefiel ihm so wenig, daß er es vorzog, nach Ablauf seiner Dienstzeit heimzukehren und sich als Deserteur zu stellen. Er diente seine Strafzeit ab, machte 1866 wieder bei uns als Wundarzneidiener mit und hatte sich dann in Hange niedergelassen als Chirurg, Raseur und Friseur.

Aber das alles ernährte seinen Mann nicht, obwohl er noch mit einigen niedern Medikamenten handelte, die er „selbsten präparierte", wie Wurm- und Brechpulver.

Die wenigen „Mâne", welche sich rasieren ließen, bezahlten blutwenig pro Jahr, und das Haarschneiden wurde mit höchstens 10 Pfennig vergütet. Aber lange nicht alle Hangouer ließen sich vom Bock scheren; die meisten säbelten sich das wallende Haar der Germanen gegenseitig selber ab.

Hatte einer beim späten Nachhausegehen den Fuß übertreten oder sich beim Fuhrwerk verletzt, so probierte der verletzte Rebmann zuerst des Pfarrers Wasserkur und erst, wenn diese nicht half, rief er den Bock.

Der kam nun jeden Tag zum Verbinden, trank nachher seine Schoppen beim Patienten, und das bare Geld war in Anbetracht des Trunkes klein.

So verdiente der gute Bernhard wohl viele Schoppen, aber wenig Geld, und wurde dadurch das Trinken so gewohnt, daß er auch das wenige Geld, welches er verdiente, noch daran rückte und schließlich so wenig Kleingeld hatte, wie sein Vater.

Ja, wenn er Damenfriseur gewesen wäre, hätte der

Bernhard ein gutes Geschäft gemacht. Denn soweit ist Kultur und Mode in die Seedörfer gedrungen, daß ein Haarkünstler Beschäftigung findet sowohl in Hange als in Immenstaad.

Aber mit Haarflechten gab sich der Bernhard, ein Soldat und Fremdenlegionär, Mitsieger von Magenta und Solferino und versprochenermaßen Ehrenbürger von Paris, nicht ab, darum blieb er auch ohne Verdienst von Seite der Hangouer Damen, die am Werktag mit der Furke und am Sonntag mit falschen Haaren durch Dorf und Flur spazierten.

Sie ruhten auch nicht, bis ein Damenfriseur sich in Hange niederließ in Gestalt eines jungen Hagnauers, der in St. Gallen studiert hatte und mit seinem Vornamen Severin hieß.

Der Severin Seyfried, ein braver, stiller Bursche, hatte stets Arbeit in Fülle für die Rebfräulein in und um Hange. Aber eine Brustkrankheit legte ihn bald zum Sterben nieder.

Wie oft hab' ich an heißen Sommernachmittagen, wo alles im Feld und in den Reben war und man nichts im Dorf hörte, als meine Schritte — den guten Severin besucht! Im Hause war er allein, den Schlüssel hatten seine Leute hinter den Küchenladen gelegt. Dort nahm ich ihn, öffnete und ging hinauf zu dem Kranken, der in einer sonnigen Stube dem Ende seines jungen Lebens entgegensah.

Wie freute er sich, so oft ich in jenen einsamen Stunden ihn aufsuchte, und wie erbaute ich mich an seiner Frömmigkeit und an dem stillen Duldersinn seiner reinen Seele!

Nie — des bin ich sicher — hat, seitdem es Damenfriseure auf Erden gibt, ein so frommer Mensch dieses parfümierten Standes gelebt, wie der Severin einer war. Darum gaben auch die Jungfrauen des Dorfes in weißen Kleidern dem Braven das Geleite zur letzten Ruhe. —

Der Chirurg Bernhard machte auch den Feldzug von 1870 als Wundarzneidiener mit und kehrte nach dessen Be-

endigung wieder nach Hange zurück, wo er blieb, trotzdem seine Praxis nicht besser ging als zuvor. Allein der Bernhard wußte, daß in Hange noch kein Mensch verdurstet sei, und den Hunger fürchtete er nicht.

Er war natürlich nach wie vor mein Friseur. Und obwohl ich ihm mit der Wasserkur oft unfreiwillige Konkurrenz machte, standen wir stets auf dem allerbesten Fuß, und während ich ihm zum Haarschneiden saß, sprachen wir von den alten, vergangenen Zeiten, die wir in Rastatt verlebten.

Als im Laufe der ersten achtziger Jahre seine Lage immer prekärer wurde, zog er, der bisher eine eigene Haushaltung geführt hatte, auch zu seinen Eltern in den Hof und wurde, wie die Hagnauer sagten, Hofchirurg. Übrigens hatte der Bernhard, wie einst sein Schneidervater, zeitweilige Beziehungen zu einem Hof.

Zur Sommerszeit, wenn der Prinz Wilhelm von Baden Hof hielt im nahen Schloß Kirchberg, war der Bernhard der Verschönerungskommissär für des Prinzen Kammerdiener, Lakaien, Köche und Kutscher. Allein die Einnahmen von dort, so gut sie auch waren gegen die sonstige Praxis, halfen dem Bernhard so wenig auf einen grünen Zweig, als seinem Vater das Weinkommissariat von Stuttgart.

Aber in einem Punkte waren beide, Vater und Sohn, groß. Nie sah ich einen unglücklich über seine Lage, noch weniger bettelhaft. Sie trugen des Weltalls Kummer und Sorgen mit dem Gleichmut, der Menschen beseelen soll, die in der Befolgung ihrer Neigungen und Wünsche ihr Himmelreich sehen.

Das Schicksal traf den Bernhard nach dem Tode der Mutter und nach meinem Weggang so hart, daß ihm ein Arm abgenommen werden mußte. Jetzt war er völlig brotlos, und die Gemeinde mußte ihn erhalten, während der Vater ihn im Hof verpflegte. Auch der andere Arm sollte noch abgenommen werden, aber dessen sträubte er sich. In

Schmerzen und Elend verbrachte er unter der Pflege des Vaters noch zwei Jahre, bis der Tod ihn erlöste.

In allen Ehren begruben ihn seine Mitbürger, und manch reicher Mann hat keinen Leichenzug, wie der Bernhard ihn gehabt, der stets zufrieden war mit seinem Los, fröhlich mit den Fröhlichen, wenn er Geld hatte, und nicht unglücklich, wenn er keins hatte.

Klemens aber, der Vater, wurde nach des Sohnes Tod auch ortsarm. Schneidern konnte er nicht mehr, und die Tage des Weinhandels waren für ihn auch vorüber. Er behielt seine Armenstube im Hof, und die Gemeinde bezahlte ihm die Kost bei einem Bürger, dem er des Tags über die Kinder hütete.

Und wie mein großer Sakristan am Abend seines Lebens Kindsmagd wurde und nebenher Weltgeschichte las, so dachte der Klemens, in gleicher Stellung, über das „bayerische Lotto" nach. Er hatte es, nach seinen eigenen Worten, „nach 50jährigem Studium, so weit gebracht, daß er die Nummern, welche gewinnen, vorausbestimmen konnte und, wenn er noch einmal hundert Mark setzen könnte, in kurzem ein reicher Mann wäre".

Da ihm die hundert Mark niemand borgen wollte und es mit dem Reichtum nichts war, suchte er auf andere Art sich noch bisweilen einen guten Tag zu verschaffen. So kam er in den neunziger Jahren einmal bei seinem Kinderhüten auf den Gedanken, ein „Fest der alten Leute von Hange" zu veranstalten.

Man sagt so gerne, der Seewein sei ungesund, mache Gries und Stein und verkalke die Gefäße des Menschen. Und doch leben in den Dörfern am See, vorab in Hange, sehr viele steinalte Leute, die ihr ganzes Leben hindurch den Seewein nie gespart haben, außer, wenn sie keinen hatten.

Diese alten Leute beiderlei Geschlechts zu einem Festtag zu sammeln und für dieses Fest die nötigen Gelder auf-

zutreiben, das war der Plan des alten Bock. Er führte ihn glänzend aus.

Eines Tages schickte er mir nach Freiburg einen von ihm geschriebenen Aufruf, in welchem mit beredten Worten das Alter als eine „Ehrenkrone" geschildert war, die besonders den greisen Leuten in Hagnau gebühre, weil sie in Sorgen und Mühen des Lebens alt geworden seien. Es sei deshalb beabsichtigt, einen gemeinsamen Tag zu feiern mit Kirchgang und Festmahl.

Ich sollte ihm den Aufruf korrigieren, den er dann als Einladung an alle Freunde seines Gedankens sandte, von denen er glaubte, sie hätten Lust, etwas beizusteuern.

Er erhielt namhafte Gaben, besonders auch vom Prinzen Wilhelm. Ich stiftete ein Faß Freiburger Schloßberger. An alle Geber richtete dann der alte Klemens ein brillantes Dankschreiben.

Mich wunderte es aber, daß der Schneider, welcher nie in die Kirche kam, in das von ihm verfaßte Programm einen „Kirchgang" aufgenommen hatte. Und nun erfuhr ich, daß er seit einigen Jahren wieder in die Kirche gehe.

Mein Nachfolger im Pfarramt, ein viel frömmerer Mann als ich, war dem verlorenen Schaf nachgegangen und hatte den Alten interpelliert, warum er nie zur Kirche komme.

Mag das Alter ihn mürbe gemacht haben, er bekannte, daß er in seiner Jugend ein Versprechen abgelegt habe, eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu machen. Er sei aber nie dazu gekommen. Immer habe es am Geld gefehlt, und wenn er solches hatte, habe er es dem Lotto geopfert und nicht der Wallfahrt.

So lange das Gelübde ihn gedrückt, habe er geglaubt, unwürdig zu sein für Messe, Beicht und Kommunion, und so sei er zur Beruhigung seines Gewissens schließlich dem Gottesdienst ganz fern geblieben.

Der Pfarrer Fehrenbacher gab ihm nun das Geld zur Wallfahrt. Freudig reiste er nach Einsiedeln und kehrte

zurück mit guten Vorsätzen. Seitdem ging er zur Kirche, so oft es sein Amt als Kindsmagd erlaubte.

Ich möcht' es aber bezweifeln, ob aus dem „alten Bock" ein frommes Schäflein geworden. —

Der lustige Schneidersmann sprang, noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts, rüstig durchs Dorf als Zweiundneunzigjähriger. Ja er machte selbst wieder den Weinagenten für das Haus Hirsch. Sonst amtete er als Kindsmagd und Oberkellner beim Wirt Polykarp Freiheit oder er fungierte als Zuschneider bei einer Näherin, die auch für „Herren" arbeitete, bis Altersschwäche ihn ins Spital nach Meersburg trieb, wo er 1903, 93jährig dem Tod seinen lange gefristeten Tribut entrichtete.

6.

Während der Schneider Bock zu meiner Zeit nie in die Kirche kam, waren seine zwei Mitschneider meine besten Kirchgänger. Den einen kennen wir, den Ludwig, der andere, der dritte und letzte unserer Dorfschneider, war der Matthäus Wegis.

Der Matthä, noch älter als die andern, war dem Range nach der unterste Schneider. Er hatte kaum zu flicken. Aber in einem übertraf er seine beiden Zunftgenossen, er war der einzige Schneider, welcher Segel machen konnte, und das ist eine viel größere Kunst als ein Paar Hosen zusammenzunähen.

Ein Segel zu schneiden und zusammenzunähen, daß es sich elegant zu einer Schwanenbrust anschwellt und so das Schiff durch die Wellen treibt, das bringt nicht leicht einer zuweg. Der Matthä aber konnte das.

Ein Segel hält ziemlich lange, bis der Wind Löcher hineinreißt, und deshalb wird ein neues Segel selten begehrt. So war der Matthä meist Segelflicker, aber auch dies Flicken ging ihm ab, nachdem die Dampfschiffe die Segelschiffahrt am See fast gänzlich vertrieben hatten.

In seinem winzig kleinen, zerfallenen Häuschen am See saß er zu meiner Zeit bei der rauhesten und ordinärsten Flickarbeit, ein Bild des Friedens und der Armut.

Der Ludwig war gewiß ein stiller, bescheidener Mann, aber der Matthä übertraf ihn noch an Stille und Bescheidenheit.

Wenn er an Sonn- und Feiertagen in seinem langen, blauen Rock und seiner großen Schildkappe zur Kirche ging, schritt er so friedlich und schweigsam neben den übrigen Kirchgängern her, als ob er ein Fremdling wäre und den ersten Tag im Dorfe.

Seine Stimme tönte so ruhig und so schüchtern aus dem Munde, als ob er fürchtete, mit dem Reden den Schlaf eines Kranken zu stören.

Ich frug mich oft, wenn die stille Rede und die gewaltige Ruhe des alten Schneiders mir, dem laut und viel Schwätzenden, imponierte, ob das Temperament des Schneiders ein so glückliches sei oder ob sein freudenloses Leben den Mann so still und wetterhart gemacht haben mochte.

Wie die Kieselsteine vor seinem Häuschen die Wellen des Sees ruhig an sich hinschlagen und wieder fortlaufen sahen, so still trug der Matthä das Leben und seine Not.

Als er zu sich kam in dieser Welt, als Kind, befand er sich schon im Armenhause von Hange, damals, und ehe „der Hof“ an die Gemeinde kam, eine elende Holzbaracke, in welcher Regen und Schnee den Armen auf die Betten fielen.

Sein Vater, ein blutarmer Schuhmacher, hatte sein Häuschen und seine Reben im Gantweg verloren und saß bei den Ortsarmen, mühsam ein karges Brot für sich und die Seinigen verdienend.

Mit dem neunten Lebensjahr mußte der Matthä fort unter fremde Leute. Aber er kam vom Armenhaus in ein Paradies, als der alte Müller draußen in der Harlachen ihn als Ochsenhirten aufnahm.

Hart war die Arbeit: Um 3 Uhr des Morgens zur Sommerszeit aufstehen und die Ochsen zur Weide führen; um $^1/_4$6 Uhr die Tiere vor den Pflug spannen und „mennen"[1]; am Nachmittag wieder zum Pflug und dann auf die Weide bis in die tiefe Nacht; so verging dem Hirten der Sommertag.

Aber das Essen war ein Fürstenessen für den Buben aus dem Armenhaus. Doch ging diese Herrlichkeit nur einen Sommer und einen Herbst lang. Dann kam der Winter wieder beim armen Schuhmachervater, und als das Frühjahr kam und mit ihm das Hungerjahr 1817, wollte kein Müller und kein Bauer einen Ochsenbuben, weil das Essen so rar war.

Ein Hungerjahr in einem Armenhaus verbringen, das läßt sich, sprach der Matthä noch als Greis, nur fühlen, nicht beschreiben.

Die Gemeinde gab den Armen alle zwei Tage einige Portionen Hafermehl, aber das war meist gefälscht und enthielt wenig Nährstoff.

Doch, wie der Herr den Juden in der Wüste das Manna sandte, so schickte er jeden Morgen den Hungerigen von Hange eine andere Gabe, die Weinbergsschnecken. „Je mehr wir Schnecken auflasen," erzählte der alte Schneider, „um so mehr waren am andern Morgen wieder da."

Der Matthä las nicht nur jeden Tag einen Korb voll für die eigene Familie, sondern sammelte auch noch zum Verkauf. Vom erlösten Geld kaufte die Mutter dann Kleie und buk den Kindern Brot.

Als die Hungersnot vorüber war, ging der Bube wieder in die Fremde als Hirte in das zwischen Meersburg und Hange auf einer Anhöhe gelegene Dorf Stetten, im Volksmund „Stetthuim".

Die Stetthuimer sind meist regelrechte Bauern, die dem Binnenlande zu eine große Gemarkung haben und nur an

[1] Die Ochsen am Pflug treiben.

den Halden gegen den See hin Wein bauen für ihren eigenen Durst, der auch nicht klein ist.

Aber auch Originale hatten sie zu meiner Zeit einige, so den Brunnengeßler, den Strobel und den Megerle.

Der Brunnengeßler, der größte Bur im Dörfchen, welcher seinen Namen von dem Brunnen führte, hinter dem sein Haus stand, war der Typus eines Bauernprotzen.

Er wußte, daß er der erste Bur sei ringsum, und ließ das nicht bloß aus seinem dicken Gesicht lesen, sondern auch in seiner Sprache vernehmen.

Wenn er mit seinen zwei Braunen daherfuhr, so wußte man nicht leicht, wer sich stolzer trug, der Bur oder seine Gäule.

Ich mag alle Bauern, sogar die protzigen, drum redete ich auch gern mit dem Brunnengeßler. Ein Bur, der stolz ist auf seinen Hof, seine Matten, seine Felder und Wälder und auf seinen Viehstand, ist mir weit lieber als ein halbgebildeter Geldprotz, der sein Geld durch verdächtige Spekulationen ergaunert oder von seinem „grundehrlichen“ Vater ererbt hat und deshalb meint, er müsse für gescheit gehalten und nach der Größe seines Geldsacks respektiert werden.

Wenn ein Bauer protzt ob seines schönen Gutes, das er zwar auch ererbt hat, aber in gutem Stand erhält durch eigenen Fleiß und emsige Arbeit, so will mir das baß gefallen. Und wenn ein Bauer stolz ist darauf, daß er ein Bauer ist und zwar ein rechter, lob' ich mir den Mann. Und so war der Brunnengeßler von Stetthuim einer.

Zu Fuß ging er nur am Sonntag Morgen. Da kam in aller Frühe sein Schwager, der Müller von der Harlachen, den Stetthuimer „Bichel“ herauf, stillvergnügt ob des Sonntags. Am Wegweiser stand dann der Brunnengeßler, und nun marschierten beide langsam auf der Höhe hin zur Frühmesse nach Meersburg. Nachdem sie gebetet, wurde getrunken und erst gen Mittag der Heimweg angetreten. Am Wegweiser, vor dem Abschied, bestellten sie sich wieder auf

den kommenden Sonntag, denn beide gingen fürs Leben gern in die Frühmesse und noch lieber nach derselben ins Wirtshaus. Und mein alter Freund, der Müller Andreas Keller glaubte, eine kurze, stille Messe und ein langer, stiller Trunk seien für einen geplagten Müller und für den Brunnengeßler an Sonntagen das beste.

Jahrelang zogen die beiden in die Frühmesse nach Meersburg und am Mittag wieder heim. Aber alles nimmt ein Ende auf Erden, so auch der stille Gang der beiden frommen Beter. Den Brunnengeßler haben sie längst begraben, droben bei der Stetthuimer Kapelle, die weithin in den See schaut. Nach seinem Tod wandelte „der Harlacher" an Sonntagen abgehärmt in die Frühmess' nach Hange und dann wieder heim — ohne Trunk, bis sie auch ihn zu Hange, wo er die letzten Lebensjahre verbracht hatte, begruben, den stillen, liebenswürdigen Mann, der manchen Abend bei mir saß und eins trank, wenn er das Geld holte für das Schrotmehl, das er mir zu meinem Grahambrot geliefert. —

Auf dem gleichen, sonnigen Kirchhof liegt neben dem reichen Geßler ein anderer Stetthnimer, der ein armer Teufel, aber ein geistreicher Mensch war.

Anfangs der siebziger Jahre kam eines Abends ein fremder, großer Mann mit einem blassen, scharfblickenden Gesicht und struppigen, schwarzen Haaren zu mir und bat mich um Bücher zum Lesen.

Auf mein Befragen stellte er sich vor als „der Strobel von Stetten, Korbflechter, Holzschuhmacher und Metzger". Da diese Sorte von Leuten nicht gerade erpicht ist aufs Lesen, so rekommandierte der Mann sich bei mir schon von vornherein. Aber ich ersah auch bald, daß ich einen geistreichen Mann aus dem Volke vor mir hatte.

Ich kam fortan öfters in Verkehr mit dem Strobel und freute mich jedesmal seiner geistigen Fülle und Schärfe. Wo man ihn anbohrte, war er daheim, und über alte Geschichte konnte er so gut reden, wie über neue.

Nebenbei war er ein kreuzbraver Mann und Familienvater, der im Sommer sein kleines Gütchen bearbeitete und im Winter Holzschuhe machte, Körbe flocht und von Haus zu Haus den Bauern die Schweine schlachtete und Würste fabrizierte, und zwar alles in bester Art.

Wie feingeistig der Strobel war, hiervon nur ein Beispiel. In Stetthuim war in den siebziger Jahren ein Haus angezündet worden. Die Stetthuimer hatten den Eigentümer in starkem Verdacht, sein Haus selbst angesteckt zu haben; aber Beweis war keiner vorhanden, und niemand getraute sich deshalb der entrüsteten Volksmeinung Ausdruck zu verleihen.

Der Strobel fand das erlösende Wort. Als eines Sonntags die Stetthuimer im Dorfwirtshaus saßen und der vermeintliche Brandstifter auch kam und sich an den Tisch setzte, sprach der Strobel zu ihm: „Du, heut' Nacht hat mir's geträumt, Du habest Dein Haus angezunden!"

Sprach's und ingrimmig lachten die Stetthuimer auf. Der Getroffene aber konnte nichts machen, weil Träume bekanntlich nicht strafbar sind.

Korbflechten, holzschuhmachen und metzgen geht nicht zusammen mit Studium und Lesen. Drum starb der Strobel noch ziemlich jung an einem Gehirnleiden.

Den dritten Stetthuimer lernen wir im nächsten Kapitel kennen. —

Und nun wieder zum Matthä.

Von Stetten zog er anno 1824 als Knecht nach Kippenhusen zu dem Bauern Väletin, der dem jungen Knechtlein für 16 Gulden Jahreslohn alle Arbeiten aufhing, während er, selbst an Werktagen, dem Gansschießen oblag.

Das Gansschießen blüht heute noch in Kippenhusen, dem melancholischen Dorfe, dem der Blick auf den See durch einen Bergrücken verdeckt ist, an dem die Kippenhuser einen harten Wein pflanzen. Sie selber aber sind weit mehr Bauern als Rebleute, und darum halten und

züchten sie auch Gänse, deren es in Hange nicht ein Stück gibt trotz des großen Wassers an seinen Häusern hin.

Der echte Rebmann haßt alles, was Gans, Ente oder Huhn heißt, weil es ihm in den Weinbergen und Gärten Schaden macht.

Drum gab's in Hange nie ein Gansschießen. Die alten Hangouer waren zwar eifrige Schützen, die ihre Schießstände in den See hineinmachten, aber um „Zinngeschirr" schossen.

Man findet deshalb in vielen Häusern noch altes, schönes Zinngeschirr, Teller, Schüsseln, Krüge; alles Trophäen der einstigen Schützenzeit.

Kippenhusen hat, wie gesagt, heute noch sein Gansschießen, während in Hange längst nicht mehr geschossen wird.

Gar oft, wenn ich an stillen Sonntagabenden nach Kippenhusen wandelte zu meinem Nachbar, dem nahezu blinden, jetzt seit vielen Jahren toten Pfarrer Schroff, krachte es im Dorf beim Gansschießen.

Mein Freund war jeweils bös, daß seine Pfarrkinder so gerne knallten, aber ich nahm sie immer in Schutz und meinte, ihr Dorf sei so abgelegen, daß der Wanderer am See hin nicht glauben würde, daß dahinten auch noch Leute wohnten, wenn die Kippenhuser nicht ihre Flinten bisweilen krachen ließen.

Aber nicht bloß der Pfarrer von Kippenhusen war mein Freund, sondern auch der Wirt des Dorfes, obwohl ich nie sein Haus betreten.

Der Sternenwirt Kadler und ich hatten Freundschaft geschlossen auf der Straße.

Es gab Zeiten, wo ich auf meinen Spaziergängen täglich durch Kippenhusen kam oder in seinem Bann herumstreifte. Und so oft der Sternenwirt und ich uns trafen, hielten wir großen Diskurs; denn der alte Kadler war ein gutmütiger Mann im höchsten Sinne des Wortes oder

wie die Hangouer sagen, „der Mann ist brav, bräver wäre nit gut".

Aber der Sternenwirt von Kippenhusen hielt trotz seiner mehr als gutmütigen Denkungsart sehr viel auf sich, und gerade deshalb hielt ich sehr viel auf ihn. Trafen wir uns am Abend auf dem Felde, und ich fragte ihn, ob er fleißig sei, meinte er regelmäßig: „Ich arbeite heute schon 8 Stunden im Feld und bin doch schon über 75 Jahre alt, aber der Mann bin ich."

Zu allem, was er von sich erzählte, setzte er rühmend jeweils hinzu: „Der Mann bin ich." Und um dieser Redensart willen liebte ich den alten Kadler, und wir waren allezeit gut Freund, weil ich ihm durch alle möglichen Redewendungen Gelegenheit gab, seinen Leibspruch anzubringen: „Der Mann bin ich."

Am meisten aber war er stolz darauf, daß er in seinen alten Tagen erst geheiratet und noch eine junge, schöne Frau und zwei Kinder bekommen habe. Wenn er auf dieses Thema zu reden kam, schlug er auf seine Brust und sprach mit Emphase: „Der Mann bin ich, Herr Pfarrer."

Er lebte noch, als ich den See verließ, aber sicher hat ihn jetzt jener schon längst geholt, der wie kein anderer sagen kann: „Der Mann bin ich" — der Mann mit der großen Sense, mit welcher er alle Männer, auch die stolzesten, niedermäht und selbst den Sternenwirt von Kippenhusen.

Während ich dies Buch für den Druck revidiere, bekam ich die Nachricht, daß auch seine „schöne, junge Frau" als alte Schwiegermutter das Zeitliche gesegnet habe. —

Unser Matthä hörte als Knecht in Kippenhusen nur das Schießen, aber die Prämiengänse und das Wirtshaus sah er nie; denn einmal mußte er ohne Rast und Ruh arbeiten, und dann holte sein armer Schuhmachervater den Lohn, ehe er verfallen war, auf Heller und Kreuzer.

Diese Erfahrung entleidete dem Matthä den Knechtsstand, und er beschloß, den Pflug mit der Nadel zu vertauschen und ein — Schneider zu werden.

Vater und Sohn waren entzückt über diesen Gedanken; denn, der eine Schuhmacher, der andere Schneider, und beide in Kompanie arbeitend im Armenhaus zu Hange, das müßte infolge des großen Verdienstes ein wahres Schlaraffenleben hervorrufen.

Aber wo einen Meister finden, der es billig täte, den Matthä in die Kunstgriffe der Schneiderei einzuweihen? Überall, in und um Hange, forderten die Lehrherren der Schneiderzunft fünfzig Gulden, die aufzubringen weder der Vater noch der Sohn imstande war.

Da gingen beide auf die Wanderschaft, um einen billigen Meister zu suchen, hinein ins Binnenland, in den Linzgau. Überall, wo ein Schneider einsam wohnte und auf seiner Hölle saß, ward gefragt, was es koste, den Matthä zum Schneider zu machen.

Der eine wollte fünfzig, der andere fünfundvierzig, der dritte vierzig Gulden; alle aber waren dem armen Schuster zu teuer. So hausierten Vater und Sohn das einsame, elegische Salemertal hinunter, bis sie den altehrwürdigen Klostergebäuden von Salem sich nahten und kurz davor in Stefansfeld, einem kleinen Weiler, noch einen Schneider trafen. Der war zugleich Totengräber für Stefansfeld und für Salem, wo seit der Säkularisation des herrlichen Stifts die Beamten sitzen der Markgrafen von Baden, denen Napoleon I. das Kloster samt seinem großen Besitz durch den Macht- und Rechtsspruch der Kanone geschenkt hatte.

Dieser Schneider wollte den Matthä lehren für fünfunddreißig Gulden; davon sollten fünfundzwanzig nach der Probezeit bezahlt werden, die letzten zehn aber der Lehrling als Geselle abverdienen.

Jetzt schlug der alte Schuster dem Schneider seinen Sohn zu. Dann begab er sich vor den hohen Rat zu Hange und erbat aus den „milden Stiftungen" die fünfundzwanzig Gulden und erhielt sie.

So klein Hange ist, so hat es doch schöne Stiftungen,

meist gegründet von Geistlichen, die ehedem da wirkten, aber merkwürdigerweise mehr von den Kaplänen als von den Pfarrherren. Einst hatte Hagnau bei seinen 600 Seelen einen Pfarrer und drei selbständige Kapläne; der erstere hatte siebenhundert Gulden Gehalt, mußte aber davon noch hundert an die bischöfliche Tafel nach Konstanz abgeben, die letztern bezogen je dreihundert Gulden und hatten jeder eine elende Hütte als Wohnung und einige kleine Weingärten.

Sämtliche Pfründnießer waren also blutarme Teufel, während der Fürstbischof in Konstanz und seine adeligen Domherren im Fett schwammen, bis, ein wohlverdientes Strafgericht, die Säkularisation hereinbrach und den Adel aus den Bistümern und Kanonikaten hinausschwemmte.

Und doch haben diese armen Priester zu Hange, vorab die Kapläne, noch Stiftungen hinterlassen für die Gemeinde. Aber sie lebten so einfach, wie die Rebleute, und ihre Haushälterinnen bearbeiteten eigenhändig die Kaplaneireben und lasen das nötige Brennholz im Walde auf.

Ich lebte in Hange wahrlich auch nicht im Luxus, aß jahraus jahrein fast täglich den gleichen Kohl und das gleiche Fleisch, aber ich kam mir, so oft ich von den Stiftungen ehemaliger Kapläne hörte, vor wie ein Verschwender und Lump. —

7.

Es gibt selten ein Tal, das friedlicher drein schaut, als das fruchtbare Tal von Salem mit seinen im Sommer weithin wallenden Fruchtfeldern, seinen stillen Dörfern und Weilern, und im Hintergrund die ernsten, monumentalen Klostergebäude. Aber nie hat mich ein Tal so elegisch gestimmt, wie das von Salem.

Wenn ich oft auf der Höhe von Baitenhusen stand zur Sommerszeit und hinabschaute ins totenstille Tal, überkam mich jeweils eine schwere, aber wohltuende Melancholie.

Es mag dies daher gekommen sein, daß der Wanderer, der eben hinaufgestiegen war an Hügeln mit Fernsicht auf das wogende schwäbische Meer und die im Eis blitzenden Firste der Alpenwelt, plötzlich, auf der andern Seite hinabsteigend, das einsame, friedliche Tal vor sich sah, und daß so der plötzliche Wechsel in der Natur in der Seele die Melancholie bewirkte.

Auch unsern Matthä mochte es angreifen, wie wildes Heimweh, wenn er in dem einsamen Stefansfeld saß als Schneiderlein, keinen See mehr sah und um keine Gans mehr schießen hörte. Aber zum Dulder geboren, trug er still seine Lehrzeit, nebenher eine poesievolle und eine grausige Arbeit verrichtend.

Sein Meister war neben seinem Totengräberamt auch noch Glöckner für die Kapelle von Stefansfeld und übertrug es fortan dem Matthä, der als einstiges Knechtlein graben konnte, den Toten das Grab zu öffnen und zu schließen und dreimal des Tags das Glöcklein auf der Kapelle zu läuten.

Und wenn am frühen Morgen, am späten Abend und am sonnigen Mittag in den Jahren 1825—27 das Ave-Glöcklein auf der Kapelle von Stefansfeld friedlich und hell durch das stille Tal hintönte, wußten wohl wenige davon, daß ein vielgeplagter Schneiderlehrling es läuten machte, der nebenbei die Toten begrub, den Bauern ringsum die Kleider flickte und Heimweh hatte nach dem Bodensee, wiewohl sein Vater im Armenhaus wohnte.

So wacker aber hielt der Matthä aus, daß selbst sein Meister Erbarmen fühlte und ihm ein halbes Jahr an der Lehrzeit schenkte. Nachdem der junge Geselle noch den Rest seines Lehrgeldes abverdient hatte, zog er, vom Zunftgesetz getrieben, in die Fremde.

Bescheiden, oft mit Hunger kämpfend, wanderte er zwei Jahre lang landauf und landab im Badischen und in der Schweiz. Meister aber fand er jeweils nur für kurze

Zeit, weil eben der gute Matthä in Stefansfeld keine „feine Arbeit" machen gelernt hatte.

Wie genügsam der brave Geselle war, beweist die Tatsache, daß ihm die Stadt Rastatt, wo er eines Tages Arbeit gefunden, trotz ihrer Öde und Langweile überaus gut gefiel; nur das behagte ihm nicht, daß er beim Meister Hunger leiden mußte.

Ich bin ein alter Schwärmer für Rastatt, aber nie habe ich, mich nicht ausgenommen, einen Menschen gehört, der behauptet hätte, in Rastatt sei's schön. —

Drei Wanderjahre waren vorgeschrieben, aber, nachdem er bereits zwanzig Wochen im Herbst des zweiten Jahres arbeitslos „auf der Walz'" gewesen, ging er heim, Ende 1829, und machte einem Hangouer ein Paar Hosen.

Diese Mordtat erfuhr der einzige Schneider im Dorf, der uns schon bekannte Pfaff aus dem Katzenmoos, und verklagte den Matthä, weil er ohne ein Meisterstück gemacht und ohne drei Jahre gewandert zu sein, sich erkühnt habe, einen Kunden anzunehmen und diesem ein Paar Hosen zu schneidern. Nur der Umstand, daß der neidische Schneider diese Freveltat nicht genügend beweisen konnte, rettete den jungen Gesellen vor Strafe.

Was sollte er aber jetzt machen, um sein Brot zu verdienen? In der Fremde fand er keine Arbeit und daheim durfte er für andere Sterbliche keine Nadel und keine Schere in Bewegung setzen.

Zu taglöhnern auf dem Feld und in den Reben gab es nichts, weil es kalter Winter war, und im Armenhaus dem Vater Schuster zur Last sitzen, ging auch nicht länger.

Da kam — wie die Schnecken von 1817 — dem Matthä Hilfe durch jenes seltene Ereignis, daß anno 1830 der Bodensee überfror und mit Roß und Wagen befahren werden konnte. Nun gab's für den Schneider, der nicht schneidern durfte, Verdienst.

Er zog auf einem Schlitten täglich einem Schweizer

Fruchthändler Korn, das dieser im Badischen gekauft, über das Eis hinüber in die Schweiz.

Es war eine harte Arbeit und ein weiter Weg von drei Stunden, bis er drüben war, aber fröhlich machte ihn der Matthä und bedauerte es schmerzlich, als das Eis auftaute und ihn wieder brotlos machte.

Doch das Frühjahr kam ins Land gezogen, und bald gab's Taglohn im Feld, und als auch dieser zu Ende ging, nahm der Schneider den Wanderstab und ging wieder in die Fremde, sein drittes Wanderjahr abzumachen. Doch um sicher zu sein, daß er nicht wegen seiner Bauernschneiderei nur kurze Arbeit fände, zog er in die Gegend, in der er gelernt hatte.

Oberhalb Stefansfeld, am Fuße des Heiligenbergs, liegt der älteste Ort des Linzgaus, Altenbüren, wo schon zur Zeit Karls des Großen die Linzgaugrafen an der Stelle, die heute noch Schattbuch heißt, unter einem uralten Buchenbaum zu Gericht saßen.

Hier nahm der Matthä Arbeit bei einem Meister, der jahraus jahrein auf der Stör arbeitete und die Buren am ganzen Heiligen- und Gehrenberg hin mit Kleidern versah.

Es waren abermals harte Tage. Um 4 Uhr morgens ward aufgestanden, ob Sommer oder Winter; denn um $^{1}/_{2}$6 Uhr mußten die Schneider die Arbeit auf der Stör antreten und hatten oft stundenlang zu laufen, bis sie auf dem Hof ankamen.

Manchmal ward bis gen Mitternacht fortgeschneidert, um fertig zu werden, da am andern Morgen einem andern Buren das Kommen versprochen war. Bei Sturm und Regen, bei Eis und Schnee zogen die Schneider dann noch heim, um in aller Frühe wieder nach einer andern Richtung aufzubrechen. Und das alles trug dem Gesellen 48 Kreuzer (1 Mark 40 Pfennig) Wochenlohn ein.

Dazu waren die Buren an den Berghalden hin oft unbarmherzig gegen die armen Schneider. Wenn jene am

Morgen schon ihre Suppe gegessen hatten, ehe diese, durch Sturm oder unwegsame Gegend aufgehalten, da waren, so bekamen sie nichts mehr zu essen.

Trotz aller Entschuldigung, daß sie unmöglich hätten früher kommen können und schon seit vier Uhr auf den Beinen wären, sprach der harte Bur: „Ihr lieben Schneider, es kann Wahrheit sein, was Ihr da sagt, aber wir essen jeden Morgen um 5 Uhr und haben heute bis $^1/_2$6 Uhr auf Euch gewartet, und dann hat alles im Hause gegessen. Zweimal des Morgens wird bei mir nicht gegessen, ausgenommen, wenn jemand im Hause krank liegt. Wenn Ihr krank seid, so wäret Ihr daheim geblieben. Mittags kocht man wieder, dann könnt Ihr Schneider das Morgenessen einbringen, wenn Ihr wollt.“

Sprach's, setzte seine schwarze Zipfelkappe auf und ging, zur Winterszeit in die Tenne zum Dreschen, im Sommer aufs Feld.

Die Schneider setzten sich geduldig an die Arbeit und hungerten bis Mittag, wenn nicht eine mitleidige Bäuerin hinter dem Rücken ihres Mannes ihnen etwas zusteckte.

So blieb der Matthä in der Fremde, nicht ein Jahr, sondern fünf Jahre. Von Zeit zu Zeit ging er über den Berg, welcher das Tal von Salem vom Seeland trennt, und brachte seinen armen Eltern etwas von seinem sauer verdienten Lohn.

Im Herbst 1835 blieb er daheim und machte sein Schneiderstaatsexamen, um Meister seiner Zunft werden zu können. Der Zunftmeister von Meersburg, Schneider Thum, gab ihm auf, allein ein Paar Hosen und einen Sonntagsrock zu machen, und kam dann während der Arbeit einigemal unverhofft nach Hange, um zu sehen, ob dem Matthä niemand helfe.

Als das Meisterstück fertig war, versammelte sich das hohe Kollegium der Zunft, der Schneider Thum, der Hutmacher Schädler von Markdorf und der Seiler Baitner von

Meersburg, in letzterer Stadt und schlugen den Matthä zum Schneidermeister, für welchen Ritterschlag er den hohen Preis von sechzehn Gulden und einen gehörigen Trunk bezahlen mußte.

Jetzt war er Meister, setzte sich zu seinem Bruder Konrad, der Schuster war, ein Häuschen erworben und die Eltern aus dem Armenhause zu sich genommen hatte, und half ihm Vater und Mutter ernähren in ihren alten Tagen.

Zehn Jahre lang „meisterierte" er so, konnte aber neben dem Hofschneider Bock und dem sanften Ludwig nicht recht prosperieren, weshalb er sich nebenher als Spezialist in der Segelschneiderei auftat.

Als solcher bekam er nach dem Tode seiner Eltern Mut, für fünfhundert Gulden, die er natürlich schuldig blieb, ein kleines Häuschen am See zu kaufen und sich zu verheiraten. Ein armer Schneider, der seine Hütte schuldig ist, bekommt nicht leicht eine reiche Frau, und so kam es, daß des Matthäs Kreszenz so wenig hatte, als er selber, und dazu noch eine schwächliche, kranke Person war.

Ein Stück Reben und etwas Feld für ein Kühlein oder ein Paar Geißen muß auch der ärmste Hagnauer haben, wenn er ein Haus sein eigen nennt. Und das kann er alles auch bekommen ohne Geld, wenn er kein Lump ist, und zwar, wie schon oben erzählt, vom „Jud". Der gibt ihm Reben und Feld, wenn er nur den Zins bezahlt an Martini und läßt sie ihm selbst dann noch, wenn er ein oder das andere Jahr nicht bezahlt.

Aber dabei bleibt der Mann eben immer ein Märtyrer, der fast nie daran denken kann, von seiner Schuld loszukommen. So hatte auch der arme Matthä seine Schulden noch am Ende seines Lebens.

Was er aufbrachte neben seinem kärglichen Lebensunterhalt, fraßen die Zinsen und das alljährliche Kranksein seiner Frau. Ja es ging ihm im Alter, da die Segelschneiderei mehr und mehr einging, fast schlechter als früher.

Als ich nach Hange kam, waren er und seine Frau schon im beginnenden Greisenalter; er das Bild des friedlichen Dulders, sie der duldenden, von Krankheit und Elend abgehärmten Matrone. Ich habe die kranke Frau öfters besucht in ihrer armseligen Kammer, während der Matthä schneidernd in der Stube saß.

Ein lebhafter Geist schaute aus den abgezehrten Zügen des kleinen Weibes. Sie jammerte jeweils, daß sie seit Jahr und Tag nichts mehr arbeiten könne und ihrem Manne so viele Kosten mache mit Doktor und Apotheker.

Ihre Wärterin war ihre einzige Tochter, das „Bäbele“, die treu in all' den Nöten zu den Eltern stand, und der man auf den ersten Blick ansah, daß sie nie im Leben erfahren habe, was Glück und Freude bedeuten.

Aber es ist schwer einem Kranken abwarten, wenn man arm ist und es an allem fehlt, was dem Kranken leiblich frommt.

Da kam ein rettender Engel und zwar aus Preußen, von wo, wie ich bis dahin gerne geglaubt hatte, selten etwas Gutes kommt.

Ich habe bis heute in meinem Leben nur vor drei Preußen vollen Respekt bezüglich ihrer Leistungen. Der erste ist mein Lyzeumsdirektor Schraut von Rastatt, von dem ich in den Erinnerungen „Aus meiner Studienzeit“ gesprochen habe, der zweite ist der Fürst Bismarck, welcher das Sehnen und Träumen von einem einigen Vaterland verwirklicht, uns Deutsche in der Welt zu etwas gemacht und dafür des Teufels Dank geerntet hat, und der dritte ist eine — Preußin, ein Fräulein Namens Wilck, welches die arme, kranke Schneiderin von Hange, des Matthäs Weib, treu verpflegt hat.

Mitte der siebziger Jahre war ein pensionierter preußischer Finanzbeamter niederer Ordnung namens Wilck mit seiner ältlichen Tochter, ich weiß nicht wie, nach Hagnau gekommen und hatte sich im zweiten Stocke „des Hofs“

eine Wohnung gemietet mit herrlicher Aussicht auf den See.

Beide waren Protestanten, die einzigen im Dorfe, aber sie haben uns Katholiken allen ein leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben.

Der Vater war ehedem in Norddeutschland ein berühmter Naturarzt nach Prießnitz gewesen, und die Tochter machte, wie auch ich, ebenfalls in Wasserkuren und dazu in Vegetarianismus, und in der ersteren mir willkommene Konkurrenz. Ich hatte mit meiner Wasserheilkunde, wie schon erwähnt, große Praxis in und um Hange, und oft kamen Leute von auswärts zur Beratung in mein Pfarrhaus.

Ich wies sie nun, namentlich die im Dorf, zum Fräulein Wilck, welches die Wickelungen 2c. selbst machte, während ich vorher meinen eingelernten Assistenzarzt, den Nachbar Sigmund, hatte schicken müssen, der wenig Zeit hatte.

So kam die Preußin auch zur Frau des Schneiders Matthä, und weil sie dieselbe in Not und Armut sah und der gute Schneider und sein Bäbele die Wasserprozeduren nicht recht verstehen und machen wollten, nahm das Fräulein die kranke Frau, deren Krankheit manche sehr lästige und widrige Erscheinungen zeigte, zu sich in ihre Wohnung, gab ihr ein eigenes Zimmer, pflegte sie und wollte sie heilen durch vegetarianische Lebensweise und durch Wasserkur.

Den Vegetarianismus war die gute Schneidersfrau nur allzusehr und in schlechter Art gewohnt und gerade davon so elend geworden in ihren Kräften.

Für ältere Leute ist der Vegetarianismus nichts. Ich selbst habe lange Zeit als Vegetarianer gelebt, wurde aber dabei immer blässer und blutärmer.

Wer den größten Teil seines Lebens mit Fleisch sich genährt hat, für den ist lediglich Pflanzenkost, im späteren Leben angefangen, nichts mehr. Wer aber von Kindheit an, wie unser Landvolk auf dem Schwarzwald, meist kräftig

vegetarianisch gelebt hat, für den ist diese Kost sicher eine ganz vernünftige und gesunde, und wenn die Bauern in den Tälern und auf den Bergen des Schwarzwaldes, wo sie des Jahres nur einmal, an der Kirchweih, grünes Fleisch essen, den Schnaps wegließen, wären sie die gesündesten Männer der Welt.

Wie frisch und gesund sehen in jenen Gegenden die Maidle aus, weil sie dem Schnaps ferne bleiben! —

Die Wasserkur in täglichen Prozeduren war für die abgelebte, blutarme, alte Frau unseres Schneiders erst recht nichts. Drum wurde sie trotz der vortrefflichen Pflege nicht besser.

So oft ich sie besuchte in dem hellen Zimmer und sie in einem Bett mit blendend weißem Linnen und in der peinlichsten Reinlichkeit daliegen sah, zollte ich der Preußin meine Bewunderung. Die Kranke selbst aber meinte, sie sei „im Himmel".

Und als eines Tages der christliche preußische Mann mit seiner Tochter wieder fortziehen wollte, sagte mir die arme Schneiderin, wenn sie nur vorher sterben könnte, denn in ihr armseliges Häuslein zurück wolle sie nicht mehr.

Und der Herr über Leben und Tod erhörte ihren Wunsch. Die alte Frau strahlte vor Zufriedenheit, als ich ihr die Sterbsakramente brachte, und sie fühlte, daß sie den irdischen Himmel bei Fräulein Wilck mit dem ewigen vertauschen sollte. —

Die barmherzige Samaritanerin zog mit ihrem Vater an das nördliche Ende des Bodensees, nach Ludwigshafen. Hier wohnten sie in einem eigenen Berghäuschen mit herrlicher Aussicht bis zu des Vaters Tod.

Jetzt heiratete die ältliche Tochter einen vegetarianischen Kaufmann in Magdeburg, der aber bald starb. Seine Witwe versuchte nun ihr Glück in Amerika und praktizierte als Naturärztin in New York.

Enttäuscht kam sie nach Jahren zurück nach Ludwigs-

hafen in ihr Häuschen und trieb hier ihren Beruf um Gotteslohn, vorab bei Armen, denen sie noch neben dem Heildienst wusch, putzte und kochte. Sie starb 1894 fast gänzlich verarmt im Dienste ihrer Mitmenschen.

Geboren war sie zu Gerbershausen, Kreis Heiligenstadt, von protestantischen Eltern, aber katholisch getauft, weil der Vater mit dem katholischen Pfarrer befreundet war. Protestantisch erzogen, wurde sie später freireligiös und blieb es bis zu ihrem Ende. —

Nach dem Tode seiner Frau saß der Matthä noch fast 20 Jahre lang an kalten und kühlen Tagen in seiner Stube und flickte, und an warmen ging er in seine Reben und „verlegte" oder hackte.

Seine alte Kappe, die schon über fünfzig Jahre sein friedliches Haupt schmückte, hatte er mit einem neuen Boden versehen und trug sie bis zum Tod.

Vom Wein aber, den er pflanzte, traf es ihm jahraus jahrein keinen Tropfen; denn er mußte jeden Tropfen verkaufen, um Zinsen zahlen zu können. Aber dieser Erlös würde nicht hingereicht haben, die Zinsen zu decken, wenn er nicht die Altersrente vom Reich bekommen hätte, über die er glücklich war, weil man ihm ohne sie alles verkauft hätte.

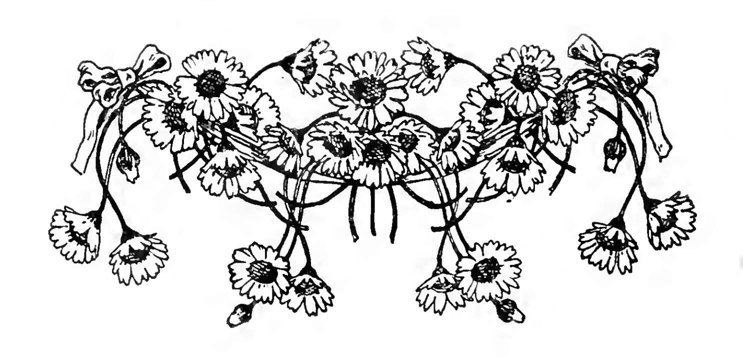
Nur einen Kummer äußerte er, als ich mich zu Anfang der neunziger Jahre nach ihm erkundigte, daß er zur Winterszeit nicht jeden Tag in die Kirche komme, weil er keine warmen Kleider mehr habe.

Selig, dreimal selig der Mann, welcher nach solcher Armseligkeit des Lebens am Ende desselben, in verstärkter Armut lebend, keinen andern Kummer mehr hat als den des armen Dorfschneiders von Hange!

Den einen Teil seines Kummers, die warmen Kleider betreffend, habe ich ihm geheilt, und der gute Matthä durfte im Winter nicht mehr frieren, bis Gott ihn in ein besseres Klima versetzte.

Eben hatte ich den braven Mann für den Winter 1895/96 wieder mit warmen Kleidern versorgt, als der Tod zu ihm kam und dem fast neunzigjährigen Arbeiter und Dulder die Last des Lebens abnahm für immer. —





Der Franzos.

1.

Was in Hasle unter den „wilden Kirschen" das Geschlecht der Sandhasen, das sind unter den Schneeballen in Hange die vom Stamme Wegis.

Ihm gehörten „die zwei Fürsten" an, ihm entsproßte der Dulder Matthä, und, der letzte ist nicht der schlechteste, ihm zählte „der Franzos" zu und zwar in erster, ganz echter Linie; denn sein Großvater Ignatius Wegis war der Stammherr aller derer von Wegis in Hange.

Dieser hatte sich im 18. Jahrhundert aus dem Kanton Wallis nach Hange verirrt und war, weil das Dorf damals das Weidrecht im Wald Weingarten besaß, allgemeiner Kuhhirte geworden.

Von altem Adel wollte er stammen, aber der Adelstitel war längst untergegangen in dem freien Volk von Wallis, das sich schon frühzeitig von Savoyen losgemacht und mit den Schweizern verbunden hatte, und bei dem mit Recht ein freier Kuhhirt mehr galt, denn ein adeliger Dienstmann der Herzoge von Burgund oder Savoyen.

Mein eigener Ahne mag wohl, nach den neuesten Forschungen über das erlauchte Geschlecht der Hansjakob, auch ein solcher Kuhhirte in Wallis gewesen sein.

Kommt da im Sommer 1892 ein alter Mann aus Markirch im Elsaß in meine Stube und stellt sich vor als Bäckermeister David Hansjakob, dessen Stamm seit zwei Jahrhunderten im Elsaß sitzt, und der von seinem Urgroßvater gehört hat, daß das Geschlecht aus dem Wallis eingewandert sei.

Daß der Mann meiner Familie sei, bewies schon seine Eigenschaft als Bäcker, ein Gewerbe, das neben der Zwilchfärberei alle mir bekannten Generationen meines „hohen Hauses" mit Vorliebe betrieben haben.

Weder mein Vater noch mein Großvater, der Eselsbeck, welcher im Elsaß in der Fremde war, hatte eine Ahnung davon, daß über dem Rhein Edle von unserm Geschlecht säßen. Ihr Stammsitz ist Hunaweier bei Rappoltsweiler, woher auch mein Bäcker in Markirch stammte.

Da die Hansjakob in Hasle auch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg an der Kinzig auftauchten und in jener Zeit zahllose Schweizer in die vom Krieg entvölkerten Täler des Schwarzwaldes und des Breisgaus einwanderten, so zweifle ich gar nicht, daß der greise Markircher recht hat und wir alle samt und sonders aus dem Wallis stammen, wo das Geschlecht jetzt noch florieren soll.

Daß ich eine große Freude hatte über die Mitteilung des alten Elsässers, versteht sich von selbst. Ich stelle mir seitdem meinen Stammvater vor als einen Kuhhirten, der mit dem hochgeschwungenen „Morgenstern" seinen Genossen hilft, die Freiheit zu erkämpfen, die welschen Ritter des Herzogs von Savoyen zurückschlägt von seiner Hütte und so ein freier Mann wird.

Tausendmal lieber von einem armen, freien Kuhhirten abstammen, als von einem reichen, modernen Börsengauner und Industrieritter, den man „geadelt" hat wegen seines Geldsackes. —

Eben da ich an der neuen Ausgabe dieses Buches schreibe, bekomme ich einen Brief aus Friedrichshafen, worin der Direktor des dortigen Kurhaushotels, David Hansjakob, sich mir vorstellt. Er stammt aus dem Kanton Waadt und will der letzte männliche Erbe des dortigen Geschlechtes sein, dessen ältester Sprößling stets David genannt wurde.

Der Markircher David war also auf der rechten Spur, nur hat er Wallis mit Waadt verwechselt oder sind die Walliser später in den Nachbarkanton ausgewandert. —

Also der Ignatius Wegis war Senn, Kuhhirt und Tierarzt in Hange und ein kreuzbraver Mann. Er kannte alle Kräuter, die fürs liebe Vieh gut waren, und wurde weit ins Land hineingeholt als „Viehdoktor".

So verdiente er ein schön Stück Geld und kaufte die Stammburg der Wegis, ein großes, stattliches Haus, in dem sein Urenkel, der Franzos, noch 1894 wohnte, ein Achtziger.

Denn alt werden ist ein Erbgut aller echten Wegis. Die zwei Fürsten waren eben, wir wissen es, dürfen's aber nicht laut sagen, nicht ganz echten Stammes, drum wurden sie auch nicht alt. Der Schneider Matthä aber und der Franzos wurden steinalt.

Der Kuhhirt und Tierarzt Ignatius amtete noch rüstig, obwohl einige achtzig Jahre alt, bis zum Tage seiner goldenen Hochzeit, die festlich begangen werden sollte und zu der 160 Personen geladen waren. Aber in der Frühe des Hochzeitsmorgens wurde der Jubilar von einem Rebmann zu seiner Kuh gerufen.

Es war an dem Tiere alsbald eine schwere Operation vorzunehmen. Der greise Helfer machte sich daran, ermüdete sich aber so sehr, daß er, heimgekommen, sich niederlegte und sein Weib und die Festgäste ohne ihn zum feierlichen Gottesdienst in die Kirche abgehen hieß. Als sie heimkamen, lag der Vater tot in seinem Bett.

Aber das Hochzeitsmahl im Löwen war bestellt, und

der alte Ignatius, ein Held, hatte der Wärterin, die bei ihm geblieben war, noch erklärt, er werde jetzt sterben, aber die Gäste sollten nur das Mahl halten, als ob er selbst noch dabei gewesen.

Und so geschah es. Unter den Gästen aber saß in erster Linie, zur Rechten der Mutter, der „Jörgel", ihr Sohn, in einem hochroten Frack, den er aus Paris mitgebracht hatte.

Der Jörgel war zwar nicht der älteste, wohl aber der berühmteste Sohn des alten Kuhhirten. Denn obwohl nur ein Schustergeselle, war er mit vielem Geld und einem wunderbar schönen, roten Frack vor Jahr und Tag aus der Fremde gekommen, wie noch nie ein Hangouer.

Frühzeitig schon war der Jörgel vom Elternhaus fortgegangen nach Thann im Oberelsaß, wo der Vater Ignatius einen Vetter hatte, der Kaufmann war.

Dieser benützte den Buben als Magazinier und ließ ihn nebenher Schuster werden.

Nach mehr denn zehnjähriger Abwesenheit kam der Jörgel wieder heim mit schwerem Geld und herrenmäßiger Kleidung, deren Galaschmuck ein roter Frack war mit güldenen Knöpfen.

Von Thann weg hatte er als Schustergeselle ganz Frankreich durchwandert und schließlich in Paris dauernd Arbeit genommen. Sein Meister arbeitete für die feinste Kundschaft, und der Jörgel lernte hierbei die elegantesten Schuhe und Stiefel machen. Da brach die große Revolution los, und der junge Hangouer machte sie als Augenzeuge mit, bis ein Dekret alle Ausländer aus der Hauptstadt verbannte.

Jetzt war die Not groß. Der Meister ließ ihn nicht gerne ziehen, getraute sich aber auch nicht, dem Gesellen, der gerne geblieben wäre, Obdach zu geben.

Aber noch jemand hatte ein Interesse daran, den jungen Gesellen nicht aus Paris verbannt zu sehen, und das war des Schusters Töchterlein, und das wußte Rat, wie gescheite

Weiber überhaupt stets Rat wissen, wenn die Männer verzweifeln wollen.

Sie, die Pariserin, versteckte ihren geliebten Jörgel von Hange gegen Wissen und Wollen des Schustervaters unter dem Dache ihres väterlichen Hauses. Wochenlang brachte sie ihm die nötige Nahrung in sein Versteck, bis die Gefahr vorüber war.

Dann riet sie ihm, sich kühn als Franzose in die Revolution der großen Nation zu stürzen und tapfer mitzumachen. Er folgte dem Rat und wurde eine Art von Werber, d. h. er lud die Schuster- und Schneidergesellen seiner Bekanntschaft ein, in die Armee einzutreten. Dabei kam er zu schwerem Geld. Wie, das hat er nie erzählt.

Als er Geld genug hatte, wollte er es als ein weiser Mann in Sicherheit bringen, verließ 1795 Paris in Ehren, um seine Eltern zu besuchen, sein Geld sehen zu lassen, es zu versorgen und dann wieder nach Paris zurückzukehren.

Es machte nicht wenig Aufsehen, als des Kuhhirten Jörgel heimkam ins stille Dorf mit herrlichen Kleidern und so vielen Louisdor, daß er sie fast nicht tragen konnte. An Werktagen trug er einen hechtgrauen Frack nebst Zylinder, an Sonn- und Festtagen aber seinen scharlachroten.

Seine Eltern, besorgt, der Jörgel könnte in der französischen Revolution zu Grunde gehen, hatten ihm das Versprechen abgenommen, so lange sie lebten, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren.

Er gab dies Versprechen und hielt es, obwohl er ums Leben gern wieder fort gegangen wäre; denn er schwärmte für Paris und für die Franzosen, und bald trug er im Dorf den Namen „der Franzos".

Jahr und Tag wartete der Jörgel in aufrichtiger Pietät auf den Tod seiner Eltern, tagtäglich beschäftigt mit Spielen und Trinken. Er spielte aber nie billiger als um einen Kronentaler und trank nur vom besten Roten.

Gerne hätten seine Mitbürger und Mitbürgerinnen sich

von ihm Schuhe und Stiefel machen lassen, um etwas Elegantes zu tragen. Aber der Jörgel erklärte, er habe in Paris stets nur für adelige Herren und Damen gearbeitet und mache, so lange er französisches Geld habe, keine Schuhe für Bauern und Rebleute.

Eines Tages kamen französische Emigranten im Adler zu Hange an und fragten auch nach dem Schuster. Der Adlerwirt schickte alsbald nach dem Franzos. Der kam und war bald im intimsten Gespräch mit den Fremdlingen, die er seinen Hangouern als den Prinzen Condé mit Gefolge benannte.

Für diese Herren machte er die erste Schusterarbeit auf deutschem Boden seit seiner Rückkehr aus Paris. Sie blieben fünf Wochen lang in Hange, und der Franzos war ihr Gesellschafter, Dolmetscher und Leibschuster[1].

Als sie aber fort waren, stellte der Franzos seine Schusterei alsbald wieder ein und nahm sie schwunghaft erst wieder auf, als die napoleonischen Franzosen auf ihren Kriegszügen von 1806 und 1808, durch Schwaben nach Österreich vordringend, an den Bodensee kamen.

In Hange und in der ganzen Umgegend aber rief alles nach dem Franzos, damit er die Franzosen belehre und besänftige, und diese freuten sich selbst, einen alten Pariser, der die große Revolution mitgemacht, am Bodensee gefunden zu haben. Soldaten und Offiziere wollten ihr Schuhwerk nur von dem Hangouer Franzosen gemacht und repariert haben.

Solange Franzosen im Lande waren, arbeitete der Jörgel mit fünfzehn bis zwanzig Gesellen.

Aber kaum war der letzte Franzmann fort, so verlegte sich der Schusterfranzos abermals aufs Spielen um Kronentaler und aufs Trinken und gab das Schustern wieder auf.

---

[1] Im Sommer 1796 lag die kleine Condésche Armee bei Memmingen. Es wäre also schon möglich, daß sie am Bodensee hin nach Schwaben marschiert wäre.

So wartete er bis 1814, da sein Vater starb. Weil er aber bei dem jahrelangen Warten selber alt geworden war, so beschloß er, Hange nicht mehr zu verlassen, und heiratete, 44 Jahre alt, eine 22jährige Hangouerin.

Des Vaters Palais nebst Gut übernahm er, zahlte seine Geschwister aus und wurde ein Rebmann. Schustern tat er nur nebenher und meist nur für seine bald zahlreiche Familie, weil er kein Bauernschuster sein wollte.

Aber, kaum verheiratet, entsagte er gänzlich dem Spiel und dem Wirtshaus und wurde ein wackerer Familienvater, so daß alles staunte über die Bekehrung des spiel- und wirtshaussüchtigen Franzosen. —

Einst war ihm in Paris, da er während der Revolution um Mitternacht über einen Kirchhof ging, eine Gestalt begegnet, die ihn nicht weiter gehen ließ. In diesem Bann und dieser Angst gelobte er, wenn er loskomme und seine Eltern nochmals sehe, jede Nacht um die zwölfte Stunde im Hagnauer Beinhaus einen Rosenkranz zu beten für die Verstorbenen. Die Gestalt verschwand hierauf.

Heimgekehrt, hielt er treulich sein grausiges Versprechen. Hinter der Pfarrkirche stand bis in die dreißiger Jahre eine kleine Kapelle zum hl. Kreuz, in deren Grüften die ausgegrabenen Gebeine längst gestorbener Hagnauer aufbewahrt wurden. Dahin wanderte jede Nacht, solange Kapelle und Beinhaus existierten, der Schuster Jörgel, der Franzos, und betete einen Rosenkranz.

Mochte er noch solange beim Spiel und beim Trunk gesessen sein, wenn es gen Mitternacht ging, erhob sich der lustige Zecher, um sein Gelübde zu erfüllen.

Noch mehr denn dreißig Jahre lang nach seiner Rückkehr aus Paris stand das Beinhaus, und ebenso lange hat der brave, unerschrockene Mann sein Versprechen gehalten.

Ein Achtziger, starb der alte Franzos 1847. Aber von ihm will ich eigentlich nicht erzählen, und ihm gilt die Über-

schrift des Kapitels nicht, sondern seinem Sohn, dem Erben seines Titels, seines Hauses und seiner Reben.

Jörgels Erstgeborener, Franz Josef, ward alsbald nach seinem Erscheinen auf der Dorfstraße von Hange, noch in den Kinderschuhen, das „Französle" genannt. Und er behielt, auch ob seiner kleinen Figur, diesen Namen bis zum Tod seines Vaters, und von da an erst hieß er bis zu seinem Tode der Franzos.

Nie hört' ich ihn unter einem andern Namen nennen, den kleinen stämmigen, bartlosen Mann mit dem krausen Vollhaar und den klugen, schwarzen Augen, von dem man mir sagte, er sei in seinen jungen Jahren der stärkste und gefürchtetste Raufer weithin gewesen. Und doch sah er so sanftmütig und bescheiden drein, hatte eine Kinderstimme und war ein so stiller, höflicher Mann, der, die Winterszeit ausgenommen, fast täglich in der Nähe meines Hauses vorüberging der Feldarbeit zu, stets einen großen Weinkrug an seinem Arbeitsgeschirr über der Schulter tragend.

Ein intimer Jugendfreund und etwas jüngerer Altersgenosse meines Sakristans, führte dieser ihn bald nach unserem eigenen Bekanntwerden mir zu, und der Franzos und ich wurden gar gut Freund.

Es war ein merkwürdiger Unterschied zwischen diesen zwei geistreichen Naturmenschen, zwischen dem großen Kübele und dem kleinen Franzos.

Dieser stand mit seiner sanften, stillen Stimme neben dem großen, lebhaften und laut sprechenden Mesner wie eine im Abendwind flüsternde Erle neben einer Rieseneiche im Sturmeswehen.

Mein Sakristan war, wie sein Pfarrer, Sanguiniker, Idealist, Wolkensegler und Träumer, der kleine Franzos Choleriker, äußerlich ruhig, still, tief und praktisch. Drum brachte es der Idealist Kübele zum Gemeindearmen, der Franzos aber behielt Hab und Gut und Reben.

Nur in einem standen sie einander nahe, in ihren jungen

Jahren waren beide gewaltige Zecher. Doch leistete der kleine Franzos, wenn es sein mußte, noch mehr, als der riesige Kübele, was viel heißen wollte.

Des Franzosen Jugend war härter als die des großen Sakristans. Schon im zwölften Lebensjahre schickte der alte Franzos sein Französle zu fremden Leuten. Es kam als Hirtenknabe zu einem Bauern nach Frenkenbach, und zwar als Schafhirte mit einem Gehalt von drei Gulden nebst Hemd, Hosen und einem Paar Schuh.

Ein Schafhirte ohne Hund ist der geplagteste aller Hirten. Ihm bleibt keine Zeit zum Singen und Sinnen. Er muß, wenn sein Weidfeld eng begrenzt ist, unaufhörlich springen und den Tieren wehren.

Poesie liegt wenig mehr im Hirtenleben am See, weil alles Land, das nicht Wald ist, bebaut wird. Wo die Weide eingeengt ist von Äckern oder gar von Weingärten, da mag der Teufel Hirte sein. Da ist's nichts mit all' den Freuden, die der Hirte auf dem Schwarzwald hat.

Wer aber nicht wüßte und es mir nicht glauben wollte, wie die sogenannte Kultur die Poesie verfolgt wie der Gendarm einen Stromer, der könnte es selbst am Schwarzwälder Hirtenleben erfahren.

In den Dörfern meines heimatlichen Kinzigtales haben in den letztvergangenen Jahrzehnten die meisten Bauern, welche im Dorf und seinem Weichbild wohnen, das „Ausfahren" eingestellt. Das Vieh wird im Stall gefüttert, und Hirten gibt es nur wenige mehr.

Warum? Da kamen die landwirtschaftlichen Kulturpropheten des modernen Staates und haben, unterstützt vom Amtmann und vom erleuchteten Dorfschulzen, den Bauern gepredigt: „Schafft die Weidfelder ab, pflanzt Wälder und führt Stallfütterung ein." Der Bauer gutmütig und gläubig wie in allen Dingen, hat vielfach gefolgt. Sein Vieh ist heute an den Stall gewöhnt, wird fett, ist aber kraftlos, krank, perlsüchtig und zum Zug unbrauchbar, weil ihm

Luft, Licht und Bewegung fehlen. Und wenn der Bauer Zuchtvieh kaufen muß, holt er's, wo noch geweidet wird oder der Staat läßt es ihm für teures Geld aus den Schweizer Bergen kommen.

Früher hat der Schwarzwälder Bauer parzellenweise das Weidfeld umgebrochen, „Reutfeld gemacht", Hafer, Korn und Kartoffeln gepflanzt und dann das Land wieder Weide werden lassen, die dann üppiger wurde als zuvor. Jetzt pflanzt er einen Wald für den — Urenkel.

Und wozu Wald im Schwarzwald? Da ist Wald genug.

„Wunn und Weid" aber geht mehr und mehr ein. Wunn, d. i. Wonne, war der Weidgang den Tieren, die jetzt, in den Ställen an Ketten gebunden, stöhnen, seufzen und elend sind.

Das Hirtenleben aber, jene stille Poesie, welche die größten Dichter des klassischen Altertums schon besangen, geht unter vor lauter Kultur, während dabei der Bauernstand immer mehr zurückkommt.

„Seitdem die Herren kommen," meinte einmal ein alter Bauersmann, mein Freund Konrad, der Fürst von der Eck hoch oben im Kinzigtal, „und uns Buren predigen, wie wir's machen sollen, geht alles rückwärts".

Da war ich am Pfingstsonntagnachmittag 1893 beim Glockenfest der Hirten des Elz- und Kinzigtales, über das ich früher schon geschrieben. Wie armselig ist dieses poetische Bergfest durch die moderne Stallfütterung geworden! Verhältnismäßig nur wenig Hirtenknaben von den höchsten Bergen und von „unkultivierten" Höfen waren da mit ihren Glocken. Und diese Glocken tönten so traurig, als wollten sie der alten Hirtenherrlichkeit zu Grabe läuten. Und die Knaben waren so still und tot, als wären sie die abgeschiedenen Geister der einstigen Hirtenknaben.

Im Tal drunten aber seufzten die Bauern, daß sie bei der damaligen Trockenheit und dem dadurch bedingten Futtermangel das Vieh nicht auf die Weide treiben könnten, weil

die Tiere es nicht mehr gewohnt seien und Hals und Beine brächen. —

Und noch in einem Punkte hat die Kultur die Poesie und den Nutzen aus der Natur vertrieben. Sie hat die Singvögel verfolgt. Wer älter ist, weiß, welch' unendliche Menge von insektenfressenden Vögeln noch vor dreißig und vierzig Jahren im Schwarzwald ihre Lieder sangen. Aber seitdem wurden die Bauern belehrt, die holen Bäume auszugießen mit Lehm und die lebendigen Dornhage um die Äcker zu entfernen. So haben viele Singvögel keinen Schutz und keine Stätte mehr für Nest und Brut. In der Natur wird's von Jahr zu Jahr stiller und öder, der Gesang fehlt, das Ungeziefer aber nimmt überhand zum Schaden der Landwirtschaft, besonders der Obstbaumzucht und des Weinbaus.

Wenn sie es machen könnten, die Kulturmenschen, dürften auch die Bächlein nimmer rauschen, die Tannen ihre Häupter nicht mehr schütteln, die Erlen am Bach nicht mehr flüstern ohne polizeiliche Erlaubnis und gesetzliche Vorschriften.

Dem Vieh haben sie das Brüllen und Blöcken auf der Weide schon eingestellt, den Vögeln das Leben und damit das Singen sauer genug gemacht und die Hirtenknaben abgesetzt. —

Das Hirtenleben am See hatte seine Poesie schon längst verloren, als das Französle Schafhirte war. Er wußte nur noch zu erzählen von den kahlen Stoppelfeldern und den ungehorsamen Schafen, nichts mehr von Hirtenfreuden und vom sinnigen Leben der Schwarzwaldhirten.

Ich suche sie auf, so oft ich kann, die wenigen heimatlichen Hirtenbuben und Hirtenmaidle. Auf den höchsten Höhen des Kinzigtals hüten sie noch, diese stillen Naturkinder, aus denen man schwer einige Worte herausbringt und welche die erste Gelegenheit benutzen, um dem Kulturmenschen aus dem Auge zu kommen.

Je menschenscheuer sie sind, um so vertrauter sind sie

mit ihren Tieren. Am Ton der Glocke hört der Bub oder das Maidle, wo das oder jenes Tier weidet. Ihre einzige Klage ist nicht Langeweile, sondern, daß die Tiere oft „wild“ werden und miteinander „hornen“ und der kleine Hirte nicht immer Meister wird als Friedensstifter.

Und da heutzutag kein Mensch vor der Kultur sicher ist, findet man die Hirtenkinder vielfach auch mit den Schulbüchern im Grase liegend und buchstabieren, lesen und auswendig lernen.

Ein zwölfjähriger Bube, den ich eines Tages auf „dem Flachenberg“ mit dem Lesebuch bei seiner Herde traf und dem ich sagte, daß er es so schön habe da oben, wo er den ganzen Tag weit über Berge und Täler hinschauen könne, meinte: „Jo, 's wär schö, wenn i nit läre (lernen) müßt'.“ Ich gab dem Buben ein gut Stück Geld für die treffliche Antwort.

Zum Glück für Welt und Menschheit ruiniert die Kultur alle Völker, die sie beleckt, und wirft sie dann, wenn auch erst nach Jahrtausenden, weg. Sie fangen dann wieder von vorne an, werden Hirten, Bauern und poetische Naturmenschen und kultivieren sich wieder hinauf bis zum prosaischen und unseligen Universitätsprofessor.

So geht der Welt Lauf, und die Natur kommt immer wieder zu ihrem Recht, wenn die Kultur völlig zur Unnatur gediehen ist. —

2.

Vom Schafhirten weg wurde das Französle „Stier- und Roßbub“ bei einem Bauern in Ahusen, dem einsamsten Dörfchen des Salemer Tales. Auch von diesem Amt weiß er nur noch von dem Hunger zu erzählen, den er leiden mußte.

Mittlerweile war unser „Franzsepper“ (Franz Josef) sechzehn Jahre alt geworden, und nun avancierte er zum Hausierer. Sein Vetter, der Bruder seiner Mutter, der

Kübler Kloß von Hange, stellte ihn an, damit er ihm seine Kübel „verhausiere". Mit einer Anzahl Melk- und Wasserkübel beladen, zog das Französle vom See aus ins Salemer Tal und bot von Haus zu Haus seines Vetters Kübel an. Am Abend kehrte er zurück, um am kommenden Morgen neubeladen wieder auszuziehen.

Und sein Lohn? Der bestand, buchstäblich und wahr, aus zwei Milchsuppen, die eine beim Ausgang, die andere bei der Heimkehr. Profit konnte er keinen auf seine Ware schlagen, denn jeder Kübel kostete, was die Bäuerinnen alle wußten, sechs Kreuzer von altersher, und das Geld war in jenen Zeiten rar. Etwas zu essen und einen Trunk Most bekam das hausierende Französle, wenn's not tat, überall, aber sonst diente er seinem armen Küblervetter um Gotteslohn und um täglich zwei Milchsuppen.

Da kam ein Wiedertäufer mit seiner Familie nach Hange. Er hatte den Klosterhof und alle einst dazu gehörigen Felder vom Staate gepachtet und führte Ökonomie im großen Styl.

Wiedertäufer, sonst ebenso gottesfürchtige als arbeitsame Leute, welche viele andere Christen übertreffen, waren in jenen Tagen, anfangs der zwanziger Jahre, keine besonders willkommene Erscheinung in einer katholischen Gemeinde, um so weniger, als der fremde Mann vom Staat fast alle Äcker und Wiesen um Hange herum in Betrieb bekam und sie den feldarmen Hangouern entzog.

Nur Not und Armut trieb die Hangouer, bei dem unbeliebten Ketzer Dienste zu nehmen, sei es als Knechte, sei es als Taglöhner.

Unser Französle dachte, ein Gulden Wochenlohn beim Wiedertäufer sei immer noch besser, als für zwei Milchsuppen täglich mit Kübeln hausieren, und ward mit Vergnügen Knecht bei dem „ketzerischen" Mann.

Da geschah während seines wiedertäuferischen Knechtsdienstes etwas, das gottesfürchtigen Wiedertäufersleuten nicht passieren sollte.

Eben war der famose Herbst 1834 im Keller. Der Staat hatte den Wein von den Klosterreben im „Hofkeller", unter den Wohnräumen des Wiedertäufers. Sein Sohn und ein Knecht seines wiedertäuferischen Bekenntnisses brachen nun in der Nacht in den Keller ein und stahlen Vierunddreißiger. Die Sache kam an den Tag, und die beiden Wiedertäufer wurden eingesperrt. Dem alten Wiedertäufer war das ein schwerer Schlag auf sein Christentum, den er nicht überwand, und deshalb beschloß er, seine gute Pachtung aufzugeben und die Schande in Amerika vergessen zu machen.

Das Französlein war während der Gefängniszeit der zwei Weindiebe die einzige Stütze des Alten gewesen und hatte sein volles Vertrauen, weil er keinen Vierunddreißiger gestohlen.

Aber das kleine, schwarzgelockte Französlein hatte indes etwas anderes gestohlen, das dem wackern Wiedertäufer noch näher verwandt war, als dem Staat sein Vierunddreißiger im Hofkeller z' Hange — das Herz seiner Tochter Bine (Jakobine).

Das menschliche Herz ist bekanntlich von Natur aus international und konfessionslos, und darum hatte das streng katholische Französlein auch keinen Anstoß genommen an dem Wiedertäufertum der Bine und umgekehrt.

Dem alten Wiedertäufer aber lag dieser Diebstahl lange nicht so schwer an, wie der andere. Er versprach dem Französlein die Bine, wenn er mitgehe nach Amerika. Dort hätte er wohl den jungen Hangouer wiedertäuferisch und dann erst seinen Schwiegersohn werden lassen.

Das verliebte Französle war mit der Reise einverstanden, denn um der Bine willen wäre er bis ans Ende der Welt gezogen. Allein der Vater Franzos, obwohl selbst einst in Paris ein Jakobiner, litt das wiedertäuferische Jakobinertum seines Franzsepper nicht in seiner Familie und kommandierte zum Dableiben.

Der alte Revolutionsmann war selber einst seinen Eltern

zulieb dageblieben und nicht mehr nach Paris zurückgekehrt, drum forderte er auch von seinem Sohne den gleichen Gehorsam und erhielt ihn.

Was dem Französle den Gehorsam noch erleichterte, war der Geiz des Wiedertäufers, der von seinem zukünftigen Schwiegersohn verlangte, daß dieser fünfzig Gulden Reisegeld aufbringe, während er ihm nur einen Gulden Wochenlohn verabreicht und das Französle so nichts hatte ersparen können.

Aber auf des Knechtleins Ehrlichkeit baute der reiche Wiedertäufer Häuser. Er versteigerte all' seine fahrende Habe vor der Abreise nach Amerika, welche Versteigerung viele Leute ins Haus brachte. Da stellte der Alte das Französle als Wächter auf für seinen Mammon, der in zwei großen Waschkörben voll Fünflivretalern bestand, die der Wiedertäufer im Lauf der Jahre aus dem Verkauf von Frucht und Vieh an die Schweizer gesammelt hatte. —

Nachdem die Bine fort war, wurde das Französle Steinklopfer in der Kiesgrube bei der lustigen Kompagnie, als deren Chef der „groß' Kübele" fungierte und von der wir oben erzählt haben. Im Winter, wenn die Kiesgrube eingefroren war, machte die Kompagnie, wie wir bereits wissen, Holz.

Bei den Fahrten zu den umliegenden Bauern, denen die ehrlichen Holzmacher gestohlenes Holz lieferten, lernte das Französle auch seine zukünftige stille, brave Frau kennen, Elisabeth Feierdich von Adelsreuthe, die er, ein Dreißiger, 1851 heimführte und die ein stilles, kreuzbraves Wibervolk, getreulich mit ihm seine jungen und alten Tage teilte.

Die Steinklopfer und Kieswerfer hatten ihre Arbeit im Akkord, verdienten Geld wie Heu und zogen deshalb, wie oben auch schon gesagt, oft an hellen Werktagen dem Vergnügen nach. Kam es dabei oder an Sonntagen zu Raufereien, so zeigte sich das kleine Französle als den gewandtesten Boxer und „Hosenlupfer".

Selbst der Prinz Hanne, sonst ein Recke stärkster Art, unterlag mehr als einmal dem Französle. Aber mehr als einmal kam der Kleine auch hinter Schloß und Riegel wegen seiner Tatkraft.

Sein Freund, der groß' Kübele, war zwar oft dabei, wenn das Französle sich schlug, ließ diesen aber in Augenblicken der Gefahr stets im Stich, weil er ihn seine Kraft allein wollte erproben lassen.

Aber wenn dann das Französle in Meersburg im Gefängnis saß, erstieg der Kübele todesmutig in der Nacht den hohen, steilen Felsen, auf dem das Burgverließ gebaut ist, und brachte dem Gefangenen Nachricht über das Zeugenverhör und den Gang des Prozesses. Es war das ein Wagestück ersten Ranges und machte dem Großen alle Ehre wahrer Freundschaft.

Viele Jahre, ehe der Prinz Konrad seine Leibeskraft produzierte, war das Französle der gefürchteste Faustkämpfer und Ringer und als solcher weithin bekannt und verschrieen.

Anfangs der vierziger Jahre war ein neuer Arzt nach Meersburg gekommen, Dr. Kraus. Der schlug bald, nachdem er die Säure des Seeweins glücklich überwunden hatte, im Löwen zu Hange sein Standquartier auf.

Sein ständiger Gesellschafter wurde das Französle, mit dem er, ein großer, starker Mann, boxte, rang und trank. Mehr denn einmal brachte jeder der beiden Trinker es auf 20—30 Schoppen in einer und derselben Boxersitzung.

Ich habe in Hange nie einen andern der früheren Ärzte nennen und rühmen hören als den Dr. Kraus. „Der," so sagen die alten Hangouer heute noch, „isch a g'schickter Dokter gsi, hot immer di glich Medizin verschriebe für alle Krankheiten und trinke hot er könne, besser als an Rebmâ."

Stets hab ich nur mit Hochachtung von dem Manne reden hören, der die kranken Hangouer gesund machte und mit den Gesunden trank. —

Bisweilen machten die Mitglieder der Kiesgräbergesell-

schaft auch eine Schweizerreise eigener Art. Sie kauften zur Sommerszeit Kirschen und transportierten sie statt nach Konstanz, von wo aus in der Regel die Schweiz mit Hangouer Chriesen versehen wurde, direkt nach St. Gallen.

In einem Segelschiff, das ihre Kirschen und pro Mann je einen Schubkarren trug, fuhren sie nachts über den See nach Romanshorn. Dort gelandet, wurden die Kirschenkörbe auf die Karren geladen und mühsam drei Stunden weit bergauf und bergab geschoben bis nach St. Gallen. Hier lösten die Burschen einige Rappen mehr fürs Pfund als in Konstanz, und die gehörten dem Vergnügen einer kurzen Schweizerreise.

Sind das nicht Menschen aus einer guten, alten Zeit, welche ohne Nachtruhe über einen großen, stürmischen See fahren und dann drei Stunden lang schwerbeladene Karren schieben, um eine freie Fahrt und freies Essen und Trinken in St. Gallen und Umgebung zu haben!

Heutzutag wollen die Menschen ihre Vergnügungen viel billiger haben, und lieber hungern sie daheim auf der faulen Haut, als daß sie sich ein Vergnügen auf solche Art erkauften. —

Im Jahre 1847 starb, wie wir oben gehört, der alte, echte Franzos, hochbetagt, und von Stund' an wurde aus dem Französle der Franzos.

Aber, obwohl er bald hernach in der badischen Revolution eine hervorragende französische Eigenschaft, das Revoluzzen, hätte üben können, und obwohl er der Sprosse eines ehemaligen französischen Revolutionsmannes war und seine besten Freunde, voran der groß' Kübele, an der Spitze der Hangouer Bewegung standen, blieb der kleine, kluge Franzos ein treuer Untertan und machte nicht mit.

Ja, er disputierte bei jeder Gelegenheit gegen die neue Freiheit und opponierte namentlich dem großen Kübele.

Als nach der Revolution alles den Kopf verlor und dazu noch schlechte Jahre kamen, zeigte sich erst das praktische Genie des Franzosen.

Es waren harte Jahre, die ersten Fünfziger unseres Jahrhunderts im Badischen, nicht bloß für die Revolutionäre von der Sorte des großen Kübele, sondern auch für alle Untertanen. Eine gewaltige Reaktion lag erbarmungslos über Schuldigen und Unschuldigen. Aber die schwerste Not trugen die Rebleute am Bodensee, weil zu dem politischen Elend Hagel und Mißwachs ihr Haupteinkommen aus den Reben fast auf nichts reduzierten.

Scharenweise zogen damals die jüngern verheirateten Männer als Taglöhner hinunter nach Meersburg, um beim Bau eines neuen Hafens täglich dreißig Kreuzer zu verdienen und so die ärgste Not von ihrer Familie abzuhalten.

Oft hat mir davon der Nachbar des Franzosen erzählt, der Sylvester Benz, ein alter Rebmann voll Schneid, Schlagfertigkeit in der Rede und voll nie versiegenden Humors. Sein Großvater war „Teufelsbanner" gewesen, sein Vater Bäcker und er selber nacheinander Bäcker, Metzger, Bierbrauer und schließlich Rebmann und Märtyrer geworden.

Als der Sylvester anno 1841 heiratete, besaßen er und sein Weib, obwohl dieses das Hochzeitsmahl selbst daheim in ihrer Küche gekocht hatte und nur eine Flasche Wein getrunken wurde, noch einen einzigen Gulden bares Vermögen.

Der Mann ward Nachtwächter und Hafenarbeiter, baute sein Feld bei Mondschein und zog die Egge selber, wenn er Roggen säte, holte das Futter für sein Kühlein, sowie das Holz aus dem Wigarte, ebenfalls nachts, um am Tage im Lohn arbeiten zu können.

Als sein erstes Kind starb, hausierte er von Haus zu Haus mit seiner Taschenuhr, die er zum Verkauf anbot, um die Leichenkosten bezahlen zu können. Niemand nahm sie ihm ab. Traurig wanderte er gen Meersburg, um sie dort feil zu bieten. Unterwegs kommt der Jud zu ihm, der Moos von Gailingen, und leiht ihm in christlichem Geiste vier Gulden auf seine Uhr.

Im Herbst 1850 bekam der Sylvester kaum für einige

Wochen Kartoffeln und von seinem Acker, auf den er bei Mondschein Roggen gesät, einen ganzen halben Sester Ertrag. Bittere Not kehrte bald in seiner Hütte ein. Da eilt er hinab ins Donautal, wo in Werrenwag eine Schwester von ihm in besseren Verhältnissen verheiratet ist.

Sie gibt ihm einen Sack Hafermehl für seine Familie und einen Laib Brot auf den Weg. Ohne einzukehren, nur an Straßenrändern ruhend, trug der Sylvester den Sack Mehl auf seinen Schultern heim, einen Weg von dreizehn Stunden. Unterwegs stillte er seinen Hunger mit dem Brot und den Durst mit Wasser.

Trotz seines Elendes hielt der Sylvester, ein alter Soldat, sich fern von der Revolution von 1848 und 49. Er half zwar die Hangouer Freischärler einexerzieren, aber als diese auszogen unter dem Kommando des großen Sanguinikers und Idealisten Kübele, blieb er weise daheim.

Der Sylvester starb erst 1893, ein Achtziger; sein Schwiegersohn, der Robert Rauber: Kirchenmaler, Glaser, Kaufmann, Hopfenhändler und Bankier in und um Hange, hatte ihn in den letzten Lebensjahren zu sich genommen und verklärte, dem alten, wackern, unverdrossenen Greise seine letzten Lebenstage. —

In jenen schlimmen Zeiten also nach der Revolution, wo der Himmel die Bauern und Rebleute strafte und die Reaktion ihre unbarmherzigen Hände auf sie legte, da strahlte der Geist des Franzosen am hellsten.

Da weder Wein noch Frucht mehr geraten wollte auf den Gefilden von Hange, so probierte der denkende Franzos es mit andern Dingen. Er fing an, Pastinak, Meerrettig, Möhren, Tabak, Hanf und Flachs zu pflanzen. Kartoffeln schaffte er neue, aus San Franzisko bezogene, herbei und führte mit seinem Nachbar, dem Adlerwirt Fecht, die erste Hopfenpflanzung am See ein.

Alles geriet, und während andere hungerten, hatte der Franzos „Zeug“ im Überfluß. Die Einführung des Hopfens,

die in den schlechten Weinjahren der kommenden Jahrzehnte unter den Haugouern mehr und mehr um sich griff, wurde zum wahren Segen für die Gemeinde.

Auch das erste englische Rasseschwein brachte der Franzos in sein Vaterdorf und mästete es bis auf ein Gewicht von drei Zentnern zum Staunen seiner Mitbürger.

Aber noch etwas erfand der kleine, ruhige, denkende Mann in jenen Hungerjahren. Er fing eine Pferdeschlächterei an. Bis dahin galt es am See, wie fast überall in Süddeutschland, als ein Greuel, Pferdefleisch zu essen, und es hatte auch niemand Appetit dazu.

Der Franzos führte diese zweifelhafte Delikatesse in Hange ein. Und um sie mundgerecht zu machen, lud er arm und reich dazu in sein eigen Haus ein. Wochenlang gab er alltäglich Gastereien mit Pferdebraten und schenkte dazu Wein, soviel die Geladenen wollten und tranken, um zu zeigen, daß Roßfleisch gut und gesund sei.

Noch zu meiner Zeit schlachteten die Hangouer bisweilen ein altes Pferd, kochten sein Fleisch in einem Brennkessel und hielten Mahl und Trunk.

Bei all' diesen Beiträgen zur Lösung der sozialen Frage versäumte der Franzos seine eigene wissenschaftliche Ausbildung nicht. Alles Wissenswerte interessierte ihn und in allem war er daheim. Ein Blick in seine Bibliothek überzeugt uns davon. Da fanden sich Werke über Religion: Dogmatik, Moral, Predigten; über Philosophie, so die Metaphysik der Sitten von Kant; über Landwirtschaft, Tierheilkunde und Chemie; Weltgeschichte und Spezialgeschichte: Schriften von Wieland und den bedeutendsten Kirchenvätern neben den Romanen von Alexander Dumas.

Alle diese Bücher hatte unser Franzos mehr denn einmal gelesen und konnte viele von ihnen fast auswendig. Und er war darüber gar nicht stolz. Still und bescheiden vor sich hinschauend, gab er Rede und Antwort mit einer sanften Kinderstimme, die an sich schon den bescheidenen Mann verrät.

Sein schönes, wohl bewirtschaftetes Gut übergab er zu meiner Zeit seiner Tochter und behielt für sich nur einige Rebstücke und einen Hopfengarten. Sein Schwiegersohn aber wurde das schon oben angedeutete Original von Stetthuim, der Karl Megerle, ein Nachkomme der Familie, aus welcher der berühmte Abraham a Santa Clara, Ulrich Megerle, abstammt.

Der „Karle" von Stetthuim ist der gefälligste Mensch in Hauge und war mir und meiner Schwester viele Jahre lang ein treuer Helfer in allen irdisch-häuslichen Nöten. Er holte mein Holz aus dem Wald, führte den Dung in meine Reben, machte Botengänge und leistete mir am Abend, abwechselnd mit dem Nachbar Sigmund, Gesellschaft, wenn ich, unfähig zum Lesen, jemand haben wollte zum „Schwätzen", nachdem der Sakristan sich zur Ruhe begeben hatte.

Der Karle ist nebenbei Musikant, Virtuos auf dem Horn, und blies bis vor wenigen Jahren mit einigen Konsorten aus Stetthuim und Meersburg auf allen Tanzböden der Umgegend bei Hochzeiten und in der Fastnacht.

Auch fungierte er als aktives Mitglied bei den Kapellen von Meersburg und Hauge. Das gehört auch zu den Kulturfortschritten der Rebleute am See, daß fast jedes Dorf eine wohlorganisierte Blechmusik hat. Im Kinzigtal gibt's auf den Dörfern allermeist nur je zwei oder drei Hochzeitsmusikanten mit Geige und Klarinette; an eine Musikkapelle wagen sich nur die Menschen „im Städtle".

Aber eins haben alle Musikanten der Welt miteinander gemein, sie trinken gern und streiten sich um den Spiellohn. So ging's auch in Hauge, und oft hat mir der Karle davon erzählt. Aber immer wieder haben sich die Parteien versöhnt, um aufs neue zu trinken und zu streiten.

Die Haugoner Kapelle war zu meiner Zeit berühmt. An ihrer Spitze stand Wilhelm, der Spiegler, einst Obertrompeter bei der Kavallerie und Solobläser erster Ordnung. Er hat einem Freunde von mir, dem Major von Schilling,

welchem die Kapelle einst vor meinem Pfarrhäuschen ein Ständchen brachte, so das Herz gerührt, daß er dem Wilhelm einen Taktstock aus Silber und Elfenbein machen ließ. —

War der Karle auf Kunstreisen, so besorgte ihm der Schwiegervater Franzos das ganze Gut besser, als wenn er selbst es bearbeitet hätte; denn gute Musikanten sind nicht immer die besten Feldarbeiter. Posthorn und Mistgabel passen auch schlecht zusammen.

Doch griff der Megerle auch bei der Arbeit wieder rüstig zu, wenn er genug „geblasen" hatte.

Aber er ist nicht bloß Virtuos auf dem Horn, sondern auch im Einsalzen von Schinken. Das macht ihm keiner nach. Seine Schinken sind pikant, wie die Reden seines berühmten Agnaten und Hofpredigers Ulrich, und wer noch nie von Karl Megerles Schinken gegessen und nie Ulrich Megerles Reden gelesen, hat noch nicht von den besten ihrer Art gekostet.

Was ihn aber, solange ich in Hange lebte, am meisten auszeichnete, war die große Fürsorge für seine alte Mutter, die auf der väterlichen Hütte in Stetthuim wohnte. Der Mutter, einer ernsten, sinnigen Frau von vornehmem Auftreten, ließ der Karle nichts abgehen, und wenn er selbst hätte darben müssen. Und so oft er Zeit hatte, eilte er hinauf nach Stetthuim, um nach der Mutter zu sehen.

Das Musikmachen soll ihm jetzt ganz vergangen sein. Statt auf auswärtigen Tanzböden lustigen Leuten aufzuspielen, ist er Agent für ein Nürnberger Hopfengeschäft geworden.

So sehr ist durch die „Erfindung" des Franzosen der Hopfenbau in Hange gediehen, daß die Nürnberger „Hopfenjuden" ihre Agenten „am Platz" haben. Und von ihnen einer ist unser Megerle. Mit Roß und Wagen kutschiert er zur Erntezeit weit ins Land hinein und kauft Hopfen für Israel.

Der Franzos aber wurde in seinen alten Tagen, ohne

es je gelernt zu haben, noch Schuhmacher. Beim Vater, dem alten Franzos, hatte er bloß zugesehen, wie er bisweilen Schuhe machte und flickte. Dreißig Jahre nach dem Tode des Vaters kommt der Sohn auf den Gedanken, zum Zeitvertreib die Schusterei auch anzufangen.

Gedacht, getan. Bald machte und reparierte er alles Schuhwerk fürs Haus. Mehr denn einmal hab' ich ihn in seiner Stube im obern Stock getroffen, wie er, seine große Hornbrille vor den Augen, schusterte. Auf der niedern Schusterbank lag irgend eines seiner Bücher, in welchem er, abwechselnd mit der Schusterei, gelesen hatte. —

An Ostern 1893 hatte ich den Franzos zu mir nach Freiburg eingeladen. Es stellte sich dabei heraus, daß er seit vierzig Jahren nicht mehr auf der Eisenbahn gefahren war. Er kam in eine neue Welt, aber sie imponierte ihm nicht. Wie jeder alte Rebmann am See hatte er nur noch den einzigen Wunsch, einen guten Herbst zu erleben, ehe er das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. Das Jahr 1893 hat diesen Wunsch befriedigt. Der Alte trank vom guten Dreiundneunziger den Herbst und Winter über, und dann legte er sich in den ersten Tagen des Jahres 1894 zum Sterben nieder und ging in eine bessere Welt, wohin sein Weib ihm schon vorausgegangen war. —

Der Schneider Klemens war die letzte Säule einer absterbenden Zeit. Fortan wird es in Hange weder mehr „wilde Kirschen" noch „Schneeballen" geben.

Außer dem großen Anselm reicht nur noch einer an Originalität an die alten Zeiten, die ich in diesem Buche geschildert. Es ist dies der schon in meinen „sonnigen Tagen" erwähnte Adolf Langenstein, genannt „des Löwenwirts Adolf."

Er kegelte, ramste und wettete noch mit dem Prinzen Konrad, er lernte von allen fahrenden Künstlern ihre Zauberkünste und von dem Fischer und Jäger Stefan Kübele, einem Bruder meines Sakristans, das Guitarrespielen. Dabei ist er ein Kunstpfeifer ersten Ranges.

Er meint, wenn nötig, könnte er sein Brot verdienen mit Pfeifen, Guitarrespielen und Zauberkünsten.

Aber er braucht es nicht, denn seine Geschäftsgewandtheit und sein Unternehmungsgeist haben ihn zum Rentner gemacht. Dabei hat ihm auch der Luftschiffer Zeppelin geholfen.

Der Adolf kaufte als Großfischhändler in Friedrichshafen billig ein großes Bauterrain in der Nähe der Stadt zu einer Zeit, da die Luftschifferei noch nicht auf der Tagesordnung stand. Er nannte es „Kolonie Langenstein“ und baute kleine Villen darauf. Bald kam der Graf Zeppelin und damit der Ruhm der alten Reichsstadt Buchhorn.

Das Baugelände Langensteins stieg fortwährend im Werte und machte ihn zum Rentner, der heute, 1911, an der Seestraße in Konstanz in einer mit selbst gesammelten Altertümern gezierten Villa privatisiert und am Abend am Stammtisch in's „Engstler's Bierwirtschaft“ den Konstanzer Bürgern seine Kunststücke zum besten gibt und von Zeit zu Zeit nach Hange hinüberfährt und seinen Freunden und Bekannten einen Trunk spendet.

Was er unternommen, glückte ihm und was er kaufte, rentierte. Pech hatte er, wie er meint, nur im Schenken.

Einmal, als er noch Großfischhändler in Friedrichshafen war, wollte er die größte Forelle, die je am See gefangen wurde, in sinniger Weise dem Kaiser schenken. Sie wurde nicht angenommen.

Dem Grafen Zeppelin wollte er einen Bauplatz für eine Villa schenken; der Graf dankte dafür.

Der katholischen Gemeinde, die in der Nähe seiner Kolonie einen Platz kaufte für eine neue Kirche, wollte er die Hälfte des Bauplatzes schenken, wenn sie die Kirche auf seinem Terrain baue. Es wurde abgelehnt.

Einer armen Frau, die elf Kinder hatte und nichts zum Leben, wollte er einen halben Zentner Habermehl schenken. Sie lehnte es ab, weil ihr Mann, der Hilari, das Habermuß nicht gerne esse.

Seinem Humor und seinem Hagnauer Durst taten aber diese Ablehnungen keinen Eintrag.

So ist der Adolf, noch kein Sechziger, der letzte originelle Vertreter seines heimatlichen Dorfes aus der Zeit, da ich am See lebte.

Die Halbkultur hat seit Jahren übermächtig um sich gegriffen. Es sind keine Dörfer und keine Dorfmenschen mehr am See; es sind Städtledörfer, Städtlemenschen am schwäbischen Meer badischen Anteils hin.

Von Jahr zu Jahr machen die Seehasen, wie die Bauersleute fast überall im flachen Land, mehr und mehr die Moden und Sitten unserer blasierten Städtekultur nach. Die Kleidung wird nachgeäfft, Verlobungs-, Hochzeits- und Neujahrskarten werden versandt, bei Todesfällen gedruckte Anzeigen verschickt und zu Leichenbegängnissen Beileidskränze dediziert. Wo aber diese Kränze grassieren, hört der katholische Rosenkranz, das schönste Gebet für Verstorbene, gar bald auf.

In den mehr als 25 Jahren, da ich vom See weg bin, hat diese Unnatur mit Macht zugenommen zum Nachteil für Familie, Gemeinde, Staat, Kirche und Gesellschaft.

Nur eines kann, gottlob, nicht kultiviert werden, die große Natur. Das schwäbische Meer schlägt seine mächtigen Wogen noch Tag und Nacht an die Ufer, die Stürme brausen noch wie ehedem über seinen Wassern, die eisigen Firnen der Gebirgswelt glühen noch im Abendsonnenschein in seine Fluten hinab, die Tannen im „Wigarte“ flüstern noch im Morgenwind, und die Bächlein eilen noch dem See zu.

Die Menschen mögen sich ändern, Bauern und Rebleute in Zylindern und Landmädchen in Staubmänteln und mit „Sonnendächle“ am See hin und her ziehen, kein Pfarrer mehr mit seinem Sakristan im Winkel hinter der Kirche sitzen und von alten Zeiten reden, eines wird bleiben — die große herrliche Schöpfung Gottes, die Natur. Erfüllen wird sich des Dichters Wunsch:

Doch, was die Zeit uns auch verspricht,
Natur, versiege du nur nicht!
Du mächtige, mannigfache, reiche,
Versinke nicht ins flache Gleiche!

Und recht hat derselbe Dichter, wenn er unserer Zeit und ihrer Kultur- und Modesucht zuruft:

Erzieht nur, bildet unverdrossen,
Es spielt Natur euch allen einen Possen!
Doch wird ein Esel euch geboren,
So kultiviert ihm ja die Ohren!

